Heinrich Seidel's erzählende Schriften

Stuttgart, J. G. Cotta'sche
Buchhandlung Nachfolger G.m.b.H.

Erzählende Schriften

von

Heinrich Seidel.

Vierter Band.

Heimatgeschichten. I.



Stuttgart 1900.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Heimatgeschichten

von

Heinrich Seidel.

Erster Band.



Stuttgart 1900.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Odysseus.

Eine Vogel- und Menschengeschichte.





1. Der Teichrohrsänger.

. . . . , o laßt mich hören,
Was Schilf und Welle sich erzählt.
Reinick.

Ein junger Naturforscher, Namens Hermann Werder, befand sich auf einer Fußreise in jenem schönen und noch viel zu wenig gekannten Teile unsers deutschen Vaterlandes, der durch die bewaldete Hügelkette des uralisch-baltischen Höhenzuges und durch eine große Anzahl buchtenreicher Seen so eigentümliche und seltene Reize erhält. Die Schönheit dieser Gegenden wird hervorgebracht durch eine anmutige Abwechselung von Wiese, Feld und bewaldeten Hügeln und vor allem durch den Reichtum an Wasser, das sich sowohl in großen blauen Seen mit fern dämmernden Ufern ausbreitet, als auch in kleinen Weihern überall in der Landschaft aufblitzt, das sich in gewundenem Laufe durch weite grüne Wiesenthäler in die Ferne verliert, aber auch rauschend und fröhlich durch buchenbewachsene Waldthäler dahinströmt. Freilich, von diesen Reizen war an dem Orte, wo sich der junge Wanderer eben befand, wenig zu spüren, denn er

marschierte auf der Chaussee nach Golnow, die sich in der Richtung von Süden nach Norden schnurgerade durch einen ausgedehnten Buchenwald erstreckte. Es war zur Mittagszeit, der Weg schattenlos und die Sonne meinte es gut. Allein dies schien den jungen Mann wenig zu kümmern, sein Gepäck war leicht und sein Sinn heiter, und er gehörte zu jenen Naturfreunden, denen die Anstrengung das Vergnügen nur erhöht. Er marschierte rüstig weiter und ließ seine Augen munter umhergehen. Ihm entging nichts von dem, das sich um ihn regte und bewegte oder sich in Farbe und Form hervorthat. Sein scharfer Blick folgte dem Vogel, der sich in der Ferne vorüberschwang, und erkannte ihn an der Art seines Fluges. Jedes schwankende Flattern eines Schmetterlings erregte seine Aufmerksamkeit, ein andersfarbiger Fleck an der hellen Rinde eines Buchenstammes war im stande, ihn vom Wege abzulenken, und dann wieder, wenn sein Fuß durch das Gras des Chausseegrabens streifte, folgten seine Augen dem kleinen Getier, das allerseits aufgescheucht das Weite suchte. Er war auf der Höhe eines Hügels angelangt und schaute, indem er sich den Schweiß von der Stirne trocknete, die schnurgerade, staubige Chaussee entlang. Schattenlos, von der Sonne durchglüht und einsam lag sie vor ihm; nur in der Ferne kroch langsam ein Lastwagen die Anhöhe hinauf; man hörte in der Mittagsstille das Knallen der Fuhrmannspeitsche und das klingende Rasseln der Eisenteile. Sonst war alles leer, denn die Straße, auf der einst ungezählte Frachtwagen und Gefährte

verkehrt hatten, war durch die Anlage einer Eisenbahn vereinsamt und glich den Altwassern eines Flusses, dem man ein neues Bett angewiesen hat. Von dem Ziel des jungen Reisenden, der guten alten Stadt Golnow, war in der weiten Ferne nichts zu bemerken, und sehnsüchtig schweiften seine Augen einen grünen Waldweg entlang, der sich von der Landstraße in das kühle Schattengebiet der Buchen verlor. Vor ihm auf dem staubigen Chausseebaum sang unermüdlich eine Goldammer ihr fadendünnes Lied: Wenn du zwei Flügel hätt'st, könnt'st du mit flieeeg'n!" aber fern aus den grünen Wipfeln rief so lockend der Pirol, und ehe sich Hermann Werder noch recht besinnen konnte, war er in den schattigen Waldweg eingebogen. Er gedachte dort ein schönes Plätzchen aufzusuchen und von seinen Reisevorräten eine Mittagsmahlzeit zu halten. Eine Weile war er fortgeschritten, als der Weg eine Biegung machte, um auf der Höhe zu bleiben, denn ein sanft abfallender Grund senkte sich hinab und in der Ferne schimmerte es hell zwischen den Stämmen in jenem bläulichen Duft, der im Sommer über größeren Gewässern zu liegen pflegt. Hermann stieg durch das raschelnde Laub, dessen weiche Decke viele Herbste hier aufgehäuft hatten, den Abhang hinab und erblickte bald durch eine Lücke der Ufergebüsche den glatten Wasserspiegel und ein Stück des gegenüberliegenden waldigen Ufers. Dann trat er aus dem Walde hervor und sah die weite, blanke Fläche vor sich liegen. Zu seiner Rechten ging eine kleine, bewaldete Halbinsel in den See hervor und

versperrte ihm die Aussicht, zur Linken aber überschaute er die ganze Ausdehnung und bemerkte an der entferntesten Bucht aus Baumwipfeln hervorragend ein weißes Gebäude, aus dessen Schornstein ein blasser Rauchfaden in die stille, sonnige Luft emporstieg.

Er legte sein Gepäck ab und lagerte sich an einer etwas erhöhten Stelle des Ufers dicht am Wasser in das weiche Gras. Ein leichter Nachmittagswind hatte sich aufgemacht; er brachte ein leises Flüstern in die Blätter und ließ das junge Rohr am Strande mit leisem Wispern ertönen. Dazu erschallte von allen Teilen des Ufers fortwährend das laute, knarrende Geschwätz der Drosselrohrsänger.

„Ah," murmelte er, „Calamoherpe turdoides macht sich sehr bemerklich, Calamoherpe arundinacea wird auch wohl nicht weit sein." Wie zur Bestätigung rührte es sich jetzt vor ihm in dem Rohrdickicht und ging mit leisem Rascheln von Halm zu Halm; man konnte daran die Bewegung des Verborgenen verfolgen. Dann hörte die fortschreitende Bewegung auf, nur der letzte Halm wiegte sich und raschelte stärker, bis plötzlich an derselben Stelle ein wunderlicher, schwätzender Gesang entstand, der gewissermaßen das Flüstern und Wispern des Rohres musikalisch zum Ausdruck brachte. Endlich kam es auf dem Rohrhalme immer höher emporgestiegen und zuletzt tauchte ein Teichrohrsänger an die Oberfläche hervor, ein kleines, bräunliches Vögelchen, das sein singendes Geschwätz unter aufgeblasenem Gefieder mit der größten Anstrengung hervorzubringen schien. Hermann war

unwillkürlich aufgestanden und trat näher, aber das aufmerksame Tierchen bemerkte ihn, tauchte wieder in das Dickicht, und man sah an dem Zucken der Rohrhalme, wie es sich entfernte. Weiterhin kam es noch einmal hervorgestiegen, schaute sich neugierig um und verschwand wieder zwischen den Halmen, wo es sogleich in seinem sonderbaren Gesange fortfuhr. Den Naturforscher wandelte die Lust an, das Nest zu suchen, das in dem kleinen Rohrdickicht stehen mußte. Kurz entschlossen legte er seine Fußbekleidung ab und fing an, in dem seichten Wasser zwischen dem Röhricht herumzuwaten. Die scharfkantigen Blätter schnitten ihn in die Finger und das tausendfältige Insektenvolk, das dort seinen Wohnsitz hat, umschwirrte und belästigte ihn, allein so viel er auch suchte, er fand nichts. Zuweilen stand er und horchte und vernahm dann das knarrende Gesinge der übrigen Rohrsänger und das Springen der Fische im Wasser. Die Sonne brannte und zog große Tropfen auf seine Stirn, allein das Wasser spielte verlockend kühl um seine Füße, und so wandelte ihn die Lust an, ein Bad zu nehmen. Er ging wieder ans Land, entkleidete sich und watete durch eine freie Stelle des Röhrichts ins Wasser. Wo das Schilf aufhörte, ging der Grund sehr schnell in die Tiefe, so daß Hermann bald schwimmen mußte. Zuerst trieb er sich in der Nähe des Ufers umher und schlug mit Armen und Beinen das Wasser, daß es in tausend Tropfen über ihn hinwegspritzte. Dann schwamm er weiter hinaus, denn er war neugierig zu sehen, wie weit sich wohl der See auf der andern

Seite der Halbinsel erstrecken möchte. Er war ganz übermütig gestimmt im Gefühle seiner Kraft und der Frische, die das kühle Element durch seine Glieder goß, und rief zuweilen mit lauter Stimme das Echo an, das ihm von allen Ecken und Vorsprüngen aus allmählich verhallend antwortete. So langte er gegenüber dem äußersten Ende der Landzunge an und sah nun, wie nach dieser Richtung der See weithin ging und sich in ferne waldbesäumte, blau dämmernde Buchten verlor.

Auf der anderen Seite der Halbinsel in der Nähe des Fußweges, der dem Ufer des Sees folgte, wurde durch das laute Plätschern und die Rufe Hermanns ein Mann aufgestört, der dort schon seit einer Stunde im kühlen Schatten ruhig schlief. Bei dem ersten Blicke mochte man wohl erkennen, daß dieser Mann seine Gründe hatte, die Stille und Abgeschiedenheit einsamer Fußwege und Waldpfade der belebten Landstraße vorzuziehen, denn er gehörte offenbar zu jenen Vagabunden, deren schweifendes Zigeunerleben nur unterbrochen wird, wenn eine fürsorgliche Behörde ihnen Gelegenheit gibt, in öffentlichen Staatsanstalten bei der nützlichen Beschäftigung des Wollespinnens von den Strapazen ihrer abenteuerlichen Wanderschaften auszuruhen. Dieser Mann also fuhr aus dem Schlafe empor und horchte eine Weile. Dann hängte er sein schmieriges Bündel um, stülpte den durchlöcherten Hut auf das struppige Haar, in dem noch einige Heuhalme als die Spuren seines letzten Nachtquartiers hingen, nahm seine Stiefel in

die Hand und schlich vorsichtig auf eine kleine Anhöhe, die ihm den Ausblick nach jener Seite gestattete, wo sich Hermann befand. Als der Vagabund diesen bemerkte, der weit im See wassertretend und die Augen mit der Hand beschattend in die Ferne blickte, ging ein pfiffiges Grinsen über seine von Luft, Sonne und Schnapsgenuß braunrot gefärbten Züge, und die kleinen, schwarzen Aeuglein funkelten lüstern. Sodann, indem er sorgfältig spähte, ob niemand weiter zugegen sei, schlich er vorsichtig näher, bis er an den Ort kam, wo Hermann sich vorhin gelagert hatte. Ohne weiteres fuhr er sofort mit seinen nackten Füßen in dessen Stiefel, die zu seiner großen Genugthuung sehr gut paßten, stülpte sich den kostbaren Panamahut auf, raffte eilfertig Gepäck und Kleidungsstücke zusammen und verschwand damit im Dämmer des Waldes. Seinen durchlöcherten Filzhut und seine zwei Stiefelruinen ließ er, froh des guten Tausches, als Ersatz an dem Orte zurück.

Nach kurzer Zeit kam Hermann nichts ahnend ans Land getrieft und suchte vergeblich den Platz, wo er sich entkleidet hatte. Endlich fand er den Hut und die Stiefel, und mit Blitzesschnelle durchzuckte ihn plötzlich eine Vorstellung dessen, was sich ereignet hatte. Im ersten Augenblicke überwältigte ihn fast diese niederschmetternde Thatsache und wie betäubt sank er ins Gras, saß dort eine Weile und stierte vor sich hin. Dann sprang er plötzlich wieder auf, lief auf eine kleine Anhöhe und blickte wild nach dem verschwundenen Uebelthäter aus. Aber bei dieser

vergeblichen Bemühung verlor sich der erste Schreck, der Humor dieser Begebenheit kam Hermann zum Bewußtsein und ließ ihn laut auflachen. Er setzte sich in den warmen Sonnenschein und bedachte seine Lage. Fürwahr in einem Nu war er zu einem unmöglichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft geworden und nicht viel besser als ein wildes Tier. Ohne Kleidung, ohne Geld, ohne jegliches Hilfsmittel saß er hier in der unbekannten Gegend eines fremden Landes, nur im Besitze eines fürchterlichen Hutes, zweier diesem ebenbürtiger Stiefel und eines nicht unbeträchtlichen Hungers. Niemals in seinem Leben war es ihm so einschneidend zum Bewußtsein gekommen, was es bedeutet ein Kulturmensch zu sein, ein Kulturmensch mit Ober- und Unterzeug, Taschenuhr, Bürste, Kamm, Zahnstocher, Portemonnaie und Cigarrentasche. Aber was half es, mit den vorhandenen Thatsachen mußte gerechnet werden, und er machte sich allmählich seinen Plan. Es erschien ihm am richtigsten, die Dunkelheit abzuwarten und in ihrem Schutze am Ufer des Sees entlang bis zu jenem Hause zu gehen, das er an der äußersten Bucht aus den Bäumen hervorschimmern sah. Dort, im Gebüsch verborgen, wollte er durch Rufe die Aufmerksamkeit der Menschen zu erregen suchen. Nach diesem Entschluß ward er etwas ruhiger, die aufgeregten Wogen seines Gemütes legten sich, und er sah nach dem Stande der Sonne. Danach mußte es gegen drei Uhr sein. Dann begann er sich für die Dauer der Zeit häuslich einzurichten. Er brach viele belaubte Zweige ab und bedeckte sich damit,

so daß er ganz verborgen und vor den direkten Sonnenstrahlen geschützt war.

Wie langsam spann sich die Zeit hin! Allerlei ferne Töne drangen an sein Ohr, zuweilen ein Rauschen im welken Laub oder ein Klang wie von fernen Stimmen, aber alles verlor sich wieder. Einmal hörte er das dumpfe Rollen eines Wagens auf der fernen Chaussee. Er rief laut: „Hierher! Hilfe!" Das Echo trug den Ruf von Bucht zu Bucht, ersterbend klang er noch einmal in der Weite und versank dann in fernen Blättermassen. Auch das Rollen des Wagens verlor sich allmählich. Dann war wieder eine Zeitlang nichts um ihn als das stille, sonnige Weben des Waldes, ein zartes Flüstern im Schilf und das unablässige Geschwätz der Rohrsänger. Der See lag vor ihm im Schutz der Halbinsel glatt wie Glas, nur in der Ferne, wo der leichte Wind Zugang hatte, ging es wie ein mattgeschliffener Streifen über ihn hin. Dort schwamm ein Kragentaucher und neben ihm wie vier kleine Pünktchen seine Jungen. Unwillkürlich wollte Hermann nach seinem Fernrohr greifen, das er wie jeder gute Ornithologe bei sich führte, allein wo war das jetzt? Vielleicht befand sich sein jetziger Besitzer schon auf der andern Seite des Sees und betrachtete ihn hohnlachend aus sicherer Ferne. Einige Beschäftigung gaben ihm die Mücken, die abzuwehren bei der großen Fläche, die er ihren Angriffen darbot, einige Kunst erforderte. Mit ihrem feinen, geduldigen Singen waren sie unablässig um ihn beschäftigt. Der Sport, sie ihren durchsichtigen Hinter-

leib ganz voll Blut saugen zu lassen und sie dann in der Blüte ihrer Sünden hinzumorden, erheiterte ihn eine Zeitlang.

Dann fielen seine Augen auf die Stiefel des räuberischen Unbekannten, die einen ebenso sonderbaren als bemerkenswerten Anblick darboten. Der eine lag wie wegemüde auf der Seite und hatte seine halbausgerissenen Ohren lang vor sich gestreckt, es war ersichtlich, daß er schlief. Der andre dagegen stand aufrecht, nur seinen lappigen Schaft hatte er zur Seite gesenkt und stierte Hermann mit plebejischer Gemeinheit unverwandt an. In seiner aufgesprungenen Schnauze standen die Zwecken wie eine Reihe von Haifischzähnen und um dies rötliche, abgescheuerte Maul lag ein teuflischer Zug höhnischen Grinsens, der Hermann, so lächerlich es auch war, allmählich in Zorn versetzte, denn es erschien ihm fast, als ob ihn dieser Lump von einem Stiefel in Vertretung seines Herrn mit schadenfroher Gemeinheit verspotte. Voller Zorn ergriff er die beiden Scheusäler und schleuderte sie ins Wasser.

Die Sonne näherte sich mehr und mehr den Waldwipfeln und es fing an, allmählich kühler zu werden. Hermann schauerte zuweilen zusammen und häufte mehr Zweige und Blätter um sich her. Seine Augen schweiften ungeduldig spähend bald nach dem Stande der Sonne, bald musterten sie jeden Vorsprung und jede Bucht des Seeufers, allein nirgends wollte sich eine Aussicht auf Hilfe und Rettung zeigen. Von der Stelle, wo er lag, zog sich das Ufer in einem

großen Bogen bis zu jenem Hause hin, das er gleich zu Anfang bemerkt hatte, er konnte deshalb diese ganze Partie in einzelnen Teilen übersehen und sogar zuweilen den Fußweg unterscheiden, der auch an seinem Lagerplatz vorüberführte.

Da, als er wohl zum zwanzigstenmal diesem Zuge des Ufers mit seinen Augen folgte, bemerkte er plötzlich in ziemlicher Entfernung auf dem Fußwege eine helle menschliche Gestalt, die sich langsam näherte. Jetzt ward sie wieder vom Buschwerk verdeckt, und eine Zeit der peinlichsten Spannung trat ein, weil sie gar nicht wieder zum Vorschein kommen wollte. Konnte sie nicht einen andern Weg eingeschlagen haben oder umgekehrt sein? Schon wollte er seine Stimme zu lautem Hilferuf erheben, da endlich tauchte die helle Gestalt wieder aus den Büschen hervor und zwar diesmal um vieles näher. Es schien ein junges Mädchen zu sein, sie trug ein helles Sommerkleid und hatte einen Strohhut am Arme hängen, ein kleines Hündchen begleitete sie, und zuweilen hörte Hermann dessen kläffende Stimme. Ein neuer Schreck überfiel ihn, als er bemerkte, daß es wirklich ein junges Mädchen war; der älteste Zittergreis wäre ihm in diesem Falle lieber gewesen. Er raffte das Laubwerk, das ihn umgab, dichter zusammen und beobachtete gespannt die Nahende. Jetzt stand sie und blickte ruhig über den See hinaus, eine anmutige, schlanke Gestalt mit reichem, dunklen Haar und einem schönen, stillen Antlitz. Unterdessen kam es mit hastigen Sprüngen durch das hohe Gras ge-

arbeitet; es war der kleine Hund, der schnüffelnd auf Hermann zukam. Plötzlich erblickte das Tierchen diesen, prallte zurück, und fing an, mit Beharrlichkeit und großem Kraftaufwand zu bellen, wobei es ihn mit den großen, von weißem Hängehaar fast verdeckten Augen zornig anblickte. Das Mädchen wandte sich zu dem Hunde und rief: „Zerline, was hast du da? Komm, wir wollen nach Hause gehen!"

Aber Zerline wedelte nur sehr wenig mit dem Stummelschwänzchen und fuhr fort, ihre Entrüstung mit lautem Kläffen auszudrücken. Das Mädchen kam näher, um zu sehen, was den Hund so in Aufregung bringe; sie dachte, es würde wie gewöhnlich ein Igel sein, ein Tier, das bekanntlich den Zorn aller Hunde in hohem Maße zu erregen pflegt. Jetzt war für Hermann der Augenblick zum Handeln gekommen:

„Mein Fräulein," sprach er hinter seinem Busch mit lauter Stimme, „erschrecken Sie nicht, fliehen Sie nicht, sondern hören Sie mich an."

Die Wirkung dieser Ansprache war, daß das Fräulein erstens ziemlich erschrak, zweitens sich zur Flucht wandte, drittens aber sich besann und stehen blieb, um das weitere zu hören. Zerline bellte unglaublich.

Hermann fuhr fort: „Mich zwingt die Not, Hilfe bei Ihnen zu suchen. Ich bin, als ich in diesem See badete, meiner sämtlichen Habseligkeiten beraubt und in einen ganz hilflosen Zustand versetzt worden;" — hier wandte das Mädchen sich ab und blickte über den See hinaus — „ich bitte Sie inständigst, mir

Hilfe senden zu wollen. Ich heiße Doktor Hermann Werder. Eine Karte habe ich aus einleuchtenden Gründen nicht mehr bei mir, sonst würde ich sie Ihnen durch gegenwärtiges liebenswürdiges Hündlein apportieren lassen, im Falle es diese nützliche Kunst gelernt hat!"

Das Mädchen lächelte fast unmerklich bei den letzten Worten und sprach: „Ich werde sofort nach Hause eilen; in einer Stunde kann die Hilfe hier sein."

Damit ging sie schnell auf dem Fußsteige zurück in der Richtung, woher sie gekommen war. Zerline bellte noch eine Weile, dann lief sie eilig ihrer Herrin nach, kehrte noch einmal zurück, stieß ein hastiges Gekläff aus und sprang dann in langen Sätzen durch das hohe Gras davon.

Eine große Beruhigung kam über Hermann. Er fühlte sich im Gegensatz zu seinem früheren kritischen Zustande so sicher und geborgen, daß er zum Schlusse noch zu einem ganz behaglichen Gefühl des Humoristischen in seiner Lage gelangte und einmal über das andre über diese seltsame Fügung des Geschickes still vor sich hin lachte.

*

2. Die Nachtigall.

Doch süsser noch erklinget
Ein sonders Vögelein,
So seinen Sang vollbringet
Bey Mon vnd Sonnenschein.
Friedrich von Spee.

Nach einiger Zeit bemerkte Hermann Werder, daß sich aus der entfernten Bucht in der Nähe des weißen Hauses ein Kahn ablöste und in den See hinausfuhr. Bald erkannte er zwei Männer darin, deren einer mit kräftigen Ruderschlägen das Fahrzeug fortbewegte, während der andre am Vorderteil saß und über den See hinausblickte. Dieser Mann erhob sich, als der Kahn in die Nähe der Bucht kam, und zeigte sich als ein großer, wohlbeleibter Herr mit einem rosigen, jovialen Antlitz. Indem er spähend seine Augen umhergleiten ließ, rief er: „Nun, wo weilt er, der herrliche Dulder Odysseus?"

Hermann nahm auf diese lustige Anrede einen grünen Zweig und schwenkte ihn kräftig. Der Kahn ward ans Land getrieben, der Mann stieg aus und ließ sich von dem Ruderer ein Bündel reichen, mit dem er sich Hermanns Lagerstatt nahte. „Beim Erderschütterer Zeus!" rief er, „wunderbar ist dein Schicksal, o Fremdling! Doch ehe ich unnütze Worte verschwende, nimm hier dies Bündel, es enthält die nötige Gewandung. Piepmeyer, der kunstvollste Schneider in der turmreichen Stadt Golnow, entwarf sie vor Jahren aus schlesischem Tuch."

Während Hermann sich ankleidete, zog der Mann

eine Flasche hervor, hielt sie gegen das Licht und sprach dann: „Nimm auch dies, würdiger Fremdling, denn ich sehe, du schudderst trotz Helios' wärmenden Strahlen. Kunstreiche gallische Mönche brauten diesen Trank aus mystischen Kräutern des Gebirges und köstlichem Cognac. Wie liebliches Feuer durchrinnt er die Adern, ist morgens nicht übel, des Mittags vorzüglich, des Abends heilsam und nicht schädlich um Mitternacht."

Nachdem Hermann getrunken und sich vollends angekleidet hatte, sprach der Mann weiter:

„Nun da Sie wieder als Kulturmensch, wenn auch in etwas beutliger Gewandung — denn für meine behäbige Fülle, nicht Ihre jugendliche Schlankheit, entwarf Piepmeyer dies Kunstwerk — vor mir stehen, erlauben Sie, daß ich mich vorstelle. Mein Name ist Konrad Bastian und ich bin der Besitzer des Gutes Goldensee. Und nun lassen Sie uns das schöngeschnäbelte Schiff besteigen und nach Hause fahren, Herr Doktor, und den Göttern ein Dankopfer bringen für Ihre glückliche Errettung." Während sie über den See fuhren, setzte der joviale Herr in seiner burlesken Weise die Unterhaltung fort, und bald landeten sie in einer kleinen Bucht, von der aus sich ein schöner wohlgepflegter Garten in Terrassen zu dem weißen Hause hinaufzog. Was Hermann, als sie diesen durchschritten, besonders auffiel, war der ungewöhnliche Reichtum an singenden Vögeln, die alle Sträucher und Bäume besetzten und die Luft mit süßen Klängen erfüllten. Sein geübtes Ohr unterschied sofort den

flötenden Gesang des Mönches und der Gartengrasmücke, das laute Schwatzen des Gartenlaubvogels, das Schmettern der Finken und das liebliche Lied des Rotkehlchens. Dazwischen schwirrte der Waldlaubvogel, und aus den Wipfeln klang die sonderbare, abfallende Tonfolge des Fitis. Aber alles übertönten die Nachtigallen, die in den Gebüschen wetteifernd gegeneinander jauchzten und jubelten, daß man fast davon betäubt wurde. Hermann sprach seine Verwunderung darüber aus, und Herr Bastian erwiderte: „Mein Bruder hat dies zu stande gebracht, er ist der Gebieter alles dessen, was da fleucht und kreucht, und die Vögel des Himmels gehorchen seinen Winken."

Sie gelangten jetzt an eine von Rosen umrankte Veranda vor dem Hause, wo zwei Damen, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, saßen. Die ältere, eine behäbige, rosige Erscheinung, war die Frau des Herrn Bastian, und in der Tochter erkannte Hermann seine gütige Retterin wieder. Beide Damen lächelten, als sie ihn in seinem sonderbaren Aufzuge erblickten, und bei der jüngeren mischte sich zugleich ein sanftes Erröten hinein. „Wie Rosen in einer silbernen Schüssel," würde Herr Bastian vielleicht gesagt haben, wenn er es bemerkt hätte, da dies aber nicht der Fall war, so rief er: „Teuerste Gattin, ich hoffe, das Vesperbrot steht bereit, denn ich fürchte, unser herrlicher Dulder Odysseus hat einen wahnsinnigen Hunger!" Da die Frau dazu nickte, so fuhr er fort: „Gut, so laßt uns hineingehen und die Hände erheben zum lecker bereiteten Mahle!"

Im anstoßenden Gartensaale war ein Tisch gedeckt, der nach der Sitte des Landes gar reichlich mit allerlei kalten Gerichten bedeckt war.

„Nun, mein lieber Freund," sagte Herr Bastian, als man sich gesetzt hatte, „wovon wünschen Sie, vom geräucherten Rücken des schwerhinwandelnden Stiers, von der bräunlichen Ente, oder vom Schinken des Schweins, deſſ' purpurrosigen Querschnitt köstlicher Speck umkränzt mit rötlich schimmerndem Anhauch. Ist Ihnen Mettwurst genehm, kunstvoll in Därme gestopft, von einer Meisterin Hand? Rosalie Rütebusch heißt sie und führt uns die Wirtschaft."

„Aber lieber Konrad," sagte lächelnd die Frau, „was soll der Herr Doktor von dir denken?" dann wandte sie sich an diesen und fuhr fort: „So geht es oft den ganzen Tag und kein vernünftiges Wort kommt aus seinem Munde. Zuweilen versteht kein Mensch, was er eigentlich will."

„Weib, störe nicht den erhabenen Flug meiner Gedanken!" sagte Herr Bastian, indem er ein mächtiges Stück Rauchfleisch heruntersäbelte.

Das Gespräch kam nun wieder auf Hermanns Abenteuer und es ward die bestimmte Vermutung ausgesprochen, daß der schwarze Jochen, ein bekannter Vagabund, der sich während der letzten Zeit in der Gegend herumgetrieben hatte, wahrscheinlich der Thäter gewesen sei. Zugleich kam auch die Rede auf die ornithologischen Studien des jungen Doktors und nun bedauerte man, daß Onkel Ludwig gerade heute auf einem Ausflug begriffen sei. — „Mein Bruder Lud-

wig, das ist Ihr Mann," sagte Herr Bastian. „Heute ist er fort und sitzt in einem entfernten Moor, wo er es auf irgend einen besonderen Vogel abgesehen hat, der eine außergewöhnliche Art zu piepen an sich trägt. Aber morgen ist er wieder hier und da müssen Sie ihn gleich besuchen. Ja, das ist Ihr Mann. Wenn Sie den nehmen und setzen ihn mitten in den unbekanntesten Teil von Afrika, wo die Karte noch ganz weiß ist, mitten in den Urwald, und es hockt da auf einem Kokusnußölsodaseifenbaum ein ganz unmöglicher Vogel, wie Sie ihn in Ihren kühnsten Träumen nicht zu denken wagen, da bemerkt er Ihnen ganz kaltblütig: ‚Aha, Gallipago officinalis,‘ oder wie das Biest sonst auf lateinisch heißt, und sagt Ihnen, was für Eier er legt und wie seine Familienverhältnisse sind. Oder Sie setzen ihn in die indischen Dschungeln, wo es von Tigern wimmelt, wie hier in guten Jahren von Feldmäusen, was wird er thun? Vogelnester wird er suchen im Angesicht des sicheren Todes und noch im Rachen des Tigers sein Taschenbuch mit Notizen bereichern.

Sie haben schon selber bemerkt, wie er den Garten und seine Umgebung in raffinierter Weise mit Singvögeln bevölkert hat, so daß man an schönen Frühlingsabenden wie heute, wenn die ganze Bande unisono loslegt, sein eigenes Wort nicht verstehen kann. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Sie bemerkten vorhin, daß Sie Ihren Koffer nach Golnow vorausgeschickt haben ins Hotel zur goldnen Sonne. Morgen mit dem Frühesten schicke ich Friedrich mit

den beiden Ponies hin und lasse ihn abholen, und Sie bleiben hier, solange Sie wollen. Ornithologische Studien können Sie hier machen, daß Ihnen die Augen übergehen. Auch die Flora ist in hiesiger Umgebung, wie Rektor Baumüller aus Golnow sagt, „ungemein interessant". Es wachsen hier Sorten von Unkraut, von denen sonst die ganze Provinz verschont geblieben ist. Nicht wahr, mein teuerster Odysseus, Sie erweisen mir diese Freundlichkeit? Wahrlich ich sage Ihnen, brächte man mir alle Schätze Indiens auf einem Präsentierteller und flehte mich an: ‚Bitte, bedienen Sie sich!' es würde mich nicht so glücklich machen, als wenn Sie jetzt ja antworten!"

Was sollte Hermann auf eine so freundliche Aufforderung wohl anders thun, als sie annehmen, zumal da ihm kein Hindernis im Wege lag und da sich der eigentliche Zweck seiner Fußreise scheinbar hier am besten erfüllen ließ?

Nach dem Essen saß er noch eine Weile mit Herrn Bastian bei einer guten Flasche französischen Weißweins und ging dann hinauf in sein Zimmer, da sich doch nach dem starken Fußmarsch und den übrigen Ereignissen des Tages eine frühzeitige Ermüdung bei ihm einstellte. Das Zimmer lag in einem Giebel nach dem Garten hinaus, und Hermann saß noch eine Weile am Fenster und blickte in die Junimondnacht. Mit hellen Steigen und düstern Gebüschgruppen zog sich der Garten hinunter an den See, der sich in dämmernde Buchten und in den silbernen Mondscheindunst der Ferne verlor. Schimmernde Blumen-

angesichter blickten still aus den Schatten, und ein süßer Duft von jungen Rosen stieg zu ihm empor. In der Ferne, in der Nähe, überall schlugen die Nachtigallen; eine saß nahe am Fenster in dem zierlichen Gezweige eines Baumes, er sah den schlanken, dunklen Körper des Tierchens sich gegen den hellen Abendhimmel abheben und bemerkte deutlich, wie es mit Leib und Seele jauchzte und jubelte. Wenn in der Nähe einmal eine kurze Stille eintrat, so kamen aus der traumhaften Ferne hold verworren die Töne der andern herüber, so daß keine Sekunde ohne die lieblichen Klänge war. Derweil er so saß, ward unten im Hause, wo noch ein sanfter Lichtschimmer in die Nacht hinausging und das Blattwerk grün durchleuchtete, ein Klavier angeschlagen, und nach einem kurzen Vorspiel ertönte der Gesang einer schönen, vollen Mädchenstimme zum Preise der schönen Rosenzeit:

Wenn die wilden Rosen blühn
An des Feldes Rand,
Frischgemähtes Wiesengrün
Duftet durch das Land,
Wenn in stillen Waldesgründen
Sich die roten Beeren ründen
Und die Sommerszeit verkünden,
Wenn der Himmel blaut so weit:
O du schöne Rosenzeit!

Hell und warm ist nun die Nacht,
Länger wird der Tag,
Daß er all der Schönheit Pracht
In sich fassen mag.

Frühling ist noch nicht gegangen,
Sommer hat schon angefangen,
Beide hold vereinigt prangen,
Herbst und Winter sind noch weit:
O du schöne Rosenzeit!

Ja, in Rosen steht die Welt,
Aber ahnungsbang
Rauschet durch das Aehrenfeld
Schon ein fremder Klang.
Bald ertönt der Erntereigen,
Und die Rose wird sich neigen,
Und die Vögel werden schweigen!
Ach wie bald, dann liegst du weit,
O du schöne Rosenzeit!

Dann war es still und nur das unendliche Singen der Nachtigallen blieb zurück. Hermann wartete noch eine Weile, dann schloß er leise das Fenster, legte sich zu Bett und ließ sich in den Schlaf singen.



3. Der Zaunkönig.

Genügsamkeit,
Wie dünkt der kleinste Kreis dich weit!
J. Trojan.

Am nächsten Morgen wurde Hermann durch den Knall eines Schusses dicht unter seinem Fenster aus dem Schlaf geweckt. Als er schnell ans Fenster eilte, sah er einen älteren, hochgewachsenen Mann, der eine Vogelflinte unter dem Arme trug und sich

in der Richtung nach dem See zu entfernte. Nun bückte er sich und nahm eine tote Elster auf, betrachtete sie eine Weile wohlgefällig und verlor sich dann hinter das Buschwerk. „Aha," dachte Hermann, „wieder ein Nesträuber weniger. Hier wird strenge Justiz geübt." Dann kleidete er sich schnell an und ging hinunter. Dort traf er Herrn Bastian, der ihn in gewohnter Weise begrüßte, allein am Kaffeetisch.

„Liebster Odysseus," rief er dann, „das köstliche arabische Getränk wartet bereits Ihrer. Sobald Sie sich dieses einverleibt haben, bringe ich Sie zu meinem Bruder, dem Zaunkönig. Er hat reiche Erfahrungen und nasse Füße von seinem gestrigen Ausfluge zurückgebracht."

Sie gingen dann durch den Garten, bis sie an einen mächtigen Reisigzaun kamen, der einen zweiten Garten umschloß. Als sie durch ein kleines Pförtchen dort eingetreten waren, bot sich Hermann ein freundlicher Anblick dar. Man konnte es eine künstliche Wildnis nennen, was sich dort den Blicken zeigte, denn trotz aller scheinbaren Unregelmäßigkeit war doch die ordnende Menschenhand nicht zu verkennen. Aus einem üppigen, von tausend Blumen durchwirkten Rasen erhoben sich die mannigfachsten Gebüschgruppen und einzelne weithinschattende Bäume. Was den Anblick aber gerade jetzt zauberhaft machte, waren die unzähligen wilden Rosensträuche, die, überall in Mengen zwischen dem andern Grün verteilt, im zarten Schmuck ihrer blaßroten Blüten standen. Das Jauchzen und Jubilieren der kleinen gefiederten

Musikanten in diesem Teile des Gartens aber war geradezu betäubend. Weiterhin war ein größerer Rasenplatz, aus dessen Mitte sich eine mächtige Linde erhob, die, wie es die Art dieser Bäume ist, wenn man sie ihrem Willen überläßt, ihre Zweige bis an den Boden niederhängen ließ und somit gleich einer gewaltigen grünen Kuppel dastand. Dahinter lag von Epheu und Rosen überrankt ein kleines, freundliches Gartenhaus, das dem Schöpfer dieses anmutigen Paradieses, dem Herrn Ludwig Bastian, zur Wohnung diente. Als sie eintraten, fanden sie diesen in seinem Wohnzimmer am Tische sitzen, wie er gerade fünf junge halbflügge Zaunkönige, deren ihm auf jedem Finger der linken Hand einer saß, vermittelst einer Federpose mit frischen Ameiseneiern fütterte.

„Entschuldigen Sie," sagte er, nachdem der Gutsbesitzer ihm den fremden jungen Mann vorgestellt und sich dann entfernt hatte, „wenn ich erst das Geschäft erledige. Ich halte keine Vögel in der Gefangenschaft außer Troglodytes parvulus, für den ich eine alte Vorliebe besitze. Aber sie leben bei mir so gut wie in der Freiheit." Damit deutete er rückwärts auf eine Seitenwand seines Zimmers, die vom Fußboden bis zur Decke in einen großen Reisigzaun verwandelt war, von Epheu und rankenden Pflanzen umsponnen. Unterdessen waren auch die Bewohner dieser Einrichtung, einige ältere Zaunkönige, aus ihren Schlupfwinkeln, die sie nach Art dieser Tiere sofort bei dem Anblick eines Fremden aufgesucht hatten, wieder her-

vorgekommen und schlüpften keck und mutig zwischen den Zweigen umher.

„Sie haben Naturwissenschaften studiert?“ fragte Herr Ludwig Bastian dann. Als Hermann dies bejahte, sagte er: „Nun, da können Sie hier manches sehen, es ist eine gute Gegend, besonders was Ornithologie betrifft.“ Sodann that er seine fünf kleinen Pfleglinge wieder an ihren Ort, nahm eine Vogelflinte vom Nagel und forderte Hermann auf, mitzukommen. Sie gingen in den Garten hinaus, um dessen mannigfache Anlagen, die ausschließlich dem Schutze und der Beobachtung der Vögel gewidmet waren, zu betrachten. Alle Gebüsche waren ringsum und in ihrem Innern mit Dornsträuchern bewehrt und durchflochten, um das vierfüßige Raubgesindel abzuhalten, und außerdem waren sie zusammengesetzt sowohl aus solchen Sträuchern, die den kleinen Singvögeln angenehme Nistgelegenheit bieten, als auch aus solchen, deren Beeren und Früchte ihnen zur Nahrung dienen. Diese Anlagen hatten sich reichlich belohnt, und alle Augenblicke bog Herr Ludwig Bastian einige Zweige beiseite und ließ Hermann in ein zierliches Nest mit Jungen oder Eiern blicken. Nach einer Weile gelangten sie an einen kreisförmigen, von lauter Dorngestrüpp hergestellten Zaun von großem Umfange, aus dessen Mittelpunkt eine mächtige Fichte, deren untere Zweige entfernt waren, emporragte. „Dies ist mein Panorama,“ sagte Herr Bastian, und ehe sich noch Hermann die Erklärung dieser sonderbaren Bezeichnung ausbitten konnte, hatte der alte Herr eine

Pforte aufgeschlossen und führte ihn in das Innere. Dort war alles von dichtem Gebüsch erfüllt, nur daß rings am Zaun herum ein enger Gang frei blieb. Gegenüber der Pforte befand sich der Eingang eines schmalen, aus Pfosten und Brettern gezimmerten Tunnels von Mannshöhe, der in das Gebüsch hineinführte und von ihm berankt und überwachsen war. Als Hermann seinem Führer in diesen Gang hinein folgte, bemerkte er, daß der mit Sägemehl bestreute Fußboden die Schritte lautlos machte, und daß eine Menge von kleinen, runden Löchern in die Seitenwände gebohrt waren, durch die man in das Gebüsch hineinblicken konnte. Dann gelangten sie in die Mitte der Anlage, wo die Fichte stand, auf einen kreisrunden Platz, der mit einer Bretterwand eingefaßt war, und nun bemerkte Hermann, daß im ganzen acht Gänge von hier aus sternförmig ausstrahlten.

„An diesem Ort," sagte Herr Bastian, „habe ich am meisten gelernt. Ich bin stolz auf diese Anlage, denn sie ist meine eigenste Erfindung und hat sich auf das schönste bewährt. Folgen Sie mir, aber machen Sie kein Geräusch."

Sie schlichen nun beide einen der andern Gänge entlang, bis Herr Ludwig stillstand und Hermann bedeutete, durch eines der Löcher in den Seitenwänden zu blicken, während er leise flüsterte: „Sylvia hypolais." Der junge Naturforscher sah, als er diese Weisung befolgte und in das sonniggrüne Gebüsch blickte, gerade hinein in das zierlich gebaute Nest eines Gartenlaubvogels, dessen Junge soeben ausgekrochen waren

und, die häßlichen, nackten Köpfe nebeneinander geschichtet, schlafend dalagen. Plötzlich huschte es durch das Blätterwerk, und einer der alten Vögel saß auf dem Rande des Nestes mit einem Schnabel voll kleiner Insekten, während gleichzeitig die vier aufgesperrten Mäuler der Jungen emporfuhren und mit zitternden Hälsen nach dem ersehnten Futter angelten. Hermann war, wie man sich denken kann, entzückt über diese Einrichtung, die einen ungestörten Einblick in das Leben und Treiben dieser kleinen Welt gestattete, und sie wanderten eine ganze Weile dort umher, noch in manches Nest und manchen grünen Winkel blickend, wo die kleinen, zierlichen Tierchen ohne Furcht und ahnungslos ihren Verrichtungen nachgingen. Zuletzt, als sie sich wieder einmal in dem Mittelkreis befanden, sagte Herr Ludwig Bastian geheimnisvoll: „Nun zeige ich Ihnen noch etwas, das sich als ein besonderes Glück zum erstenmal in dieser Anlage ereignet hat, nachdem seit lange mein sehnlichster Wunsch darauf gerichtet gewesen war.“

Darauf führte er Hermann in einen der Gänge, hieß ihn niederknieen und durch ein ziemlich tief liegendes Loch sehen. Durch ein Zwitschern aufmerksam gemacht, fand er bald das Nest einer Zaungrasmücke, das nahebei in einem Strauche stand, und erschrak fast, denn es befand sich nur ein einziger, für das kleine Nest ungemein großer Vogel darin, der den orangeroten Rachen weit aufriß und unter fortwährendem Zirpen unausgesetzt nach Futter schnappte, obwohl die kleinen, weißgrauen Pflegeeltern alle Augen-

blicke mit einem Schnabel voll Räupchen geflogen kamen, um die unersättliche Gier dieses Ungetüms zu befriedigen. Zwar hatte Hermann solches noch niemals in der Natur gesehen, doch wußte er gleich, daß dies ein junger Kuckuck war. Er sandte nur schnell einen dankbaren Blick und ein Kopfnicken zu seinem Führer empor, der mit einer Art von lächelndem Vaterstolz daneben stand, und vertiefte sich dann sofort wieder in einen Anblick, der seinem ornithologischen Herzen so ungemein wohl that.

Sie verließen dann diesen Ort und gingen ferner in dem Garten umher. Dieser erstreckte sich bis an eine flache Seebucht, die weit hinaus von einem großen Rohrwalde erfüllt war. Dieser war von schmalen Bretterstegen durchzogen und an einzelnen Stellen lagen kleine Reisighütten mit Gucklöchern darin, durch welche Einrichtung es möglich ward, das Leben und Treiben der Vögel, die das Rohr bewohnen oder als Nachtquartier benutzen, zu beobachten. „Hier,“ sagte Herr Bastian, „habe ich schon im Herbst, wenn sich die Staare zur Abendzeit ins Rohr zur Ruhe begeben, mitten unter ihnen gehockt, fast betäubt von dem unendlichem Lärm und Geschwätz, das diese Tiere vollführen, bis sie endlich zur Ruhe kommen und zu dreien und mehreren auf einem niedergebogenen Rohrstengel sitzend in Schlaf versinken.“

Plötzlich beugte sich Herr Bastian lauschend vor, während er mit den Augen in die Ferne spähte; dann ergriff er seine Vogelflinte und schlich vorsichtig durch das Gebüsch vorwärts, während Hermann ihm in

gleicher Weise folgte. Plötzlich erhob er sein Gewehr, zielte und schoß. Danach lachte er kaum hörbar in sich hinein und ging rasch voran. Bald hob er einen rotrückigen Würger von der Erde auf und hielt ihn am Flügel empor. „Dem habe ich schon lange nachgetrachtet," sagte er schmunzelnd, „neulich, als wir einige trübe, kalte Tage hatten, wo sich der Insektenfang nicht lohnt, hat er mir mindestens sechs Nester mit jungen Vögeln ausgeraubt. Ich fand hinter meinem Garten auf dem Felde einen Dornbusch, wo er ein ganzes Geheck der hier so seltenen Sperbergrasmücke an die Dornen gespießt hatte, um sie bequemlich zu verspeisen."

Unterdes waren sie wieder aufwärts geschritten und gelangten nun zu einem kleinen, freien Platze, der rings von Gebüschen umgeben war. Hier stand ein niedriges, mit Borke bekleidetes Häuschen, dessen Innenraum weiter nichts als einen Schrank, einen Tisch, zwei Stühle und einige Kisten enthielt. Diese waren inwendig mit Blech beschlagen und hatten Deckel von engem Fliegengitter. Herr Bastian öffnete eine davon, und nun zeigte sich, daß diese Kisten ungeheure Mehlwurmzuchten enthielten. Er nahm eine Handvoll der krabbelnden Tiere heraus, füllte eine Schale damit, und sammelte in eine zweite verschiedene Sämereien, die in den Schiebladen des Schrankes enthalten waren. Sodann hieß er Hermann innen bleiben und durch ein in der Thür befindliches Fenster blicken, während er selbst mit den Schalen hinaustrat, fortwährend ein lautes, lockendes Pfeifen ver-

nehmen ließ und dazu von dem Futter auf die Erde streute. Kaum war dies geschehen, als es sich in den Gebüschen regte und flatternd herzugeflogen kam. Anfangs waren die kleinen Tierchen zaghaft, saßen auf den äußersten Spitzen der Zweige und äugten verlangend auf den Boden, allein bald faßten die kühnsten Mut, nahmen schnell einen Wurm oder ein paar Körnchen auf und entflohen damit, aber nicht lange dauerte es, da hatten sie alle Scheu verloren, und nun kribbelte und pickte es auf dem Boden gar vielfach durcheinander. Da gab es Nachtigallen, Grasmücken, Laubvögel, Rotschwänze, Meisen und allerlei Finkenarten. Manche hatten ihre schon ausgeflogenen Jungen herzugeführt und ätzten sie eifrig, andre sah man eilig den Schnabel voll zappelnder Mehlwürmer sammeln und hastig davonfliegen, um ihre Nestlinge damit zu speisen, und einige gab es sogar, die so dreist waren, daß sie sich auf die Ränder der Schüsseln setzten und die Nahrung von der Quelle holten. Hermann sah mit Vergnügen diesem anmutigen Schauspiel zu und bewunderte im stillen die liebevolle Ausdauer und Geduld, die so scheuen Tierchen ein so großes Maß von Zutraulichkeit beigebracht hatte.

Als sie hernach dem Hause wieder zugingen, sprach Herr Ludwig Bastian: „Hier, innerhalb dieses Reisigzaunes, bin ich ein König, zwar nur ein Zaunkönig, aber doch ein unbeschränkter Herrscher, und ich glaube, daß ich auch ein guter bin, denn ich fordere keine andern Abgaben und Zölle von meinen Unterthanen, als ein wenig Gesang und heiteres

Wesen. Sie leben unter meinem mächtigen Schutze frei und ungehindert, und über Räuber und Mörder halte ich strenges Gericht. Dies ist meine eigene Welt, die ich mir geschaffen habe, und wenn ich auch nur ein Zaunkönig bin, so möchte ich doch nicht tauschen mit irgend einem andern wirklichen König."



4. Die Blaumeise.

Liebe flößest du ein und Begier; ich fühl' es und brenne,
Liebenswürdige, nun flöße Vertrauen mir ein! Goethe.

Der schwarze Jochen war wirklich der Dieb gewesen. Er hatte sich durch die Pracht seines Anzuges und starke Schnapsankäufe in Golnow sehr verdächtig gemacht, man hatte ihn gefaßt und ihm die Sachen, sowie den größten Teil des Geldes wieder abgenommen. Hermann jedoch, dem es widerstand, die Kleider, die dem Leibe dieses kühnen Landfahrers einmal zum Futteral gedient hatten, wieder zu benutzen, belohnte den Gendarmen damit, dem der Fang gelungen war, und ließ sich von Herrn Piepmeyer in Golnow einen neuen Anzug fertigen, der diesem, da er seine ganze Kunst daran setzte, den fremden Herrn aus Berlin zu befriedigen, auch sehr wohl gelang. Unterdes führte er in diesem behaglichen Landaufenthalt ein Leben, das ihm sehr wohl gefiel. Er durchstreifte mit Herrn

Ludwig Bastian die Gegend nach allen Richtungen, und da durch ein glückliches Zusammentreffen im Umkreise dieser großen Seefläche alle Bodenarten zu finden waren, sowohl sandige Kiefernheide wie üppiger Buchenwald, weite Wiesenflächen, große Torfmoore und fruchtbarer, von mächtigen Hecken durchzogener Ackerboden, aus dem einsame, mit Gebüsch und Schilf umwachsene Teiche zum Himmel emporblickten, so bot sich ein reichlicher Anlaß zu vergnüglichem Studium dar. In der Entfernung einer Meile fand sich auf einer von mächtigen Buchen bewachsenen und mit zahlreichen bemoosten Findlingsblöcken besäeten Halbinsel eine Reiherkolonie und wieder in einer andern Gegend in einem isolierten Feldgehölz von alten Kiefern eine Ansiedelung von Saatkrähen. Die beiden Naturfreunde fuhren tagelang auf dem See umher oder saßen in stillen, baumüberragten Buchten verborgen im Rohr, mit dem Fernrohr nach Wasservögeln spähend. Weder Mücken noch Stechfliegen vermochten sie zu vertreiben, wenn sie zwischen krüppligem Weidengestrüpp und hartem Seggengras die scheuen Moorvögel belauschten, und oft fand sie die mondhelle Mitternacht noch im Walde, wo sie dem Treiben des Ziegenmelkers und andrer Nachtvögel nachspürten oder auf den seltsamen, dem Schwirren der großen grünen Heuschrecke ähnlichen Gesang des Buschrohrsängers horchten.

Aber es sollte bald ein seltener und schöner Vogel auftauchen, der Hermann im Laufe der Zeit doch zuweilen ein wenig von diesen Lieblingsbeschäfti=

gungen abzog. Es kam Besuch aus Golnow, die Tochter des Amtsgerichtsrates dieser guten Stadt, Fräulein Veronika Brandt, ein sehr bewegliches, schönes Mädchen, das ebenso blond als lebhaft war und einen seltsamen Kontrast bildete gegen Agnes, die Tochter des Hauses, die eine sanfte Schönheit mit stillen dunklen Augen und schwarzbraunem, ein wenig gewelltem Haare war. Dieser junge Springinsfeld machte das ganze Haus lebendig und auch Hermann ward in diese Zauberkreise gezogen und ihm viel Gelegenheit geboten, seine Ritterpflichten gegen beide junge Damen auszuüben. Die schöne Umgegend gab mannigfache Veranlassung zu verschiedenartigen Ausflügen; es war eine Höhe in der Nähe, die einen weiten Umblick in die Ferne gestattete auf ein bachdurchwundenes Wiesenthal und die weite schimmernde Ebene, darin freundliche Dörfer verstreut lagen, auf blaue Seen von dämmernden Wäldern umgrenzt, und die sanften verschwimmenden Hügelzüge am Horizont. Der See bot stille, durch Hochwald umsäumte Buchten von einsamer Schönheit, in denen die Wasserrosen blühten, und umschloß bewaldete Inseln, die mit blühenden Gebüschen über die Flut geneigt, auf dem klaren Spiegel zu schwimmen schienen. Da gab es lustige Entdeckungsreisen zu Kahn, von denen die schönen Mädchen mit seltenen Waldblumen geschmückt oder mit Wasserrosen bekränzt heimkehrten. Zuweilen auch ruderte Hermann sie im Mondschein weit hinaus auf die geheimnisvolle Fläche. Von den Rudern tropfte flüssiges Silber, ein langer, schim-

mernder Streif bezeichnete die Spur des Fahrzeuges und die Inseln lagen im Mondesnebel wie verzauberte Eilande. Wenn dann die Mädchen schöne zweistimmige Lieder in die Nacht hinaussangen, so mochte jemand, der vom Ufer aus so zauberische Klänge hörte, deren Ursprung ihm verborgen blieb, wohl an allerlei Nixenmärchen erinnert werden.

Onkel Ludwig brummte zuweilen, wenn ihm der Umgang des für seine Liebhabereien und Studien so verständnisvollen jungen Mannes durch die Mädchen auf längere Zeit entzogen wurde; er betrachtete überhaupt Veronika stets mit seltsam kritischen Blicken, und als er sie einst mit Schilf und Wasserrosen anmutig geschmückt von einem solchen Ausflug heimkehren sah, murmelte er, ungerührt durch den reizvollen Anblick, doch so, daß es nur Hermann verstand:

„Vor Nixen soll man sich in acht nehmen, sie taugen nichts.“

Der junge Naturforscher genoß, was ihm das Schicksal Liebliches bot, und noch war sein Herz frei und ruhig. Es gibt schöne, glänzende Zeiten im Leben, die man hinnimmt, als könnte es nicht anders sein, und erst aus der Ferne und in der Erinnerung, wenn sie wie selige Inseln in einem Meer von trüben oder gleichgültigen Tagen ruhen, erkennt man, daß sie ein Glück waren. Zu beiden Mädchen fühlte er sich hingezogen, zu Veronika, wenn sie zugegen war, zu Agnes, wenn er sie nicht sah, die eine glänzte in dem wechselnden Lichte eines geschliffenen Steines, die andre hatte in ihrem Wesen etwas, das dem

sanften Schimmer der edlen Perle zu vergleichen war. Wohl durchrieselte es ihn seltsam, wenn er bei gemeinsamem Blumenpflücken Veronikas Hand berührte oder wenn er die zarten Geheimnisse einer Pflanze erklärte, und dabei ihre Schulter scheinbar unbewußt an der seinen lag, so daß er die sanften Atemzüge des schönen Mädchens fühlte, oder wenn sie sich bei einem plötzlichen Schreck durch eine davonraschelnde Schlange oder dergleichen mit einem kleinen zierlichen Schrei Hilfe suchend an ihn drängte, oder wenn ihn bei passendem Anlaß ein seltsam verheißungsvoller Blick aus ihren blauen Nixenaugen traf, allein er suchte diese Gelegenheiten nicht, und es fiel ihm auch nicht auf, wie leicht und häufig sie sich darboten. Es war so leicht und bequem, mit diesem Mädchen zu scherzen, die Rede floß wie von selber hin und wider, und lustige Bemerkungen spielten dazwischen wie Schmetterlinge über Blumen. Vor Agnes dagegen hegte er eine stille Scheu, er wagte kaum sie zu berühren, es war, als sei sie von einem unsichtbaren Nebel der Reinheit umgeben, der die Annäherung verbot. Sie sprach wenig und doch fühlte er, daß sie bei allem tiefer beteiligt war, als ihre lebhafte Freundin, bei der alles mit schillerndem Glanz an der Oberfläche blieb.

Eines Tages, als Herr Ludwig Bastian verreist war, beschäftigte sich Hermann in dessen Garten mit seinen Studien. Er hatte eine Weile im Panorama gesessen und ein Zaunkönigpärchen bei dem Bau seines überaus künstlichen Nestes für die zweite Brut be-

obachtet, dann hatte er durch eine Zaunlücke auf einem Teiche hinter dem Garten die niedlichen grünfüßigen Wasserhühner belauscht, wie sie mit einer Schar von zierlichen Jungen ihr munteres Wesen trieben, dann hatte er am Bach die ihm bereits bekannten Standplätze eines Eisvogels revidiert und diesem sonderbaren und glänzenden Gesellen aus sicherem Versteck beim Fischen zugesehen, und schließlich war er auf den großen Rasenplatz gelangt, wo ihn eine Blaumeisenfamilie anzog, die sich mit der bekannten Aengstlichkeit und Raubvogelfurcht dieser Tierchen nicht entschließen konnte, von dem letzten Baum des Gebüsches über den freien Raum zu der großen Linde als einem neuen Jagdplatz zu fliegen. Da war ihm, als höre er ein feines Mädchenlachen, obwohl in der ganzen Gegend niemand zu sehen war. Als er sich noch danach umschaute, faßte die Blaumeisengesellschaft plötzlich Mut und flog in schnellem, hüpfenden Fluge auf die große Lindenkuppel zu. Hermann folgte langsam, und als er die bis zum Boden niederhängenden Zweige des Baumes beiseite zog, tönte ihm dasselbe silberne Gelächter entgegen, denn in diesem grünen, schattigen Dom waren um den Stamm herum ein Tisch und einige Stühle und dort saßen die beiden Mädchen mit Handarbeiten beschäftigt.

„Wir haben den Herrn Naturforscher schon längere Zeit beobachtet,“ sagte Veronika, „und haben uns an der Würde erfreut, mit der er sein Geschäft betreibt. Als wenn Weltereignisse vor seinen Augen vorgingen. Wir haben uns auch ein wenig gestritten,

denn Agnes meinte, sie könnte das wohl begreifen, aber ich habe mir erlaubt, es ein ganz klein wenig komisch zu finden.“ — „Oho!“ sagte Hermann.

„Vielleicht fasse ich es auch noch,“ fuhr Veronika fort, „wenn es mir ordentlich erklärt wird, aber einstweilen bin ich noch zu dumm. Ich kann es begreifen, daß jemand Afrikareisender wird, obwohl es dort bei den Schwarzen ziemlich scheußlich sein soll, ich kann es fassen, daß ein Mann zur See geht, obwohl ich das schöne sichere feste Land über alles liebe, und besonders finde ich es erklärlich, wenn ein Mann Soldat wird, obwohl ich so ein Hase bin, daß ich nicht gern ein Gewehr in meiner Nähe knallen höre, aber wie man ein Naturforscher für die Blumen, Mücken, Schmetterlinge, Käfer und Piepvögel werden kann — nehmen Sie es nicht übel, gestrenger Herr Doktor — das ist mir nicht klar. Es kommt mir für einen Mann ein bißchen zu klein vor.“

Hermann lachte. „Ich werde mich von nun an, verehrtes Fräulein,“ sagte er, „nur noch um Löwen, Tiger, Elefanten, Rhinocerosse, Walfische, Strauße und Kondors bekümmern und die Kleinigkeiten ganz beiseite lassen. Ich werde morgen meine Reserveleutnantsuniform anziehen, mich sofort auf dem weitesten Seewege nach Afrika begeben und mich in das Innere stürzen, wo es auf der Karte am weißesten ist, wo jedoch die schwärzesten Menschenfresser wohnen, und wo der finstere Magen eines Negerkönigs schließlich mein einsames Grab sein wird.“

„O, glauben Sie nicht,“ sagte Veronika, „daß Sie sich mit so fürchterlichen Scherzen herauswinden, wie es die Männer lieben, wenn sie uns nicht Rede stehen wollen.“

Hermann war unterdes, wie es seine Lieblingsbeschäftigung mit sich brachte, aufmerksam geworden auf die kleine Blaumeisenschar, die jetzt mit feinem Gezwitscher in den sonnigen Zweigen der Linde ihr Wesen trieb. Eines dieser schöngefärbten Tierchen trieb sich gerade in nächster Nähe umher, daß man seine feine Zeichnung mit Himmelblau, Weiß und Mattgelb und sein zierliches behendes Wesen sehr deutlich erkennen konnte. „Kennen Sie diesen kleinen Vogel?“ fragte er Veronika.

„Nein,“ antwortete diese, „aber er ist sehr niedlich und sehr geschmackvoll gekleidet, wirklich wunderhübsch.“

„Er trägt deine Farben!“ sagte Agnes mit stillem Lächeln.

Hermann verglich. „Wirklich!“ sagte er. Das schöne Mädchen, das stets ein Geschick bewies, sich wirkungsvoll zu schmücken, war in ein Gewand aus mattgelben und hellblauen Stoffen und zarten weißen Spitzen gekleidet, das ihm zu der rosigen Gesichtsfarbe und dem goldblonden Haar sehr wohl stand. Die Hand an das Kinn gelegt, daß der weite Aermel von dem weißen, wohlgerundeten Arme weit zurückfiel, betrachtete sie jetzt den kleinen Vogel mit einer ganz neuen Teilnahme, bis er sich mit fröhlichem Gezwitscher in das dichtere Laubwerk schwang und nicht mehr sichtbar war.

„Sehen Sie,“ sagte Hermann jetzt, „dieser so häufige Vogel war Ihnen unbekannt, obwohl er schön und anmutig ist wie selten einer und wegen seiner Zutraulichkeit leicht zu beobachten. Denken Sie sich nun eine Fülle ähnlicher Tierchen, aber alle unter sich wieder von der größten Verschiedenheit, ist es nicht reizvoll, diese kleinen, gefiederten Gesellen zu beobachten und ihnen ihre Geheimnisse abzulauschen? Ich will, weil Ihnen dies wohl am nächsten liegt, diese Sache einstweilen nur vom Standpunkte der Schönheit und der Poesie betrachten und Sie fragen, ob es wohl in der Natur etwas Feineres und Poetischeres gibt als einen Singvogel, ein Tierchen, das, obwohl es in einer Westentasche Platz hat, doch eins der größten Wunderdinge der Welt ist. Denken Sie an sein feines, zierliches Aussehen und dabei an seine für den kleinen Körper ungeheure Kraft, die es befähigt, durch die Luft nach dem fernen Afrika zu fliegen, denken Sie an die wunderbare Fertigkeit, die es ihm möglich macht, mit so unvollkommenen Werkzeugen wie Schnabel und Füßchen die zierlichsten Kunstwerke des Nesterbaus zu vollbringen, denken Sie an die hohe musikalische Begabung einzelner Arten, die die der meisten Menschen übertrifft und in der Tierwelt ohnegleichen dasteht. Nun tritt hinzu die unendliche Mannigfaltigkeit der Arten im Gefieder, im Flugvermögen, in der Weise des Nesterbaus, in der Form und Farbe der Eier, die Verschiedenheit der Lockrufe, der Gesänge und der Gewohnheiten. Dazu gesellt sich bei sehr vielen die Verborgenheit

der Lebensweise, und dieser nachzuspüren, bedeutet mit der Natur in den innigsten Verkehr zu treten und ihre anmutigsten Geheimnisse zu belauschen. Gibt es wohl etwas Poetischeres als ein Vogelnest, diese niedliche Kinderwiege in einen blühenden Strauch gebaut, an schwanken Rohrhalmen aufgehängt oder im duftenden Grase versteckt. Ich will nur einige der allbekannten Vögel nennen, die untrennbar mit der Poesie verknüpft sind, und ohne die unser Leben eines Reizes entbehren würde. Ist eine grüne Frühlingssaatenflur denkbar ohne den Himmel voll singender Lerchen darüber, ein sonniger, frischbelaubter Buchenwald ohne schmetternde Finken, ein milder Maiabend ohne Nachtigall, ein Sommertag ohne Schwalben? Wer wollte wohl den prophetischen Kuckuck vermissen oder den Märchenvogel Storch, was sollte die Welt nun gar ohne Adler anfangen, der ein- und zweiköpfig in tausend Wappen nistet und ein Ornamentvogel ersten Ranges ist."

Hermann, von seinem Gegenstand ergriffen, sah eine Weile vor sich hin und fuhr dann fort: „Und abgesehen von der Poesie; welche unendliche Mannigfaltigkeit bietet die Natur. Je tiefer man eindringt, um so weitere Gebiete thun sich auf, die Natur ist ebenso unendlich im kleinen wie im großen. Es hat Männer gegeben, die ihr Leben lang nichts weiter studierten als die Ameisen. Sie benutzten das Wissen vieler Vorgänger und mußten sich doch am Ende ihres Lebens sagen, daß, so viel Neues sie auch dazu entdeckten, doch noch Unendliches zu thun übrig blieb.

Um ein schlagendes Beispiel zu nennen, wie unermeßlich reich die Natur ist, will ich Ihnen nur ein scheinbar einfaches Thema nennen, es heißt: „Die Eiche.“ Aber man müßte schon ein sehr dickes Buch schreiben, um diesem Thema auch nur annähernd gerecht zu werden. Ich will dabei sogar absehen von den vielen Arten dieses Baumes, die in allen Ländern zu finden sind, und nur unsre gewöhnliche deutsche Eiche betrachten. Ein vielhundertjähriger alter Eichbaum ist eine Welt für sich und bietet unerschöpflichen Stoff zur Beobachtung. Er kann als ein Wirtshaus betrachtet werden, in dem viele Tausende von Gästen, große und kleine, verkehren und zehren. Mächtige Raubvögel, sowie Reiher und schwarze Störche nisten in seinen Zweigen, die vielen kleineren Vögel gar nicht gerechnet. Seine Höhlen werden von unzähligem Getier bewohnt. Eulen, Spechte, Wiedehopfe, Dohlen, Stare, Meisen, Baumläufer und viele andre Vögel finden dort willkommene Schlupfwinkel. Von Insekten kennt man weit über tausend Arten, die aus der Eiche ihre Nahrung ziehen. Sie hausen zwischen Stamm und Borke, sie bohren im Holzwerk, saugen an Zweigen und Wurzeln, fressen an den Blättern, wühlen im Mulme, oder naschen am ausgeschwitzten Safte. Ueber hundert Arten von Gallwespen legen ihre Eier an die Blätter oder die Rinde, um ihrer Nachkommenschaft eine gedeihliche Nahrung zuzuwenden. Ameisenkarawanen wandern tagaus tagein hinauf und hinab ihre Straßen, sie finden ihre Zehrung und kennen keine andre Welt. Unter den

Hunderten von Käfern ernährt die Eiche die mächtigsten, die in Deutschland vorkommen, den gewaltigen Hirschkäfer, den stolzen Eichenbock und den vornehmen Nashornkäfer, drei stattliche Gesellen. Unzählige Pflanzen schmarotzen auf diesem gastfreien Baum, voran die sagenreiche und märchenhafte Mistel, die unsern Vorfahren heilig war; ja, so eine alte Eiche ist eine Vegetationswelt für sich, bedeckt mit Wäldern und Wiesen der verschiedenartigsten Moose und Flechten, in denen sich allerlei zierliches Getier lustig macht, und alles saugt und zehrt an ihr vom mächtigen schüsselgroßen Feuerschwamm bis zum mikroskopischen Pilzchen. Und dennoch schüttelt sie alljährlich den mächtigen Segen von Eicheln ins Gras, einer Menge von anderm Getier zu freudiger Nahrung, und dennoch blüht und grünt sie die Jahrhunderte hindurch und trägt ihr stolzes Haupt ungebeugt durch Sturm und Ungewitter. Sehen Sie, das ist nur ein Baum und dennoch ein unerschöpfliches Gebiet. An so einer alten Eiche könnte man sich ruhig für sein Leben verankern und hätte genug zu thun, auch wenn man hundert Jahre alt würde."

Veronika erwiderte, als Hermann schwieg: „Ein wenig haben Sie mich bekehrt, jedoch nicht ganz. Es mag wohl sein, daß ich für diese Sache verloren bin. Mich interessieren immer nur die Menschen und was die Menschen angeht. Und so oft ich von nun an eine alte Eiche sehe, werde ich immer an Sie denken."

„Ein stattliches Vergißmeinnicht!" sagte Hermann lächelnd.

Agnes sagte nichts, allein als Veronika so sprach, betrachtete sie diese mit einem seltsamen, fast feindlichen Blick. Zufällig trafen sich darauf ihre Augen mit denen Hermanns auf eine kurze Weile und es lag etwas wie Dankbarkeit und Zustimmung in ihrem dunklen Grunde. Ein merkwürdiger Blick, der den jungen Naturforscher warm durchrieselte und den er niemals vergaß.



5. Der Wasserstar.

Ei willkommen, ei willkommen,
Süßer Mühlengesang!
Wilhelm Müller.

Drei Meilen von Goldensee floß ein Bach durch eine hügelige Buchenwaldung, der insofern eine Merkwürdigkeit für die Gegend war, als er mit krystallklarem Wasser über steinigen Grund ziemlich reißend einherschoß und über bemooste Findlingsblöcke, die vielfach in seinem Bette verstreut lagen, mancherlei rauschende kleine Fälle bildete. Ein solcher Bach ist selbst in den Höhenzügen des nordischen Flachlandes, dessen Wasserläufe sich gern mit trägem Gang durch flache Wiesengründe dahinwinden, eine seltene Erscheinung, und es kam dazu, daß dieses ziemlich steile Hügelland einige Pflanzen und Tiere beherbergte, die sonst nur im Gebirge gefunden werden. Dieser raschfließende klare Waldbach enthielt Forellen, und wie Herr Ludwig Bastian eines Tages mit großer

Wichtigkeit seinem jungen Freunde mitteilte, kam dort der Wasserschwätzer oder Wasserstar vor.

„Denken Sie nur," sagte er, „Cinclus aquaticus findet sich dort in mehreren Paaren, eine große Seltenheit für unsre Gegend und das einzige Vorkommen dieses Vogels im ganzen Lande."

Daß die beiden Freunde dort eines Tages hinwandern mußten, war natürlich keine Frage, und als nach einigen Regentagen am Ende des Juni wieder schönes, sonniges Wetter eintrat, machten sie sich auf den Weg. Sie hatten zwei Tage für diese Reise bestimmt und beschlossen, in einer am Ausgang des Waldes an der Landstraße gelegenen Wassermühle, deren Besitzer zugleich eine in der ganzen Gegend berühmte Gastwirtschaft führte, zu übernachten. Als sie am frühen Morgen fortwanderten, kamen sie bald an einen Ort, wo sie weithin die Landschaft überblickten und in der Ferne das hügelige Waldland in blauem Dämmer liegen sahen. Doch obwohl dem Aelteren die Gegend ringsum auf das genaueste bekannt war und sie deshalb im stande waren, die Fußwege und Richtsteige der Eingebornen mit Vorteil zu benutzen, so brauchten sie doch eine geraume Zeit, sich dem Ziele ihrer Wanderschaft zu nähern, denn beide waren wie jeder wirkliche Naturfreund keine Meilenfresser, sondern sinnige und nachdenkliche Schlenderer, die überall etwas zu beobachten und zu genießen fanden und die Gegend in aller Behaglichkeit abgrasten. Sie machten auch unterwegs eine Pause, um sich an mitgenommenen Vorräten zu

stärken, und erreichten so die Wassermühle am Fuße des Hügellandes erst am Nachmittage. Als Herr Ludwig Bastian hier eine kleine Besprechung mit der Wirtin über die Abendmahlzeit gehabt hatte, wanderten sie weiter. Der Bach, der diese Wassermühle trieb, war derselbe, den sie sich zum Ziel der Wanderschaft erwählt hatten, aber hier war er still und gebändigt in einen Mühlenteich eingefangen, auf dessen klarem, von mächtigen Weidenbäumen umsäumtem Spiegel die weißen Wasserrosen blühten. Aber bald, nachdem sie in den hügelreichen Buchenwald eingedrungen waren, kamen sie in die Gegenden, wo das glasklare Gewässer munter über steinigen Grund dahinrauschte oder sich zwischen bemoosten Felsblöcken sprudelnd hindurchdrängte, während durch die Wipfel mächtiger Buchen wechselnde Sonnenlichter auf seinen Wellen tanzten. Die beiden Naturfreunde waren jetzt ganz Auge und Ohr und verfolgten aufmerksam spähend wohl eine Stunde lang den Bach in allen seinen Krümmungen, allein der gesuchte Vogel wollte sich nicht zeigen, obwohl sie, wo das Buschwerk sichere Verstecke gab, oft eine längere Weile geduldig lauschend den Bach im Auge behielten. Sie verfolgten das eilfertige Wasser noch eine längere Zeit nach aufwärts und fanden dann einen anmutigen Platz, auf dem sie sich niederließen, um geduldig wartend der Gunst des Zufalls zu vertrauen, daß er eins der scheuen Tiere in ihre Nähe brächte. Ihre Hoffnung sollte nicht getäuscht werden, denn aus dem Rauschen und Klingen und Plätschern des Baches heraus erschallte

nach einer Weile ein geschwätziges Lied, das gleichsam alle die Töne des fließenden Wassers in Musik übertrug und selber wie ein munteres Quellgeriesel erklang. Beide Freunde wandten vorsichtig ihren Kopf nach jener Richtung und erblickten nun zu ihrer Freude den gesuchten Vogel keck und munter auf einem Stein im Bache sitzend. Plötzlich, mitten aus dem Gesange heraus, stürzte er kopfüber in das Wasser, lief eine Weile auf dem Grunde entlang, kam dann oberhalb wieder hervor, wo er auf einem andern Steine seine erhaschte Beute verzehrte, indem er fortwährend einige Strophen seines lustigen Gesanges dazwischen warf. Dann, bis an die Brust im flachen Wasser dahinrennend, haschte er hier und dort nach kleinem Geziefer und war so munter und frisch und geschwätzig wie die fließende Welle selber. Die beiden Naturfreunde verwandten kaum ein Auge von diesem Schauspiel, und geschah es, so war es nur, um sich mit freudigem Ausdruck flüchtig zuzunicken. Dabei mochten sie sich wohl einmal zu bemerklich gemacht haben, denn plötzlich schreckte der Wasserschwätzer auf und flog mit lautem „Zerb, zerb" in reißendem Fluge dicht über dem Wasser, dem Bach in allen seinen Krümmungen folgend, davon. Der Abend nahte schon, und die beiden Wandersleute kehrten nun, da sie doch ihren Zweck erreicht hatten, langsam nach der Wassermühle zurück, indem sie sich unterwegs mit dem Behagen eines Feinschmeckers ihre gegenseitigen Beobachtungen wiederholten.

Ziemlich müde und sehr hungrig erblickten sie

endlich das gastliche Haus des Wassermüllers mit vielem Vergnügen, denn es sah dort sehr freundlich und verheißungsvoll aus. Auf dem Teiche schwamm und schnabberte eine Schar von fetten Enten, und um das Haus herum gingen viele stattliche Hühner würdevoll ihrer Nahrung nach, während sich auf den Dächern gurrende Tauben sonnten und ein freundlicher Rauch aus dem Schornstein in die stille Sommerluft emporstieg. Nach solch einer frischen Tageswanderung gibt es Stimmungen, wo man alle Dinge nur vom Standpunkte der Eßbarkeit betrachtet und für die Schönheit der Welt wenig mehr übrig hat. Darum erfüllte es die Freunde auch mit nicht geringem Behagen, daß sie an einen Ort gelangten, wo sie in dieser Hinsicht wohl aufgehoben waren, denn dieses Wirtshaus wurde oftmals von den Gutsbesitzern und Pächtern der Umgegend zu Zusammenkünften benutzt und war deshalb mit allen guten Dingen wohl versehen.

Die rundliche Wirtin stand lächelnd in der Thür und verkündete, daß in der Laube am Wasser, „wo der Herr Bastian immer so gerne sitzt", der Tisch bereits gedeckt sei. Die beiden Gäste folgten ihr durch den großen Gemüse- und Obstgarten hinter der Mühle bis in den äußersten Winkel, wo ihnen aus einer wohlgezogenen Hainbuchenlaube am Bach die schimmernde Leinwand verheißungsvoll entgegenleuchtete, streckten ihre Beine behaglich unter den Tisch und empfanden mit dem süßen Bewußtsein redlich vollbrachter Arbeit das wohlthätige warme

Sieden in den Füßen, das sich bei der Ruhe nach langen Märschen so gerne einstellt. Es war ein angenehmes Plätzchen, wo sie sich befanden. Das Brausen des Mühlrades kam gedämpft von fern, doch neben ihnen floß der beruhigte Bach nur noch mit sanftem Gurgeln dahin. Durch die Lücken der Laube sah man lauter gute Dinge, man blickte in den üppigen Garten, auf dessen Rabatten nicht Modeblumen prunkten, sondern alte, gute Würzpflanzen dufteten, die schon seit über tausend Jahren in deutschen Gärten heimisch waren, als da sind Salbei, Majoran, Lavendel in großen, blauen, duftenden Polstern, und der bräunliche Goldlack, das Gelbveigelein des Volksliedes. Auch das kleinere Stiefmütterchen, das durch seine prunkenden, breitgesichtigen, modernen Schwestern fast verdrängt ist, fand man dort, sowie die zierliche „Braut in Haaren", Goldknöpfe und Akelei und dergleichen hübsche Bauernblumen. An den Garten schloß sich ein wogendes Weizenfeld an, das am Rande gar anmutig mit leuchtenden Blumen geziert war; und blickte man über den Bach hinaus, so sah man durch Weidengebüsch eine schöne Wiese, auf der rotbunte Kühe behaglich grasten und ihre Zufriedenheit mit dem Dasein zuweilen durch ein aus tiefster Seele hervorgebrummtes „Muh" bezeugten.

Nach einer Weile kam den großen Gartensteig herab ein sauberes Mädchen, das noch in die mehr und mehr verschwindende alte Tracht des Landes gekleidet war, einen dunkeln, faltigen Rock mit vielen farbigen Streifen, eine kurze, niedliche Jacke und

ein goldgesticktes Käppchen, das nur den Hinterkopf bedeckte. Sie trug ein Brett mit dampfenden Gerichten darauf, und nun mußte man Herrn Ludwig Bastian sehen, wie er mit strahlendem Triumph seinen Gast anblickte, als das Mädchen eine Schüssel mit bläulichen Forellen, die schön gekrümmt in einem Kranz von Petersilie lagen, auf den Tisch stellte. „Wir sind heute bei unserm Bache zu Gast," sagte er, „er vermag es, uns eine der größten Seltenheiten des Landes zu bieten. Wir wollen sie in dem guten Rheinwein schwimmen lassen, den er uns dazu liefern wird." Damit stieg er an das Ufer des Baches hinab und zog aus dem Wasser, wo sie vorher sorgsam zur Kühlung eingelagert war, eine gelbgesiegelte Flasche hervor und entkorkte sie. Die Gläser klangen und bald schmausten beide mit dem Behagen, das nur Jäger und Fußwanderer oder sonst Leute, die stark in freier Luft arbeiten, kennen lernen. Nachdem sie später noch einigen zarten Tauben mit jungen Erbsen dazu alle Ehre angethan hatten und eine zweite Gelbgesiegelte aus den Schätze bergenden Fluten des Baches hervorgeholt war, erschien als Ueberraschung eine Extragabe der Wirtin und wiederum des freundlichen Gewässers, nämlich eine Schüssel ausgesuchter Riesenkrebse.

„Ich fürchte, wir schlampampen," sagte Herr Ludwig Bastian schmunzelnd und fügte sich mit sichtlichem Behagen in das Unvermeidliche.

Nachdem dann alles abgeräumt und die Zigarren entzündet waren, plauderten die beiden Freunde, be-

haglich in ihre Sessel zurückgelehnt, von den Ereignissen des Tages. Es dämmerte, und hinter den Obstbäumen des Gartens brannte das Abendrot. Die kleinen Singvögel waren nach und nach verstummt, nur eine Mönchgrasmücke flötete noch einsam in einem Apfelbaum, und aus den Kornfeldern tönte unablässig das Schlagen der Wachteln und fern aus taufeuchten Gründen das seltsame Schnarren der Wiesenralle. In der größeren Stille hörte man deutlicher das ferne Rauschen des Mühlrades und das klingende Tönen und Gurgeln des Baches. Die Stimmen der Nacht wurden allmählich laut, und aus dem feuchten Dunst der Wiese stieg groß und rot der Halbmond hervor.



6. Der Sumpfrohrsänger.

Ein Irrsal kam in die Mondscheingärten
Einer einst heiligen Liebe.

Mörike.

Das Mädchen brachte ein Licht in einer Glasglocke, allein dies war kaum nötig, denn es war eine der schönen Juninächte, wie sie nur der Norden kennt, wo selbst noch in der Mitte zwischen Abend und Morgen am Horizonte etwas wie Sonnenahnung träumt. Zudem stieg der Halbmond höher ins Blaue empor und sandte breite Ströme seines Lichtes, so daß eine weiche, graue Dämmerung überall verbreitet war und nur im tiefsten Schatten der Bäume und Gebüsche ein wenig Finsternis aufkommen konnte.

In der Nähe stand eine große, blühende Linde, die zuweilen, wenn ein sanftes Atmen durch die Nacht ging, einen dufterfüllten Hauch herübersendete. In ihren weißschimmernden Blütenzweigen webten und summten die Nachtschmetterlinge und berauschten sich am süßen Honigsaft, und zuweilen, angezogen von dem Glanze des Lichtes, kam einer dieser Schwärmer angeschossen, brummte mit sonorem Ton hastigen und schwankenden Fluges um die leuchtende Glasglocke und schoß dann wieder in den Mondesdämmer hinaus. Die beiden Freunde saßen noch immer schweigend zurückgelehnt, gleichsam gebannt vom Zauber der Sommermondnacht, da that sich in den Uferweiden der andern Seite ein liebliches Getön hervor, der anmutige Gesang eines kleinen Vögelchens; bald war es ein zierliches Geschwätz, bald ein flötendes Lullen, bald ein seltsames Gemisch fremder Vogelstimmen, aber stets von reizvoller Abwechselung und trotz der Zartheit des ganzen von einer weithin vernehmlichen Stärke. Es war, als hätte die dämmernde Mondnacht eine Stimme erhalten, ihre eigene Schönheit zu singen.

Hermanns Augen leuchteten auf. „Der Sumpfrohrsänger,“ flüsterte er, „wir haben Glück heute.“

Herr Ludwig Bastian nickte nur schweigend, ließ den Kopf sinken und schien dann eine Weile in tiefes Sinnen verloren.

„Sie gleicht ganz ihrer Mutter, trauen Sie ihr nicht,“ sprach er plötzlich mitten aus seinen Gedanken heraus.

Hermann blickte ihn verwundert an.

„Veronika, meine ich," sagte Herr Bastian. „Ihre Mutter war sehr schön, sie war nicht so rundlich, sondern schlanker und so biegsam wie eine Schlange, aber sonst glich sie ganz ihrer Tochter. Mein Herz erschrickt noch immer, wenn ich diese unvermutet erblicke. Diese Art Schönheit ist selten, bei einer zarten rosigen Haut und reichem Haar von der Farbe des reifenden Weizens das funkelnde Feuer dunkelblauer Augen — aber um so dämonischer ist ihre Wirkung. Sie hieß Elfriede, ein Name, der wenig zu ihr paßte, allein für mich umschloß er doch eine Zeit meines Lebens allen Wohlklang und alle Süßigkeit der Welt. Sie war siebzehn Jahre alt, als sie mir in Golnow, wo ich damals wohnte, zum erstenmal auf der Straße begegnete. Ich war so betroffen über diese Erscheinung, daß ich sie wie ein Wunder aus der Märchenwelt unverwandt anstarrte. Sie bemerkte dies wohl, allein es mißfiel ihr nicht, denn sie lächelte ein ganz klein wenig. Weiter geschah nichts und doch war mir, als hätte ich ein großes Glück erlebt, und eine stille Dankbarkeit erfüllte mich, daß so viel Anmut möglich war auf dieser Welt. Ich war damals jung und sehr wenig kühn dem weiblichen Geschlechte gegenüber und dachte kaum daran, mich ihr zu nähern; es erschien mir schon als ein hohes Glück, sie recht oft zu sehen. Golnow ist nicht groß, und bald hatte ich ergründet, wie sie hieß und wo sie wohnte. Sie lebte mit ihrer Mutter in dem letzten Hause einer freundlichen Straße, die ins freie Feld führte. Hinter dem Hause, von

einer lebendigen Hecke umzäunt, lag ein ziemlich großer Garten, an den sich eine Wiese anschloß, und an Wiese und Garten vorüber lief ein schmaler, selten benutzter Feldweg, der neben dem Hause in die Straße einmündete. Ich will nicht lange beschreiben, wie die Sache langsam weiter ging, sondern nur sagen, daß Elfriede bald bemerkte, wie oft ich in der Gegend zu sehen war, und daß sie ebenso bald den Grund davon begriff. Zu diesem Feldweg konnte man von einer andern Seite der Stadt auf einem Fußpfad gelangen, der sich verborgen zwischen Hecken und Gärten hinzog, und auf diesem willkommenen und selten benutzten Schleichwege war ich jeden Abend um die Dämmerungszeit zu treffen. Dann kam es bald, daß die Schöne jedesmal um diese Stunde im Garten war. Mein Herz klopfte wie das eines Einbrechers, wenn ich schon von ferne die helle Gestalt zwischen dem jungen Frühlingsgrün des sprossenden Gartens erblickte, und gern wäre ich dann oft wieder umgekehrt, wenn es nicht so lächerlich ausgesehen hätte. Aber eine dämonische Macht trieb mich vorwärts, doch zu Anfang lief ich oft, kaum daß ich hinsah, vorüber und fluchte dann später auf mich selber und kam mir ungemein albern und eselhaft vor. Später ward ich dann etwas kühner, ich ging langsam vorüber und wir sahen uns an, doch als Elfriede einmal wie unwillkürlich einige Schritte näher trat, erschrak ich sehr und eilte schneller. Aber dies blieb in meiner Erinnerung mit einer seligen Flammenschrift verzeichnet, und wie ein schönes Morgenrot der Wonne stieg in

mir der Gedanke auf, es sei doch nicht unmöglich, daß sich dies Mädchen, das mir als der Inbegriff der Schönheit und Anmut erschien, in Liebe zu mir neigen möchte. Es ist vielleicht lächerlich, lieber junger Freund, und ich war wohl trotz meiner vierundzwanzig Jahre noch ein dummer Junge, allein dieses Glück erschien mir so hoch und unvergleichlich, daß ich mich kaum dessen würdig erachten konnte.

Es kam dann ein schöner, lauer Aprilabend, erfüllt von dem würzigen Hauche des jungen Grüns, dem süßen Dufte früher Blüten und den ersten Klängen der eben vom Süden zurückgekehrten Nachtigall. Es war an einem Sonntag, auf den Spazierwegen schwärmte es, und in den Gärten der Wirtshäuser saßen unternehmende Leute schon im Freien, als ich wieder aus der frischgrünen Einsamkeit meines geheimen Weges hervortauchte. In einem hellen Frühlingskleide, das sie heute zum erstenmal trug, stand Elfriede in der Nähe der Hecke und bückte sich zuweilen nach einer Blume. Ich war heute von einer sonderbaren Kühnheit erfüllt, und als ich ihr gegenüber war, blieb ich stehen und wir blickten uns eine Weile an. Ich sehe sie noch vor mir, die schlanke und doch volle Gestalt, ein wenig vom Widerschein des Abendrotes angeleuchtet. Dann, indem sich unsre Augen gleichsam gebannt hielten, näherten wir uns einander, bis wir beide an der Hecke standen, die hier eine kleine Lücke darbot. Unwillkürlich reichte ich ihr die Hand entgegen, sie erfaßte diese, und als ich zögerte hineinzutreten, kam sie heraus. Da mir nun

das Herz bis an den Hals hinauf schlug und ich auch im geringsten nicht wußte, was ich sagen sollte, so legte ich schüchtern den Arm um ihre schöne Gestalt und küßte sie auf den Mund. Dann gingen wir unwillkürlich einige Schritte weiter, während ich sie etwas kühner an mich zog und einige Worte hervorbrachte, die ich vergessen habe, weil sie wahrscheinlich Unsinn enthielten. Da ich bemerkte, daß es mit dieser Sprache nicht ging, so küßte ich sie noch einigemal, indessen sie einen Arm sanft um meinen Nacken schlang und den blonden Kopf genießend zurücksinken ließ. In diesem Augenblick wurden in der Ferne nahende Schritte vernehmlich. Wir schreckten auseinander, sie huschte wieder in den Garten, und ich eilte davon mit dem Bewußtsein, fliegen zu können, wenn ich es nur ernsthaft gewollt hätte.

Wir trafen uns seitdem fast jeden Abend um neun Uhr. Ein wenig vorher schlich ich mich gewöhnlich durch die Hecke und saß dann im Schatten einer Laube und wartete auf sie. Es war dann oft ganz still in der einsamen Gegend und nur ein wenig Geflüster der Blätter vernehmlich. In der Ferne, wo die Stadt lag, glimmte hie und da ein Licht, manchmal bellte ein Hund oder schrie eine Eule, die auf Raub ausflog, oder es kam ein Tönen herüber, das nicht zu erkennen war. Ich aber lauschte mit geschärftem Ohr auf andre Geräusche, die mir lieblicher deuchten. Dann schlug es langsam neun Uhr von der Pfarrkirche und hinterher kam ein kurzes Läuten, das man die Diebesglocke nannte — ein

alter Gebrauch, der sich ins Sagenhafte verlor. Dieses Läuten bezog ich immer ein wenig auf mich, der sich wie ein Dieb in einen fremden Garten einschlich, um süße Dinge zu stehlen. Endlich vernahm ich das leise, metallene Klinken einer Thür, dann rauschte es eilend durch den langen Steig an der Hecke, ein wohlbekannter Schatten erschien am Eingang der Laube, eine schlanke, elastische Gestalt sank hingebend in meine Arme, und in das leise Flattern der Blätter über uns mischte sich lieblich thörichtes Geflüster.

So verging eine Zeit und ich hatte nur eine Qual, daß ich diese ganze Seligkeit für mich behalten mußte. Ich hätte sie oft gern wie schön Rohtrauts Page laut hinaussingen mögen in die Welt. Dürftig, arm und schal erschien mir oftmals das Leben meiner Genossen, ja ich ertappte mich, daß ich mit einer Ueberhebung auf sie niedersah wie ein Halbgott auf gewöhnliche Sterbliche. Ich war trotz meiner vierundzwanzig Jahre noch sehr unerfahren dem weiblichen Geschlechte gegenüber, ich hatte noch niemals geliebt und hatte eine hohe und reine Meinung vom weiblichen Geschlechte überhaupt; wie berauschend war es deshalb, mich geliebt zu wissen von einem Wesen, das ich für das schönste und edelste seines Geschlechts hielt, und das dennoch vertrauensvoll und hingebend in meinen Armen lag! Nach einiger Zeit teilte Elfriede mir mit, wir dürften uns jetzt seltener sehen und sie könne dann nicht so lange bei mir bleiben, weil sie fürchte, Verdacht zu erregen. Es ist mir dann, besonders erst später, aufgefallen, daß sie

fortan kühler gegen mich war und oft wie abwesend in ihren Gedanken erschien. Einmal gegen Ende des Juni hatten wir uns fast eine ganze Woche nicht getroffen, und als ich mich dann zu dem zuletzt verabredeten Abend in der Laube einfand und zwar, weil mich ein Zufall aufgehalten hatte, erst etwas nach neun Uhr, war sie noch nicht da. Es war eine Mondnacht wie heute und alles in einen weichen, silbernen Dunst getaucht. Wir hatten oft gescherzt über den Mond und ihn nicht für einen Freund der Liebenden erachtet, sondern als einen Verräter angeklagt, der ihr heimliches Thun gar neugierig belauscht und ans Licht stellt. Heute nun im Verein mit der kaum versunkenen Sonne erschien er mir doppelt gefährlich und ich glaubte sogar ein schadenfrohes Grinsen auf seinem breiten Antlitz zu bemerken. Mir fiel ein Lied ein, das ich auswendig behalten hatte, weil es mir aus der Seele geschrieben war:

„Der Mond, das ist ein heimlicher Geselle
Mit seinem naseweisen Licht.
Wie haſſ' ich dieses bleiche, helle,
Fatale Lauscherangesicht!

Wenn leise ich zum holden Liebchen schleiche,
Ist der Verräter oben wach,
Und immer lauert mir das bleiche,
Verschmitzte Mondenantlitz nach.

Geh schlafen doch in deine Silberwolke,
Bis ich den holden Gang vollbracht,
Und scheine dann dem andern Volke,
So viel du willst — die ganze Nacht!"

Während ich nun saß und mit geschärftem Ohr auf alle Geräusche ringsum horchte, kam aus dem Weidengebüsch, das den Garten von der Wiese trennte, der liebliche Gesang eines Sumpfrohrsängers. Obwohl ich mich schon damals ein wenig für unsre kleinen Sänger interessierte, hatte ich doch nur geringe Kenntnisse und wußte nichts von diesem Vogel; es war mir auch nicht bekannt, daß außer der Nachtigall noch andre dieser Tierchen in der Nacht singen. Darum erschien mir dies als ein besonders liebliches Märchen und ich lauschte mit solchem Entzücken diesen zauberischen Klängen, daß ich eine kleine Weile ganz den Zweck meiner Anwesenheit vergaß. Es muß wohl schon damals, ohne daß ich es wußte, das echte Blut eines Liebhabers solcher Dinge in meinen Adern gerollt haben. Der entzückende Gesang hörte nicht auf, sondern entstand immer neu in der reizvollsten Abwechselung, aber endlich fiel es mir doch auf, daß Elfriede noch immer nicht kam. Als ich wieder angestrengt horchte, vermeinte ich vom Hause her Gläserklingen und fröhliches Stimmgewirr zu hören, und nun fiel mir ein, daß sie vielleicht durch eine Gesellschaft verhindert sein könne. Ich wartete noch bis zehn Uhr, indem ich hoffte, sie vermöchte sich auf einen Augenblick frei zu machen, um mir Nachricht zu bringen, aber der kleine Vogel sang unablässig seinen zierlichen Gesang, und niemand kam.

Am andern Morgen sah ich in der Zeitung die Verlobung des Fräuleins Elfriede Mühlfeld mit dem Assessor Brandt angezeigt. Die erste Wirkung dieser

Nachricht vermag ich nicht zu beschreiben; sie schlug mich ganz zu Boden. Es war, als wenn ein Orkan mit einem Wolkenbruch über eine blühende Gegend voll singender Nachtigallen hinweggeht und nichts zurückläßt als häßlichen Schlamm und Vernichtung. Wenn auch nur eine Ahnung solcher Dinge in mir gewesen wäre, wenn ich nur einen Begriff hätte gewinnen können, wie das möglich sei. Dann kam es über mich wie ein unsagbarer Abscheu und ich erinnere mich, daß ich zuweilen, um mein Herz nur etwas zu erleichtern, vor mich hin sagte: ‚Du Tier! du Tier!‘ Ich habe später in ruhigeren Zeiten oftmals gedacht, ob nicht die gekränkte Eigenliebe einen großen Anteil hatte an der Verschärfung dieser Empfindungen. Ich kam mir so arm, so hündisch und so klein vor, daß ich blind vertraute und anbetete, wo man nur mit mir spielte, um einige müßige Stunden auszufüllen. Noch monate- und jahrelang hielt diese widrige Empfindung gleich einem giftigen Krötentier mein Herz mit dumpfem Druck umklammert und nagte daran. Ja noch jetzt, wenn ich zuweilen plötzlich in der Nacht aufwache, fühle ich einen leisen, dumpfen Nachhall dieser grausamen Zeit. Mein älterer Bruder Konrad hatte sich damals, nachdem er mehrere Jahre studiert und eine ausgedehnte Reise durch Europa gemacht hatte, verheiratet und das bisher noch vormundschaftlich verwaltete Gut Goldensee übernommen. Dorthin begab ich mich und zog schon damals in meine jetzige Einsiedelei ein, allerdings nicht mit der Absicht, für immer dort zu bleiben. Allein ich bin nicht wieder fortge-

kommen. Seltsamerweise war mir eine liebliche Erinnerung zurückgeblieben an jenen letzten Abend, wo ich allein in der Laube saß und den kleinen Vogel singen hörte. In der Bibliothek meines verstorbenen Vaters fand sich Naumanns Naturgeschichte der Vögel Deutschlands, jenes Buch der Bücher für jeden deutschen Ornithologen, und anfangs nur, um zu ergründen, welch ein Vogel das wohl gewesen sein könnte, fing ich an, in diesem ausgezeichneten Werke zu blättern und zu lesen. Bald war ich ganz erfaßt und hingerissen, beschäftigte mich fast ausschließlich mit dem Studium dieses Buches und suchte mit allem Eifer in unsrer so wohl geeigneten Gegend meine erworbenen Kenntnisse durch Beobachtung im Freien zu befestigen und zu erweitern. In dieser Arbeit und in dem steten Umgange mit der Natur fand ich endlich die Ruhe meines Gemütes wieder. Nach und nach entstanden alle diese Einrichtungen, die Sie gesehen haben, und so bin ich endlich der alte Zaunkönig geworden, den Sie kennen, und muß nun wohl so verbraucht werden."

Ludwig Bastian schwieg und sah still vor sich hin. Hermann tastete nach seiner Hand und drückte sie sanft. Der kleine Vogel sang unermüdlich; der Mond war noch höher in das silberne Blau des Himmels emporgestiegen und schimmerte auf dem weißen Nebelsee, der die Wiese allmählich bedeckt hatte. Aus dem Walde war eine Nachtschwalbe herüber gekommen und schoß in ihrer Jagd auf die schwärmenden Falter unabläßig taumelnden Fluges um die blühende Linde.

Die beiden Freunde sahen diesem nächtlichen Vogel eine Weile schweigend zu, dann erhoben sie sich und begaben sich in ihr Nachtquartier, wo das Rauschen des Baches und das dumpfe Schüttern des Mühlwerkes sie bald in Schlaf sang.



7. Die Rauchschwalbe.

Ich lieb' eine Blume,
Doch weiß ich nicht welche.
Heine.

Am Morgen des 5. Juli erwachte Hermann in der Frühe durch den Gesang einer Rauchschwalbe vor seinem Fenster. Die unabläſſige Wiederholung dieser zierlichen, krausen Weise klang so mahnend und lockend, daß er alsbald aus dem Bette sprang, sich ankleidete und zugleich einen prüfenden Blick auf das Wetter richtete. Es war klar, sonnig und schön, und dies war wichtig, denn an diesem Tage hatte Herr Konrad Bastian seinen Geburtstag, der nach Familiensitte immer mit einer Art von Sommerfest begangen wurde. Eine Menge Einladungen waren ergangen und allerlei Vorbereitungen hatten schon mehrere Tage lang die Hausbewohner in Thätigkeit gehalten, denn diesmal sollte es sich ganz besonders festlich gestalten, und es ging die Sage von allerlei Ueberraschungen, die dem erfinderischen Kopfe des Herrn Konrad Bastian ihren Urspung verdankten. Hermann traf diesen Herrn vor dem Hause im Garten und brachte seinen Glückwunsch dar.

„Ich danke Ihnen, teuerster Naturforscher," sagte dieser, „aber verzeihen Sie, wenn ich Sie sofort verlasse, denn mehr noch als die neuvermehrte Last der Jahre drückt mich die Wucht hausväterlicher Geschäfte. Mein armes, angehendes Greisenhaupt ist ein Bienenstock schwärmender Gedanken. Wollen Sie jedoch menschlichen Umgang in dieser frühen Morgenstunde nicht ganz entbehren, so finden Sie meine Tochter in der Laube am See." Damit ging er eilig fort.

Hermann folgte der erhaltenen Anweisung und fand Agnes vor einem gewaltigen Gebirge abgeschnittener Feld- und Gartenblumen beschäftigt, kleine Sträuße zu binden, die, wie sie sagte, für einen geheimnisvollen Zweck bestimmt seien. Hermann erbot sich zu helfen, und nun saßen beide in der frischen Morgenkühle in fleißiger Arbeit. Nach einer Weile sagte Agnes, nachdem sie mit Verwunderung zugesehen hatte, wie dieses Geschäft, das sonst gewöhnlich nicht als Männerarbeit betrachtet wird, dem jungen Naturforscher von der Hand ging, und wie kleine Kunstwerke unter seinen Fingern entstanden: „Wie sonderbar, Sie greifen nur nach den Feldblumen, noch haben Sie keine einzige aus unserm Garten verbraucht."

„Es mag wohl sein," erwiderte Hermann, „daß sie mich mehr anziehen, weil sie der Natur näher stehen und ganz ohne unser Zuthun aufwachsen. Sie sind die wirklichen Kinder unsrer Heimat, während fast allen Gartenblumen etwas Prunkendes und Künstliches anhaftet. Ich schätze wohl die Centifolien mit

ihrem weichen Blätterrund und wunderbaren Geruch, allein meinem Herzen näher steht die wilde Heckenrose, die am Feldrand blüht."

„Wo haben Sie denn die Kunst gelernt, Sträuße zu winden?" fragte Agnes weiter, „Sie verstehen es gut, man kann von Ihnen lernen."

„Ich glaube nicht, daß ich technisch viel davon verstehe," sagte Hermann lächelnd, „aber ich vermute, daß ich eine richtige Theorie habe. Ein jeder Blumenstrauß muß ein kleines lyrisches Gedicht sein, harmonisch in Form und Farbe und doch scheinbar zwanglos entstanden, daß man glaubt, es könne gar nicht anders sein. Und wo ich es gelernt habe? Auf meinen tausend Streifereien in Wald und Feld hat es mir oft Vergnügen gemacht, unsre Blumen nicht als Botaniker im gewöhnlichen Sinne, sondern auch auf ihre Schönheit hin zu betrachten. Ich suchte sie dann zuweilen in Sträuße zu vereinigen, die den Charakter ihres Standortes, war es nun Wiese, Heide, Wald oder Feldrain, zum Ausdruck brachten. Oft gerade von den ödesten Stellen trägt man das Lieblichste nach Hause, Seltsames kann man zusammenstellen im wüsten, unheimlichen Moor und Zierliches mitnehmen von öden Dünenhügeln. Das Niedlichste aber und Anmutigste findet sich gar auf dem scheinbar so trübseligen Stoppelfeld, Stiefmütterchen mit kleinen, winzigen Gesichtern, zarte Vergißmeinnicht, zierliche Hungerblümchen und vieles andre, alles so niedlich, wie aus einem Puppengarten."

„Ich hätte nie geglaubt," sagte Agnes, „daß

ein Botaniker so reden könnte. Als wir in Golnow bei dem alten Rektor Zyprian Pflanzenkunde hatten, da hat er uns so viel mit Staubfädenzählen und den verschiedenen Klassen und den schrecklichen lateinischen Namen geängstigt, daß wir ein rechtes Grauen davor bekamen. Bei Ihnen hätte ich vielleicht mehr gelernt."

„Ich glaube wohl," erwiderte Hermann, „daß mit diesem trockenen Schematismus im Jugendunterricht mehr Unheil als Nutzen gestiftet wird. Heine teilte die Pflanzen ein in solche, die man essen kann und solche, die man nicht essen kann, und ich halte dies allereinfachste System für die Kinder schon immer noch besser als jedes wissenschaftliche. Ich meine, der Unterricht in der Botanik sollte für die Jugend auf volkstümliche Grundlagen gestellt werden, sie sollten vorzugsweise von den praktischen Eigenschaften der Pflanzen erfahren und als Gegengewicht von den sagenhaften oder poetischen Vorstellungen, die sich an sie knüpfen, anstatt dessen ihnen, wie es jetzt meistens geschieht, mühselig ein wenig Stubengelehrsamkeit in die widerwilligen Köpfchen gepreßt wird."

Hermann nahm einen Zweig des Wegwarts mit den schönen, hellblauen Tellerblüten aus dem Haufen hervor, und indem er ihn mit andern Blumen zu einem Strauße vereinigte, fuhr er fort: „Wenn die Kinder erfahren, daß aus den Wurzeln dieser schönen Pflanze, die in Gegenden mit gutem Boden an allen Wegrainen zu finden ist, der so nützliche Zichorien-

kaffee bereitet wird, und ferner, daß sie in der Sage ein verzaubertes Mädchen bedeutet, das am Wegrand nach dem verschollenen Geliebten ausschaut, so sind das Dinge, bei denen man sich etwas denken kann, und die sie behalten werden, und nachdem sie solche Teilnahme gewonnen haben, dürfte es ihnen auch weit leichter werden, sich zu merken, in welche Klasse diese Pflanze gehört. Aber so wie die Sache heute betrieben wird, nehmen die meisten Menschen nur die Ueberzeugung mit in ihre späteren Jahre, daß die Botanik so ziemlich das Langweiligste sei, was sich urgrundlederne Professoren in verstaubten Studierstuben austiftelten. — Doch mich dünkt, wir verderben uns den schönen Sommermorgen durch solche Gespräche."

„Wir hoffen sehr, daß der Tag halten soll, was der Morgen verspricht," sagte Agnes.

„Goldensee wimmelt heute von Geheimnissen," erwiderte Hermann. „Was bedeutet zum Beispiel die Flotte von Fischerkähnen, die an der Landungsbrücke in der Seebucht liegen, was bedeutet der ständige Schiffahrtsverkehr mit der Insel Goldenburg, was bedeuten diese unermeßlichen Blumensträuße? Meine Seele lechzt nach Aufklärung."

Agnes lachte ein wenig und sagte: „Warten Sie nur, bis sich die Zeit erfüllt hat, und sorgen Sie, daß es gutes Wetter bleibt. Sie behaupten ja immer, daß Ihnen der Himmel bei allen Unternehmungen günstig ist, und so soll es heute Ihre Aufgabe sein, die Wolken im Zaume zu halten, daß sie uns keine Streiche spielen."

Da nun die Sträuße fertig waren, so trennten sich die jungen Leute, weil Agnes von andern Pflichten abgerufen ward, und Hermann versprach ihr, sogleich seinen stärksten Zauber in Thätigkeit zu setzen, damit die Hoffnungen von Goldensee auf einen schönen beständigen Sommertag nicht zu schanden würden.

Bald nach der Mittagsstunde ward es auf den Straßen, die nach Goldensee führten, lebendig von ländlichen und städtischen Gefährten, und ein Wagen nach dem andern rollte unter die breiten Kronen der Linden vor dem Wohnhause, so daß sich der alte Kettenhund Wasser und die beiden Haushunde Purzel und Prempel fast um Verstand und Besinnung kläfften. Behäbige Gutsbesitzer entstiegen den Gefährten mit stattlichen Frauen, rosigen Töchtern und gebräunten Söhnen. Manche kamen auch in zwei Wagen, weil einer für die Fülle der Nachkommenschaft nicht ausgereicht hatte. Die Väter begrüßten den Gutsherrn mit mächtigen Stimmen, denen man die Gewohnheit anmerkte, über weitläuftige Wirtschaftshöfe hinweg Befehle zu erteilen. Wenn sich zwei von ihnen unterhielten, so war es immer, als stünde der andere auf einem gegenüberliegenden Berge, aber dafür konnte man auch schön deutlich verstehen, was sie sagten.

Die Wagen, in denen diese Leute kamen, waren stattlich und die Pferde glänzend, mutig nnd schön; die Kutscher fuhren in scharfem Trabe vor und hielten mit plötzlichem Ruck vor der Hausthür. Dies alles konnte man von den Gefährten, die aus der

Stadt Golnow kamen, nicht behaupten, denn obwohl sie würdige Stadthonoratioren, feierliche Matronen in seidenen Staatskleidern, zarte Stadtfräulein in hellen Gewändern und gebildete Söhne mit Nasenzwickern enthielten, so waren es doch nur klapprige Mietskutschen, und die Pferde, die davor gespannt waren, befleißigten sich einer Gangart, die zwar von einbildungskräftigen Leuten für Trab gehalten wurde, sich jedoch weniger fördersam erwies, als ein behaglicher Schritt. Die Lieblingsbeschäftigung dieser Tiere war es, mit etwas nach vorn gebogenen Knieen und hängenden Ohren dazustehen und von einer bewegten Vergangenheit und von vollen Krippen zu träumen. Besonders zwei alte, gelbe, zottige Schimmel genossen großen Ruhm, denn es ging von ihnen die Sage, sie hätten die Freiheitskriege mitgemacht, ja ruchlose Spötter gingen so weit zu behaupten, das Handpferd habe den alten Fritz noch persönlich gekannt.

Zwischendurch kamen auch die sämtlichen Stadtmusikanten von Golnow mächtig tutend auf einem vierspännigen Leiterwagen vorgefahren, und die Sache wurde immer festlicher. Im Garten hinter dem Hause war ein großer, runder Rasenplatz von Gebüschen umgeben, in denen mancherlei geräumige Lauben angebracht waren, die angenehme Sitzplätze für die Gesellschaft darboten. Da sich nun in Norddeutschland bei solcherlei Gesellschaften das männliche und weibliche Geschlecht wie Wasser und Oel voneinander zu sondern pflegt, so geschah dies auch hier. Die

älteren Damen fanden sich in der Veranda vor dem Hause zusammen und gaben ihre Anwesenheit schon von Ferne durch ein Geräusch lebhafter Unterhaltung gleich dem Getöse eines kleinen Wasserfalles kund. Die älteren Herren hatten sich gegenüber in einer Fliederlaube angesiedelt, wo der Donner ihres Gespräches bald anschwoll, bald leiser grollte. Die Unterhaltung drehte sich natürlich, wie es die Jahreszeit mit sich brachte, um den Ertrag der Wiesen und die zukünftige Ernte, und auch die Herren aus Golnow nahmen an diesen Gesprächen eifrig teil, denn in den kleinen Landstädten versteht fast jeder etwas von diesen Dingen. Obwohl das Jahr nun außergewöhnlich gesegnet und hoffnungsreich war, so trat doch die seltsame Erscheinung zu Tage, daß sich niemand zufrieden zeigte. Der eine, der von seinen tiefgelegenen Wiesen in diesem warmen Jahre unermeßliches Heu eingefahren hatte, meinte achselzuckend, als man ihn darauf anredete, im Jahre 1843 habe sein Vater von derselben Fläche noch neunzehn Fuder mehr eingefahren, verschwieg aber wohlweislich, daß in demselben Jahre wegen unendlicher Dürre alles übrige mißraten war. Herr Kolbig von Ziersdorf, auf seinen ungewöhnlichen Hafer angeredet, lehnte alle Komplimente ab mit der Bemerkung, es sei alles nur Blendwerk, denn dem Hafer fehle das dritte Korn, obgleich er sehr wohl wußte, daß von den zu dreien zusammensitzenden Haferkörnern fast ohne Ausnahme das mittlere verkümmert und nur in den seltensten Fällen zur Ausbildung gelangt. Herr Podewils von

Bergedorf nun wieder schmunzelte zwar, als man begeistert den Stand seines Weizens rühmte, der in der Gegend nicht seinesgleichen hatte, suchte aber sofort diese Begeisterung zu dämpfen, indem er behauptete, in mehreren Aehren einen ihm bis jetzt unbekannten Wurm vorgefunden zu haben, dem durchaus nicht zu trauen sei, da er wohl für einige tausend Thaler wegfressen werde. Ja, der liebe Gott hat es nicht leicht mit den Herren Landleuten und wohl längst verlernt, auf ihren Dank zu rechnen.

In einer Jasminlaube zur Seite des Rasenplatzes hatten die jüngeren Stadt- und Landherren sich zusammen gefunden. Von hier aus flogen häufige Blicke hinüber auf die andere Seite zu einer duftenden Rankrosenlaube, aus der helle Kleider hervorleuchteten und fröhliches Mädchengezwitscher ertönte. Einige angenehme Schwerenöter hatten sich sogar hinüber begeben, wo sie sich wie schwarze Krähen von den hellen Gewändern abhoben und alle Wasser ihrer Unterhaltungsgabe spielen ließen. Andre wieder, die ebenfalls in ihren Herzen einen starken Zug zum weiblichen Geschlechte verspürten, zugleich aber ihren geselligen Künsten nicht genügend trauten, flüsterten sich pikante Bemerkungen über die einzelnen Schönen zu. Sie empfanden für ihre kühneren Genossen eine ziemliche Verachtung, die auf der Rückseite mit Neid gefüttert war, und ziehen sie der Seichtheit, indem sie zugleich ihre Verwunderung aussprachen über die Rätselhaftigkeit weiblicher Gemüter, die an dergleichen Fanten sichtlich Gefallen zu finden schienen.

Unterdessen gingen Diener und Dienstmädchen im Sonntagsputz ab und zu, leichte Erfrischungen anzubieten, während Herr Konrad Bastian in seiner besten Laune den Rasenplatz umkreiste und überall eine Weile im Gespräch verweilte, welches Ereignis sich bei jeder Gruppe durch ein verschieden abgetöntes, aber unausgesetztes Gelächter kundgab. Besonders der alte dicke Herr Holtfreter von Bummshagen war stets von der komischen Wirkung dessen, was Herr Bastian sagen würde, so überzeugt, daß er schon pränumerando lachte, ehe dieser noch den Mund aufgethan hatte. Schließlich konnte er dann nur dadurch, daß man ihn schüttelte und ihm auf den Rücken klopfte, wieder zu Atem und Besinnung gebracht werden.

Unter den Mädchen waren auch einige, die sich, kaum dem Backfischalter entwachsen, unter den bereits heiratsfähigen jungen Damen nicht genügend beachtet fühlten. Sie flatterten zu zweien davon, wandelten dann, sich mit den Armen umschlungen haltend, in den abgelegenen Steigen, rochen gemeinschaftlich an den Blumen, teilten sich Geheimnisse mit, schwärmten von ihren Lieblingsdichtern und pflegten die süßen Gefühle der Freundschaft, die so lange in diesen kleinen Herzen zu wohnen pflegen, bis sie von stärkeren verdrängt werden.

Hermann, der den meisten dieser Gäste noch unbekannt war, bildete für alle einen Gegenstand der Neugierde, denn das sonderbare Abenteuer, durch das er nach Goldensee gekommen war, hatte natürlich in der ganzen Umgegend großes Aufsehen und will-

kommene Erheiterung bewirkt. Besonders waren die älteren Herren unerschöpflich in Fragen und Anspielungen und nur durch eine genaue Schilderung aller Einzelheiten zu befriedigen, während den Damen natürlich durch die besonderen Umstände dieses Abenteuers ein Zwang aufgelegt war, der ihnen verbot, sich nach Wunsch in diese Geschehnisse zu vertiefen, was übrigens ihrer Teilnahme an der Sache keinen Eintrag that.

Nach einer Weile geschah vom See her ein Kanonenschlag, und zugleich begannen in derselben Gegend die Golnower Stadtmusikanten gar mächtig einen Marsch zu tuten. Die Gesellschaft brach nun auf, und alle zogen durch die Gänge des Gartens an den See hinab, neugierig auf die weitere Entwickelung der Dinge. Sie fanden dort die Musikanten in einem Boote auf dem See schwimmend, und an der Landungsbrücke lagen acht starke Fischerkähne mit Fahnen und Blumengewinden geschmückt. Von diesen waren immer je zwei nebeneinander mit Balken und Stricken durch eine geschickte Anordnung fest unter sich verbunden, durch welche Einrichtung jedes Schaukeln und die Möglichkeit des Umschlagens vermieden ward, so daß sich auch das allerängstlichste Frauengemüt diesen Fahrzeugen ohne Bedenken anvertrauen konnte. Ja selbst der dicke Herr Holtfreter, dem Wasser in allen seinen Erscheinungsformen eine unsympathische Flüssigkeit war, sowohl innerlich als äußerlich als unter sich, ward durch diese Vorsichtsmaßregeln so beruhigt, daß er seine kostbaren, mit Delikatessen und edlen Getränken

aller Art herangemästeten drei Zentner, von denen die Sage ging, daß ihm das Pfund bereits auf tausend Thaler zu stehen komme, ohne weiteres hineinbugsierte.

Nachdem in den ersten Kähnen die Jugend, in den folgenden das Alter, nach getrennten Geschlechtern Platz genommen hatte, setzte sich die Flotte mit der Musik an der Spitze in Bewegung und zwar so, daß die vier Doppelfahrzeuge in zwei Reihen nebeneinander schwammen. Nun zeigte sich auch, daß die Bedeutung der zahllosen kleinen Blumensträuße kriegerischer Natur war, und daß sie nichts weiter vorstellten, als eine Art von Munition, die in Körben überall verteilt war. Herr Konrad Bastian eröffnete das Gefecht durch einen wohlgezielten Wurf auf seine Frau, die das Geschoß mit großer Geschicklichkeit aus der Luft auffing, und dieses Beispiel fand alsbald bei der Jugend begeisterte Nachahmung, zumal da sich dies kleine Bombardement als ein schickliches Mittel erwies, allerlei Zu- und Abneigung unverfänglich auszudrücken. Dann wurden auch die Alten hingerissen von der Kampfeswut, und bald entbrannte das Gefecht so stark, und so unausgesetzt flogen die anmutigen Geschosse hin und her, daß zuweilen zwischen den Kähnen ein förmliches Bogendach von Blumen in der Luft stand. Dazu die lustige Musik, Jauchzen und Gelächter, helle Gewänder, liebliche Mädchengesichter und wehende Locken, Sonnenschein und blinkendes Wasser, fürwahr eine lustige Sache.

Die Jugend hatte sich zuerst verschossen; auch war ein Teil der Sträuße außer Gefecht gesetzt und

steckte, vermehrt durch unsichtbare Blüten zarter Beziehung, an Mädchenbusen oder in Männerknopflöchern. Die Alten setzten im zweiten Treffen das Gefecht noch eine Weile fort, doch als die Flotte auf der Höhe der Insel Goldenburg anlangte, ging auch ihnen die Munition aus, und nur eine lange Straße schwimmender Blumen bezeichnete weithin das Fahrwasser der Kähne und den Ort des Kampfes.



8. Die schwarzköpfige Grasmücke.

Und ein kleines Vögelein, Tandaradei!
Das wird wohl verschwiegen sein.
Walter von der Vogelweide.

In diesem Augenblick knallten auf Goldenburg die Begrüßungsböller. Onkel Ludwig, der zeitweilig als Gouverneur dieser Insel fungierte, hißte die Landesflagge auf, und die Kähne schwammen in großem Bogen der Landungsbrücke zu. Als Hermann den jungen Mädchen beim Aussteigen behilflich war, sah er zufällig den Strauß mit dem Wegwart, den er am Morgen gebunden hatte, an Agnes' Busen stecken. „Den kenne ich," sagte er unwillkürlich. Agnes erwiderte nichts, nur eine leichte Röte stieg ihr in das schöne Antlitz.

Auf der Höhe dieser Insel hatte vor Jahren ein festes Schloß gestanden, die Goldenburg, allein seit langer Zeit schon war dies zerstört worden und nur

einige wenige von Buschwerk überwucherte Mauerreste gaben Kunde davon. Auch die Spuren einstiger Befestigungen waren noch kenntlich, obwohl die einst tiefen Gräben halb verschüttet waren und die Wälle sich im Lauf der Zeiten abgerundet und verflacht hatten. Vor den Ruinen auf einer ebenen Fläche standen drei uralte Linden, die, wie man glaubte, das Schloß noch in seinem Glanze gesehen hatten. Unter ihrem wohligen Schatten ruhte es sich gut zur Sommerszeit, indem man durch die Lücken des Waldes auf den silbernen See und seine dämmernden Buchten hinschaute. Wo sich dann der mit Gras und niederem Buschwerk bewachsene Abhang zum Wasserspiegel niedersenkte, stand zur Seite auf der Höhe ein geräumiges Borkenhäuschen, mit Sitzen und Tischen versehen, und hier in dessen Umkreis lagerte sich einstweilen die Gesellschaft in Erwartung des Rufes zur Tafel, die, mit blendendem Linnen, Silberzeug, blinkenden Gläsern und schönen Blumensträußen geziert, gar verlockend unter dem dichten Blätterdach der drei Linden hervorschimmerte. Weiterhin, wo der hochstämmige Wald in engem Kreise diesen freundlichen Platz umschloß, sah man Feuer flackern, und hellblauer Rauch stieg in die sonnigen Kronen der Buchen. Dort hantierte ein schneeweiß gekleideter Koch mit einigen sauberen Mädchen, dort drehten sich die Bratspieße, brodelte es in den Pfannen, dampften die Kessel, und zuweilen trug ein leiser Lufthauch süße, ahnungsvolle Düfte künftiger Genüsse zu der Gesellschaft herüber. Diese Einrichtung hatte für den alten, dicken Herrn

Holtfreter eine mächtige Anziehungskraft, denn er war ein so starker Esser, daß man ihm in der Gegend die bekannte Redensart in den Mund legte: „Die Gans ist ein schnurriger Vogel; ißt man eine zum Frühstück, so hat man nicht genug, und ißt man zwei, so verdirbt man sich den Appetit zum Mittagessen.“ Unwiderstehlich wie den Sancho Pansa bei der Hochzeit des Camacho zog es ihn an diesen Ort, und dann stand er würdevoll da, die Hände auf den Rücken gelegt, alles mit der tiefsten Teilnahme betrachtend, während köstliche Gerüche die bereits erwachte Riesenbestie seines Hungers zur Wut aufstachelten. Endlich konnte er sich nicht mehr halten, bat sich ein Weißbrötchen aus, ließ es vom köstlichen Safte eines Spießbratens beträufeln und verzehrte es schmunzelnd und kopfnickend.

Dann ertönte das allgemein ersehnte Trompetensignal, das die Gesellschaft zu Tische rief. Hermann fand seinen Platz zwischen Agnes und Veronika und konnte mit dieser Veranstaltung wohl zufrieden sein, denn schönere und anmutigere Mädchen waren an dieser Tafel nicht vorhanden. Besonders Veronika, die heute zum letztenmal in Goldensee war — denn sie sollte am Abend mit den Eltern nach Golnow zurückkehren — überstrahlte alle und sah in einem blaßblauen Kleide, das mit zarten, gelblichen Spitzen geziert war, und mit einem Haarschmuck von natürlichen Theerosen und Vergißmeinnicht sehr verführerisch aus. Es war wie immer eine anziehende Mischung von Zartheit und blühender Kraft an ihr bemerklich, ge-

hoben durch die in Deutschland so seltene Kunst, stets in Schmuck und Kleidung das Richtige zu treffen und jede, auch die ungünstige Mode so zu wenden und unmerklich zu verändern, daß sie der Erscheinung zum Vorteil gereichte.

Das Essen nahm den gewohnten Verlauf solcher Veranstaltungen. Bald ertönte das betriebsame Geräusch der Messer und Gabeln und das Klappern der Teller, bald wieder der gleichmäßige Strom fröhlicher Unterhaltung. Zuweilen kam dann auf ein scharfes Anklingen eines Weinglases eine kurze Stille und darauf eine Rede, die, manchmal unterbrochen von kurzen Salven fröhlichen Gelächters, zuletzt in ein mächtiges Getöse von Hochrufen und klingenden Gläsern auslief. Wenn eine solche Stille eintrat, dann hörte man das Singen der Vögel im Umkreis und das Zwitschern der Schwalben, die über die Gesellschaft hinwegschossen, und andre zarte Stimmen der Natur, wie das emsige Summen der Bienen in den verblühenden Lindenbäumen und das zarte Gesäusel der Blätter. Die Sonne stahl sich durch die Lücken der Zweige, malte hier flimmernde rote Schatten gefüllter Weingläser auf das blendende Tischtuch und blitzte dort auf blankem Silbergeschirr; bald hob sie ein glänzendes Antlitz eines schmausenden Biedermannes, bald ein zartes Mädchenköpfchen hervor, und zu alledem schauerte zuweilen der laue Sommerwind stärker durch die Zweige und streute einen Regen zarter, gelblicher Lindenblütenblätter über die ganze Tafel hin.

Dann knallten die Champagnerkorke und fuhren in das Laubwerk empor; die Stimmung ward brausender, und häufiger schwebte über dem allgemeinen Donner des Gespräches silbernes Mädchengelächter wie Schaum auf der Brandung. Der beruhigende Kaffee am Schluß dämpfte die Wogen wieder ein wenig, und dann brach alles auf, die Jugend zu gesellschaftlichen Spielen, während sich die ältere Generation zu behaglichen Verdauungsgesprächen in der Umgegend des Birkenhäuschens zusammenthat. Nur Herr Holtfreter, nachdem er eine Weile mannhaft gekämpft hatte, konnte nicht länger seiner süßen Gewohnheit widerstehen, er zog sich an eine schattige Stelle zurück, streckte sich dort ins weiche Gras, deckte sich ein rotseidenes Taschentuch über sein geräumiges Antlitz und schnarchte bald wie ein Menschenfresser.

Auf einem ebenen, mit kurzem Rasen bedeckten Platze, der zuerst von dichten Gebüschgruppen, dann von ragendem Hochwalde umgrenzt war, hatten die jungen Leute bald ihre Spiele in Gang gebracht. Zuerst: „Dreht euch nicht um, der Plumpsack geht 'rum“, dann „Blindekuh“, dann „Verwunderungsstuhl“ und nachher „eins, zwei, drei, das letzte Paar herbei“.

Ob einem Mädchen Anmut und Grazie wirklich beschieden ist, das zeigt sich am besten, wenn es läuft, denn im Laufe die Linie der Schönheit innezuhalten, ist sehr schwer. Auch hierin that es Veronika allen andern zuvor, und es war ein Wunder zu sehen, wie sie auf eiligen, elastischen Füßen gleich einem Vogel

dahinflog und die jauchzende Hast der schnellsten Bewegung ihre Anmut nur erhöhte. Agnes war auf dem Spielplatze noch nicht anwesend, weil wirtschaftliche Verrichtungen sie noch eine Weile bei der Abräumung der Tafeln zurückhielten. Während des Spieles traf es sich nun bald, daß Hermann voran war und das letzte Paar aus Veronika und dem jungen Gutsbesitzer Herrn Hornbostel bestand.

Als Hermann durch Händeklatschen das Zeichen zum Ablauf gab, schoß Veronika wie ein Pfeil seitwärts davon, und unser junger Freund merkte wohl, daß er alles aufbieten müsse, ihrer habhaft zu werden. Herr Hornbostel, der sich bereits eines kleinen Bäuchleins und eines Paares zwar stämmiger, aber ziemlich kurzer Beine erfreute, gab bald die aussichtslose Verfolgung auf, obwohl er anfangs nach Kräften dahingewurzelt war, um sich seiner Dame wieder zu bemächtigen. Veronika spürte ihren Verfolger bald dicht hinter sich und flüchtete hinter ein breites, rundes Buschwerk. Hier tänzelten nun die beiden jungen Leute eine Weile hin und her, nach günstigen Gelegenheiten spähend, und Herr Hornbostel, der wieder Mut und Atem geschöpft hatte, trabte langsam näher, als Veronika plötzlich seitwärts im schnellsten Laufe in den dichten Gebüschgruppen, die nur schmale Gänge zwischen sich ließen, verschwand. Hermann, der geringe und kleinere Büsche in mächtigen Sätzen übersprang, hatte sie eine Weile aus den Augen verloren, sah aber dann bald das helle Kleid aufleuchten, verfolgte sie nun mit der größten Schnelligkeit und

holte sie, die wie eine Schlange durch die Lücken des Buschwerkes glitt, trotzdem bald ein. Als Veronika sich verloren geben mußte, wendete sie sich, blieb plötzlich stehen und ehe Hermann es sich versah, hielt er die schöne, tiefatmende Gestalt in seinem Arme. Sie waren hier ganz aus dem Gesichtskreis der Gesellschaft entschwunden, allein zwischen blühenden Büschen. In ihren Adern glühte das Blut, aufgeregt von der Nachwirkung des Champagners und des schnellen Laufes, und als Hermann das verführerische Mädchen, das seltsam und wie in einem Bann zu ihm empor sah, in den Armen hielt, kam es wie ein Rausch von Jugend und Wonne und Schönheit über ihn, er beugte sich nieder und küßte Veronika mehreremal auf den Mund. Diese hielt nicht allein still wie ein Lämmchen, sondern drängte halb nachgebend, halb erwidernd ihre schwellenden Lippen an die seinen. Das Ganze war nur ein Augenblick, dann fuhren sie auseinander. War da nicht ein Rauschen von Kleidern vernehmlich gewesen, wie wenn sich jemand eilend entfernte? Sie blickten sich um und lauschten, aber nichts war zu sehen als die grüne Einsamkeit und nichts zu hören als das leise Flüstern der Blätter und der unablässige Gesang einer schwarzköpfigen Grasmücke, die in einer benachbarten Silberpappel saß und von nichts als lauter Liebe flötete. Sie gingen langsam zu der Gesellschaft zurück und thaten, als wäre nichts geschehen.

Unterdes hatte sich auch Agnes dort eingefunden, und Herr Konrad Bastian hatte die Musikanten, die sich derweil an den Resten der Mittagstafel kräftig

verpflegt hatten, dorthin geschickt. Sie saßen im Schatten unter einem Baume und begannen alsbald einen lustigen Walzer zu blasen, und obwohl nun einige von ihnen in der Stärkung durch den reichlich gespendeten Wein ein wenig zu viel gethan hatten, so daß sie aus reinem Kraftüberschuß recht häufig an den wichtigsten Tönen vorbeituteten, so störte das die jungen Leute doch nicht, sich mit Begeisterung in den Tanz zu stürzen. Agnes sah seltsam blaß und starr aus, und als Hermann sie aufforderte und mit ihr tanzte, war er verwundert über ihr abwehrendes, fremdartiges Wesen, und obwohl er sie im Arme hielt, war es ihm, als sei die eigentliche Agnes weit fort und dies nur eine mechanische Puppe, die ihr ähnlich sah. Sie, die sonst so gleichmäßig freundlich und unbefangen gegen ihn war, trug eine feierliche Gemessenheit zur Schau, die, zwar für andre nicht im gleichen Maße erkennbar, von ihm desto tiefer gefühlt wurde und um so erkältender und verwirrender auf ihn einwirkte, als er sich den Grund dieser plötzlichen Umwandlung nicht zu erklären vermochte. Es war, als sei in diesem Mädchen plötzlich etwas gestorben oder ein Reif über ihr blühendes Gemüt gegangen. Hermann fühlte jetzt zum erstenmal an dem Eindruck, den diese Veränderung auf ihn machte, welche stille Zuneigung zu diesem Mädchen er bereits im Herzen trug, und erschrak fast darüber. Er konnte kaum begreifen, daß er vor kurzem noch, hingerissen von dem Rausch eines günstigen Augenblicks und verlockenden Entgegenkommens, einer andern scheinbare

Beweise von Zuneigung zu geben vermocht hatte. Sollte sie dies gesehen haben? Aber das war ja unmöglich, denn als er mit Veronika zurückkehrte, hatte er bemerkt, wie Agnes von einer andern Richtung her zu der Gesellschaft trat.

Mittlerweile sank die Sonne hinter den Waldmassen am gegenüberliegenden Ufer und entzündete ein gewaltiges Feuermeer, in dem einige rosige Wolken schwammen wie selige Inseln, indes über den See hinweg eine goldene, flimmernde Straße zu dieser schimmernden Herrlichkeit hinführte. Ein Böllerschuß, dessen Knall an dem stillen Abend von jeder Bucht und jedem Vorsprung des Waldes zurückschallte und am Ende in fernen, dämmernden Winkeln grollend zur Ruhe ging, rief die Gesellschaft wieder zu den Kähnen, und man fuhr über den stillen, im letzten Schimmer des Abendrotes glänzenden See nach Hause. Ich brauche wohl kaum erst zu bemerken, daß unterwegs: „Ich weiß nicht was soll es bedeuten", „In einem kühlen Grunde" und noch einige ähnlich schwermütige Lieder von der Gesellschaft gesungen wurden, denn dies erscheint ja selbstverständlich, wo eine fröhliche Gesellschaft von Deutschen zur Abendstunde auf dem Wasser beisammen ist. Selbst Herr Holtfreter wurde ein wenig sentimental, wozu aber vielleicht beitragen mochte, daß er nach der Art des Sonnenunterganges für morgen Regen erwartete, den er in der Wirtschaft nicht brauchen konnte, weil Rübsen ausgeritten werden sollte. Er stimmte zuweilen an Stellen, wo sich zufällig ein Stück des Textes in

seinem Gedächtnis vorfand, mit einer furchtbaren Berserkerstimme in den Gesang ein.

Im Hause fand man eine ungeheure kühle Erdbeerbowle vor, die der vorausgeeilte Onkel Ludwig mit unfehlbarer Kunst angesetzt hatte, und sonstige Erfrischungen, den erneuten Hunger zu dämpfen. Während sich die älteren Herren um die vorbereiteten Spieltische zu einem vergnüglichen Whist oder Boston gruppierten, fanden sich die Damen und die Jugend in dem großen Gartensaal zusammen, wo sich ein sehr schöner Flügel befand, und es ward nun nach besten Kräften ein wenig Musik gemacht, bei welcher Gelegenheit besonders die städtischen jungen Damen und Herren sich hervorthaten, um ihre mehr oder weniger gute Dressur auf musikalische Dinge in das beste Licht zu setzen. Nachdem nun schon mehrere dieser Leutchen an großen und leidenschaftlichen Schöpfungen unsrer Tonkünstler ihre Unfähigkeit bewiesen hatten, denn es ist ja eine bekannte Erscheinung, daß unsre lieben Dilettanten sich niemals mit Dingen abgeben, denen sie gewachsen sind, sondern ausschließlich mit solchen, die den Mangel ihres musikalischen Ausdrucksvermögens ins glänzendste Licht zu setzen geeignet erscheinen, nachdem also ein rundliches, kleines Fräulein mit einem Stumpfnäschen vermittelst einer kleinen Piepstimme mehrfach ausdrücklich versichert hatte: „Ich grolle nicht,“ was ihr übrigens auch jeder ohne besondere musikalische Beteuerung geglaubt hätte, nachdem ferner ein junger, sehr gesunder Mann mit einem schadhaften Bariton die unglaubwürdige Behauptung

in die Welt hinausgeschleudert hatte, ihn habe „das unglückselige Weib vergiftet mit ihren Thränen", nachdem eine schon etwas ältliche junge Dame von säuerlichem Aussehen eine Chopinsche Polonaise unkenntlich gemacht hatte, trat endlich Agnes in den Saal und ward sofort von allen Seiten bestürmt zu singen.

Als nun alle sie umdrängten, und die Aufmerksamkeit dorthin gelenkt war, fühlte Hermann plötzlich einen leisen Druck auf seinem Arm und sah dann Veronika an sich vorüberstreifen. Sie warf ihm einen verheißungsvollen Blick zu, der ihm das Blut schneller durch die Adern trieb, und glitt dann, von allen andern nicht beachtet, der offenen Gartenthür zu. Dort sah sie sich noch einmal nach ihm um, warf fast unmerklich den Kopf zurück und verschwand im Dunkel des Gartens. Wieder fühlte Hermann, daß es ihn wie ein Rausch ergriff, und ehe er es sich versah, stand er draußen und blickte in die Finsternis hinaus. Sobald sich sein Auge an die Dunkelheit gewöhnt hatte, sah er bei dem Dämmerlichte, das von dem halb erhellten Mittsommerhimmel ausging, die helle Gestalt in der Ferne vor der schwarzen Oeffnung eines aus dem hohen Gebüsch einmündenden Seitensteiges. Dort stand sie eine Weile und tauchte dann langsam in das Dunkel. Die weiche Luft der Sommernacht fächelte um seine Wangen und brachte süße Düfte von Jasmin und Rosen, ihm war als schöben und drängten ihn sanfte Hände zu holdem Glücke hin. Ein wunderbares, liebliches Klingen war in der

Luft — war es ein traumhaftes Spiel seiner Phantasie, oder war es Wirklichkeit — es schien ihm derselbe Gesang wie an jenem Abend im Mühlengarten — halb verloren wie aus weiter Ferne kamen die kaum vernehmlichen Töne aus den dämmernden Tiefen der Nacht.

Agnes, die zwar nicht aufgelegt war zum Singen, sich aber dem dringenden Wunsche der Gesellschaft nicht entziehen wollte, nahm ein Heft neuer Lieder, die sie vor kurzem eingeübt hatte, schlug ohne Wahl das erste auf, präludierte und begann zu singen. Bei den ersten Tönen ihrer schönen, vollen Stimme, die draußen ebenso deutlich zu vernehmen war wie im Saale, kam es wie eine Erlösung über Hermann, er wandte dem Garten plötzlich den Rücken, flüsterte fast heftig vor sich hin: „Nein, nein!" und lauschte gebeugten Hauptes auf das Lied. Agnes aber sang:

„Ich zog mir Hoffnung, eine schöne Blume
Und hegte sie gleich einem Heiligtume,
Versäumte nichts zu köstlichem Gedeihn
Durch Licht und Luft und goldnen Sonnenschein.

Sie wuchs empor in freudig grüner Fülle,
Und Blatt um Blatt entrollend aus der Hülle,
Trieb schwellend sie hervor in stolzer Kraft
Aus ihrem Kern den schlanken Blütenschaft.

Und leise schwillt's in knospendem Verkünden,
Von Tag zu Tag sich lieblicher zu ründen —
Schon rötet sich der Knospen zartes Grün —
In Freuden stand mein Herz: bald soll sie blühn.

Da kam zur Nacht — des muß ich ewig klagen,
Ein blinder Wurm, sie gierig zu zernagen!
Nun ist es öde, und ein Ort der Schmerzen,
Was mir so lieblich war in meinem Herzen!

Agnes, die das Lied fast teilnahmlos begonnen hatte, ward bald von tieferer Empfindung bewegt, es schien, als ob sie in seinen Worten einen Ausdruck dessen fände, was ihr eigenes Herz im tiefsten Innersten barg, und bald fühlte sie selbst, daß sie noch nie so gesungen hatte, wie an diesem Abend. Als dann ein rauschender, geschwätziger Beifall ausbrach, dem sie tiefatmend und seltsam erregt, fast dem Weinen nahe, sich eilig zu entziehen suchte, mischte Hermann sich unbemerkt wieder unter die Gesellschaft.



9. Der Buschrohrsänger.

Nachtigall, Nachtigall,
Wie sangst du so schön, sangst du so schön,
Wohl um die Sommerszeit.
Volkslied.

Das Haus war stiller geworden nach Veronikas Abreise und alles ging wieder seinen gewöhnlichen Gang. Die beiden Naturfreunde durchstreiften die Umgegend und waren doppelt emsig, weil die Glanzzeit ihrer Lieblinge nun schnell zu Ende ging und jene sich nahte, von der am Ende des zweiten Kapitels dieser Erzählung gesungen wurde:

„Bald ertönt der Erntereigen,
Und die Rose wird sich neigen,
Und die Vögel werden schweigen!
Ach wie bald, dann liegst du weit,
O du schöne Rosenzeit!"

Die eigentliche Rosenzeit, das bedeutet die, in der die wilden Rosen blühen, war ja schon vorüber, auch die Nachtigall war schon verstummt, und so entschwand eine Stimme nach der andern aus dem großen Vogelkonzert, das einen der Hauptreize des Frühlings ausmacht. Die Vögel singen mit wenigen Ausnahmen nur zur Zeit ihrer Fortpflanzung, und so waren jetzt nur die noch als Musikanten thätig, die eine zweite Brut machen. In der Vogelwelt war gewissermaßen jene Periode eingetreten, die man in der Litteratur die Epigonenzeit nennt, es waren im Gesange keine weltberückenden Genies mehr, aber doch noch höchst achtbare Kräfte thätig, und da die Großen schwiegen, kamen die Kleinen mehr zur Geltung.

Ja, es war stiller geworden im Hause und in der Natur, und nur in das Herz des jungen Naturforschers war eine Unruhe eingekehrt, die er vorher nicht gekannt hatte. Nach dem großen Menschenkenner Zacharias Bräsig ist es um die Liebe ein seltsames Ding und sie kann dadurch entstehen, daß sich zwei Menschen nach demselben Knäuel Garn bücken und dabei mit den Köpfen zusammenstoßen, oder was sonst dergleichen unwesentliche Veranlassungen mehr sind: Sie schlummert oft schon verborgen in einem Herzen, und ein fallendes Rosenblatt genügt, um sie zu er-

wecken, der Hauch eines Seufzers reicht hin, sie zur glühenden Flamme anzufachen. So häufig sie nun aber auch mit der elementaren Gewalt des Feuers verglichen wird, so wenig hat sie oft wieder damit gemein, denn die Flamme braucht Nahrung, das Feuer der Liebe lodert aber dort oft gerade am stärksten, wo ihr diese verweigert wird. An demselben Tage, wo sich Hermann, hingerissen von dem Rausche einer verführerischen Stunde, scheinbar einer andern zuneigte, empfand er zum erstenmal, daß seine wirkliche Zuneigung Agnes gehörte, und zwar in dem Augenblicke, als diese zum erstenmal im Leben ihm fremd und wie abwesend gegenübertrat. Jetzt dachte er kaum noch an Veronika und sein ganzes Sinnen war darauf gerichtet, über die befremdliche Veränderung nachzugrübeln, die Agnes ihm zeigte.

Jedes freundliche Lächeln, jeden Blick, den sie ihm einst geschenkt hatte, rief er sich in die Erinnerung zurück, und wo er ging oder weilte auf seinen einsamen Streifereien, umschwebte ihn ihre sanfte Gestalt, tönte der Wohllaut ihrer Stimme in sein Ohr. Dann war sie ihm nahe; wenn er aber bei den täglichen Mahlzeiten oder sonstigen Gelegenheiten in ihrer Gesellschaft war, dann fühlte er, wie unendlich fern sie ihm blieb. Er suchte Ruhe vor den Gedanken und Empfindungen, die sein Innerstes aufrührten, in der Arbeit, und trieb seine Studien mit vermehrtem Eifer, allein es half ihm nichts, immer tauchten die mühsam verbannten Vorstellungen aus dem Grunde seiner Seele wieder hervor, und Herr Ludwig Bastian war

zuweilen aufs äußerste überrascht, seinen jungen Freund und Genossen auf der größesten Unaufmerksamkeit zu überraschen, wo es sich gerade um die für einen Forscher seiner Art wichtigsten Dinge und seltensten Gelegenheiten handelte.

Am äußersten Ende der Feldmark Goldensee lag von einer Niederung umgrenzt dicht am See ein sogenannter Horst, wie man in jener Gegend solche inselgleich aus Wiesengrund sich erhebende sanfte Hügelrücken zu benennen pflegt. Der Haselhorst war, wie schon sein Name andeutet, mit Nußbüschen und außerdem allerlei Gesträuch bewachsen, in den Gründen mit Weiden und höher hinauf mit Weißdorn, Spindelbaum und Heckenrosen. Zwischen diesen Büschen waren größere und kleinere Grasflächen zu finden, und einen besonderen Charakter gewann die Gegend noch dadurch, daß dort ungemein viele Findlingsfelsblöcke mit Moos bewachsen und von Brombeersträuchern überrankt aus dem Boden hervorragten, zum Teil in so großer Mächtigkeit, daß dadurch dieser Gegend ein wenig vom Gebirgscharakter verliehen wurde. Einen Teil dieser ziemlich ausgedehnten Fläche hatte Herr Konrad Bastian für seine Füllen eingezäunt, die dort während der schönen Jahreszeit in voller Einsamkeit und Freiheit ihre Jugend genossen. Er verfehlte nie, wenn ihn seine ländlichen Beschäftigungen in diese Gegend führten, sich mit einem Vorrat von Brot zu versehen und seine Lieblinge mit diesem Leckerbissen zu füttern, und sah es auch stets gern, wenn sich seine Hausgenossen diesen anmutigen Ort

als Ziel von Spaziergängen setzten, um ein Gleiches zu thun. Dadurch waren diese schönen Tiere so zutraulich geworden, daß sie jedem Menschen, der sich innerhalb des Geheges sehen ließ, wie die Hunde folgten und sich ruhig die schönen, glatten Hälse klopfen ließen.

Für Hermann war dieser Ort auch aus andern Ursachen von Anziehungskraft, denn außerdem, daß dort in den feuchten Gründen und zwischen den moosigen Steinblöcken mancherlei seltene Pflanzen zu finden waren, hatte sich auch die Vogelwelt diesen so günstig zwischen Wiesen und am See gelegenen buschreichen Rücken zu einem Lieblingswohnsitz erlesen. Insbesondere nisteten dort zwei Pärchen des seltsamen Buschrohrsängers, dessen eigentümlicher, langanhaltender Gesang fast genau dem Schwirren der großen grünen Heuschrecke gleicht und oft in schönen Frühlings- und Sommernächten fast unaufhörlich ertönt. Da in der letzten Zeit wieder Mondschein eingetreten war, so hatte Hermann die letzte schöne Nacht benutzt, um die Tierchen zu verhören, denn da ihm daran gelegen war, das ungemein schwierig zu entdeckende Nest dieses Vogels aufzufinden und aus eigener Anschauung kennen zu lernen, so hatte er den Weg eingeschlagen, der am sichersten zu diesem Ziele führt, nämlich den Ort festzustellen, an dem das Männchen zur Nachtzeit seine sonderbaren Töne erschallen läßt. Es singt um diese Zeit immer in der unmittelbaren Nähe des Nestes, während es am Tage dabei oft weit umherschweift und seinen Gesang zuweilen etwa fünfzig

Schritte von dem Orte entfernt beendet, wo es ihn begonnen hat. Hermann war dies auch bei dem einen Pärchen aufs beste geglückt, er hatte sogar das Vergnügen genossen, das zierliche Vögelchen zu sehen, wie es sich frei auf einem trockenen Zweige sitzend als ein niedliches Schattenbild gegen den hellen Mondhimmel abhob.

Hermann hatte sich die Stelle genau bezeichnet und ging nun am nächsten Nachmittag hin, um das Nest zu suchen. Es war ein heißer Tag um die Mitte des Juli und am Horizont türmten sich weißliche Wolkengebirge empor. Die Natur hielt noch ihren Mittagsschlaf und fast alle Vögel schwiegen, nur daß die Ammern ihren einförmigen Gesang spannen gleich silbernen Fäden und im nahen Hochwald einige Tauben gurrten. Als Hermann den Ort seiner nächtlichen Erforschung festgestellt hatte, begann er planmäßig die Gegend abzuspüren und ließ auch nicht die kleinste Stelle unbeobachtet. Allein ob er auch mit der Geduld und Ausdauer eines Fanatikers arbeitete und seine Kreise immer weiter ausdehnte, so hatte er nach einer Stunde noch immer nichts gefunden. Dann stand er eine Weile, trocknete sich den Schweiß von der Stirn und besann sich, ob er die Arbeit aufgeben solle. Rings um ihn webte die Einsamkeit und das sonnenfrohe Volk der Insekten. Schmetterlinge schwankten scheinbar planlos dahin, Libellen und glänzende Fliegen standen in der Luft, plötzlich an einen andern Ort davonschießend, und in Gras und Kraut schwirrte und wetzte es unablässig. Die nieder-

getretenen Halme richteten sich mit leisem Knistern wieder auf, und zuweilen schnellte ein verbogenes Zweiglein mit zitterndem Schwanken in seine vorige Lage zurück.

Von dem abgezäunten Teile des Haselhorstes, wo sich die Füllen befanden, tönte jetzt der dumpfe Ton von trabenden Pferdehufen, und als Hermann nach jener Richtung blickte, sah er die braunen Köpfe der schönen Tiere sich über dem Strauchwerk eilig nach einer bestimmten Richtung hin bewegen, und dann schrak er zusammen, denn plötzlich ward in einer Lücke zwischen den Büschen Agnes sichtbar. Bald war sie von den Füllen umringt, und Hermann sah, wie sie die einzelnen Tiere auf den Hals klopfte und sie aus einem Korbe, den sie am Arme trug, mit Brot fütterte.

Ihm erschien dies zufällige Zusammentreffen plötzlich wie ein Fingerzeig des Himmels. Hier konnte sie ihm nicht ausweichen, hier war kein unberufener Lauscher in der Nähe, hier konnte er jene Frage an sie stellen, die seit Tagen schon sein Herz in quälender Unruhe erhielt. Er schritt vom Buschwerk verborgen eilig auf das kleine Pförtchen zu, das überschattet von einer gewaltigen einsamen Eiche in die Füllenkoppel hineinführte. Als er dort eintrat, kam ihm Agnes, die ihre Vorräte bald losgeworden war, von sämtlichen Füllen begleitet, schon entgegen, denn sie hatte sich mit der Fütterung beeilt, weil die Wolkenwand immer finsterer am Himmel aufstieg und, obwohl noch die Sonne schien, zuweilen in der Ferne ein leises, grollendes Rumoren vernehmlich war. Sie

schien zu erschrecken, als sie Hermann erblickte, erwiderte förmlich seinen Gruß und wollte an ihm vorübereilen. Er aber hielt sie an, indem er sagte: „Verzeihen Sie, mein Fräulein, ich möchte Sie um ein kurzes Gehör bitten."

Sie blieb zögernd stehen und blickte zum Himmel auf, wo soeben ein Vortrab weißer Wolken den Sonnenschein hinwegnahm. Zugleich murrte es lauter und grollender in der Ferne. Das Wetter kam herauf und trieb Hermann zur Eile und Kürze an; vielleicht wäre ohne diesen äußeren Zwang die Angelegenheit nicht so schnell erledigt worden. Er sprach: „Liebes Fräulein Agnes, Sie haben in der letzten Zeit Ihr Benehmen gegen mich verändert, Sie meiden mich, Sie weichen mir aus und sind kalt und förmlich gegen mich. Dies bekümmert mich, denn ich kann mir nicht erklären, was ich Ihnen gethan habe. Ich kann dies nicht ertragen, gerade von Ihnen kann ich dies nicht ertragen, denn . . . denn . . . denn ich liebe Sie!"

Versteinert wie in einem starren Schreck blickte Agnes ihn an; alles Blut war aus ihrem Gesichte gewichen und mit großen Augen sah sie regungslos auf ihn hin. Endlich fand sie Worte, glühende Röte kehrte in ihr Antlitz zurück und mit zitternden Lippen antwortete sie: „Ich verstehe nicht, mein Herr, wie Sie es wagen können, mir solches ins Gesicht zu sagen nach dem, was ich auf der Insel Goldenburg mit meinen eigenen Augen gesehen habe!"

Dann schlug sie beide Hände vor das Angesicht,

rief mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes: „O, schrecklich, schrecklich!“ und eilte schnell davon.

Regungslos blieb Hermann stehen und wie in einem Bann befangen sah er ihr nach. Er fühlte einen Druck auf seinem Herzen, den er als körperlichen Schmerz empfand, und konnte nichts andres denken, als immerfort: „Vernichtet, leichtsinnig vernichtet!“

Ringsum herrschte bange Schwüle, alle Blätter standen regungslos, als horchten sie, und dem nahen Hochwald, aus dem unablässig der Pirol rief, zogen in eiligem Fluge schutzsuchende Vögel zu. Die Luft war hellhörig und trug allerlei Getön aus weiter Ferne herbei; man vernahm deutlich das Rollen und Rasseln der Erntewagen, die auf der entgegengesetzten Seite der Feldmark mit dem Einfahren des Roggens beschäftigt waren. Häufiger und stärker rollten dann die Donner, und aus der finstern, blauschwarzen Wand, die hinter dem Hochwald emporragte, jagte weißliches, zerblasenes Gewölk hervor. Ein Sausen und Brausen kam heran und wühlte schon in fernen Wipfeln, indessen auf den Wegen zwischen den Feldern lange staubige Wolken herbeieilten. Dann fielen die ersten schweren Tropfen und nun stürzte die Wut des Windes in die Wipfel, beugte das niedere Buschwerk zu Boden und verwirrte die Kornfelder zu tobenden Meeren, indes über alles hin der Donner krachte wie ein Siegesgeheul der entfesselten Naturmächte, und der vor dem Winde einher rauschende Regenstrom Nähe und Ferne in seine grauen Schleier hüllte.

Bis jetzt hatte Hermann noch immer regungslos dagestanden. Nun begab er sich langsam, gesenkten Hauptes, auf den Rückweg. Der Regen, der seinen leichten Sommeranzug bald durchnäßte, that ihm wohl, das krachende Rollen des Donners, das Toben der Elemente war wie Musik in seinen Ohren — was war dies alles gegen den häßlichen, dumpfen Schmerz, der wie ein ekles Tier in seiner Brust saß und an seinem Herzen nagte.

10. Die Turteltaube.

Ach, hätt' ich deine Liebe nicht,
Ich wüßt' nicht, was mir frommt.
Friedrich Eggers.

Am andern Tage teilte Hermann Herrn Ludwig Bastian mit, daß er abzureisen gedenke. Dieser fragte verwundert nach dem Grunde, da noch kurz vorher Pläne zu längeren Ausflügen gesponnen worden waren, und als der junge Mann sich dabei in Widersprüche verwickelte und ein wenig verlegen ward, sagte der Alte: „Ich habe es wohl gemerkt, daß hier etwas nicht in Ordnung ist. Seit dem Fest auf der Insel Goldenburg sind Sie nicht mehr derselbe und ich habe so etwas von Ahnung. Mein lieber junger Freund, ich erinnere Sie an jenen Abend in dem Müllersgarten. Ein Vertrauen ist des andren wert, und darum kommen Sie mit. Ich habe uns eine Flasche guten Rhein=

wein unter die große Linde bringen lassen und da wollen wir die Sache besprechen."

Als sie nun dort saßen und Onkel Ludwig dem jungen Manne liebreich zuredete, da ward diesem das Herz weich und er beichtete alles herunter, „wie es so gekommen war". Er entschuldigte sich nicht, sondern klagte sich auch an, daß er vielleicht bei der andren Hoffnungen erweckt habe, die er nicht erfüllen könne.

„Darum machen Sie sich keine Sorgen," sagte Onkel Ludwig, „die Art macht sich nichts daraus. Ich dachte mir doch gleich, daß die Wassernixe da wieder was angerichtet hat. Nun, verfitzt ist die Sache ziemlich, denn ich kenne meine Agnes, aber deshalb wollen wir den Mut nicht verlieren. Nur nicht gleich davonlaufen. Sehr gut ist schon, daß Sie dem zweiten Sirenenruf nicht gefolgt sind, denn einmal läßt man sich wohl vom Augenblick überraschen, das zweitemal aber ist man gewarnt. Nun gut, ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Bleiben Sie noch drei Tage hier, so will ich in dieser Zeit sehen, was sich thun läßt. Oder besser vielmehr — gehen Sie heute schon fort, machen Sie den Ausflug in das große Kelpiner Moor schon heute ohne mich. Da haben Sie zu marschieren und zu beobachten und das wird Sie zerstreuen. Uebermorgen abend können Sie wieder hier sein."

Hermann nahm diesen Vorschlag an, packte seine Wandertasche und machte sich auf die Reise. Onkel Ludwig hatte an demselben Tage eine lange Unterredung mit seiner Nichte. Sie verließ ihn nachher mit verweintem Antlitz, und er ging sorgenvoll umher,

zuweilen mit dem Kopfe schüttelnd. War es Zufall, daß Agnes am folgenden Tage schon in der Frühe dem Onkel in seinem Zaunkönigreich begegnete zu einer Zeit, wo sie sich dort sonst niemals sehen ließ? Dies ist nie aufgeklärt worden, allein man hat seine Vermutungen. Sie gingen dort eine lange Weile in der Morgenfrische umher, und als sie sich trennten, lag es wie eine freundliche Morgenröte auf dem Antlitz des jungen Mädchens, und sobald es außer Sicht war, soll Onkel Ludwig einen ziemlichen kleinen Bocksprung gemacht und nachher ganz laut und deutlich gepfiffen haben: „Wir winden dir den Jungfernkranz.“ Dann ist er zu seinem kleinen Futterhäuschen gegangen und hat an seine Unterthanen doppelte Extrarationen Mehlwürmer ausgeteilt. Am Morgen des dritten Tages haben sie dort wieder eine Zusammenkunft gehabt, und nach verbürgten Nachrichten soll Agnes bei dieser Gelegenheit sogar gelacht haben wie ein silbernes Glöckchen. Beim Auseinandergehen haben sie sich eine Weile an beiden Händen gehalten, zuletzt hat der Onkel seine schöne Nichte sanft auf die Stirn geküßt, und auf beiden Gesichtern hat es nachher gelegen wie heller Sonnenschein an einem Frühlingsmorgen.

Als Hermann am späten Abende dieses Tages zurückkehrte und sofort den Onkel aufsuchte, da drückte ihm dieser die Hand und sagte: „Mein lieber, junger Freund, ich glaube, es steht recht gut um unsre Sache, schlafen Sie diese Nacht ohne Sorgen und besuchen Sie mich morgen früh um sieben Uhr, dann, hoffe

ich, soll sich alles entscheiden. Also noch einmal: schlafen Sie wohl, Sie dürfen es."

Daß Hermann trotz aller Wandermüdigkeit diesem Rate nicht folgte, sondern erst nahe dem Aufgang der Sonne in einen unruhigen Schlummer versank, darf man wohl glauben. Aus diesem Schlafe fuhr er schon um sechs Uhr wieder mit einem Schreck empor, denn er glaubte die Zeit bereits versäumt zu haben. Er kleidete sich an und wartete unruhig. Als die Hofuhr mit hellen Tönen sieben schlug, trat er durch die kleine Pforte in den Reisigzaun und fand Herrn Ludwig Bastian, der bedächtig in dem Hauptsteige seines Reiches auf und ab ging. Schweigend ergriff dieser den jungen Mann bei der Hand, führte ihn zu der großen Lindenkuppel und schob ihn hinein. Als sich die Zweige hinter Hermann geschlossen hatten, entfernte sich der Alte und ging wohl eine Viertelstunde lang nachdenklich den Kopf gesenkt in der Gegend seines Panoramas spazieren. Sodann näherte er sich geräuschlos wieder dem Lindenbaume, bog vorsichtig die Zweige auseinander und schaute eine kurze Weile hinein. Mit dem Ausdruck hoher Befriedigung und strahlenden Augen trat er dann leise zurück und wanderte auf den Grasplatz hinaus, wo ein anmutiger Vorgang ihn ganz in Anspruch zu nehmen schien. In einem dichten Gebüsch an seiner Grenze hatte ein Turteltaubenpärchen sein Nest, und die zierlichen Täubchen saßen jetzt gerade auf den oberen Zweigen einer jungen Fichte und kosten gar zuthunlich miteinander. Scheinbar ganz vertieft in diesen an-

mutigen Anblick stand er eine Zeitlang, indes er die Hände auf den Rücken gelegt hatte und zuweilen beifällig nickte. Nach einer Weile ward er aufmerksam durch ein Rauschen hinter sich, und als er sich wendete, kamen die beiden jungen Leute Hand in Hand aus der Lindenlaube hervor. Sie eilten auf ihn zu, umfaßten ihn beide, dankten ihm sehr und gingen dann weiter Hand in Hand zu den Eltern. Als nun Herr Ludwig Bastian ihnen nachsah, wie sie dahinschritten, so voller Glück und so paßlich zu einander an Größe und Schönheit, da ward ihm so seltsamlich ums Herz, er zwinkerte sehr mit den Augen und das Blut stieg ihm in das blasse Antlitz. Er grub aus einer Hintertasche ein rotseidenes Taschentuch hervor, und indem er sich wendete, tupfte er sich damit abwehrend ins Gesicht und murmelte einige Worte, die er selbst nicht verstand. Sodann wanderte er langsam zurück in sein altes Junggesellenheim zu den Zaunkönigen.

* * *

Als nun alles erledigt und das Haus voller Glück war, brachte Hermann den Plan vor, den er für das spätere Leben gemacht hatte. Seine Vermögensverhältnisse gestatteten ihm, einige Zeit ohne größere Einnahmen zu leben, und so wollte er sich an der Berliner Universität, wo er günstige Verbindungen hatte, als Privatdozent niederlassen und zugleich einige Arbeiten vollenden, die ihn in der wissenschaftlichen Welt bekannt machen sollten. Er hoffte dann, bald Agnes heimführen zu können. Mit diesem Plane stieß er aber

auf allseitigen Widerstand, und Onkel Ludwig ward es aufgetragen, ihm andre Vorschläge zu unterbreiten.

„Lieber junger Freund," sagte dieser, „Universitäten und Professoren haben wir mehr als zuviel, und Leute, die vor lauter Wissenschaftlichkeit und Stubengelehrsamkeit den Blick für das Ganze verloren haben, übergenug. Solche Männer aber, die mit Ihrer Vorbildung ausgerüstet in fortwährendem innigen Verkehr mit der Natur bleiben und vorzugsweise dieses Buch mit seinem ewig unerschöpften Inhalt studieren, die können wir immer gebrauchen, und Sie haben ganz das Zeug für diese Art der Thätigkeit. Darum sage ich, bleiben Sie hier. Mein Bruder will Ihnen auf Goldenburg ein Haus bauen, ganz nach Ihren Wünschen eingerichtet. Sie haben mir einmal mitgeteilt, es sei Ihr Lieblingstraum von Kindheit auf, eine Insel zu bewohnen in einem unsrer schönen norddeutschen Seen und diese Insel ähnlich so zu bebauen und einzurichten, wie ich es im kleinen innerhalb meines Zaunes versucht habe. Sie brauchen jetzt nur die Hand auszustrecken, und der Traum geht in Erfüllung. Ich hoffe, Sie werden nicht den ziemlich unnötigen Stolz besitzen, der bei tugendsamen Romanhelden eine so große Rolle spielt, und sagen, Sie möchten Ihre äußere Existenz und Stellung im Leben nur der eigenen Kraft verdanken. Bedenken Sie auch, wir haben nur dies eine Kind, und wenn es fort ist, sind wir alte und einsame Leute. Was Sie entscheiden werden, dem fügen wir uns, aber Sie können auch verstehen, daß wir dieses Kind, das

unser Sonnenschein war und ist, gern in unsrer Nähe behalten. Als letzten und stärksten Grund führe ich aber meine Ueberzeugung an, daß diese Art naturwissenschaftlicher Thätigkeit, der Sie sich unter den dargelegten Verhältnissen zu widmen in der Lage wären, Ihren Fähigkeiten entspricht und am meisten geeignet ist, die Keime zu entwickeln, die die Natur in Ihre Seele gelegt hat." — Nach einigem Widerstande hat sich Hermann diesen Gründen gefügt. Im nächsten Frühjahr ward mit großer Fröhlichkeit die Hochzeit gefeiert. Veronika hat am eifrigsten dabei getanzt und die gute Gelegenheit benutzt, sich mit einem der blindesten ihrer vielen Verehrer ebenfalls zu verloben. Als im Herbst die jungen Leute von ihrer Hochzeitsreise zurückkehrten, war ihnen ein anmutiges Nest auf Goldenburg bereitet, und wer sie nun, da einige Jahre verflossen sind und bereits muntere Kinder um sie herumspringen, besucht, der dürfte es nicht bereuen, denn er wird ein kleines Paradies finden.

Zwischen Goldensee und Goldenburg herrscht stets ein reger Verkehr, so daß Herr Konrad Bastian bereits im halben Ernste erwogen hat, ob er sich nicht einen kleinen Dampfer anschaffen solle, der zugleich zu Lustfahrten auf dem See benutzt werden könnte. Auch Onkel Ludwig befindet sich oft mehr auf der Insel als in seinem Heim, denn die beiden Freunde arbeiten zusammen an einer Naturgeschichte der Vögel Deutschlands, die auf Grundlage des unvergleichlichen Werkes von Naumann alle neuen Erfahrungen und

Fortschritte enthalten soll. Die Vollendung dieses großen Werkes liegt aber noch in weiter Ferne trotz aller rüstigen und fröhlichen Arbeit, denn vieles ist noch zu sichten und zu forschen. Wer aber teilnimmt an solcherlei Arbeit, der mag ihr ein fröhliches Glückauf wünschen!

Die goldene Zeit.

Ein Strandidyll.







I. Der Einsiedler.

Martin Wedeking war ein wenig, was man einen Einsiedler nennt. Solche gedeihen bekanntlich am besten in den Wüsten und Wildnissen oder in den ganz großen Städten, wo sich niemand viel um seinen Nebenmenschen bekümmert. Es ereignet sich nun öfter, als manche kluge Leute annehmen, daß solche zum träumerischen Vorsichhinleben geneigte Menschen in der von ihnen gewählten praktischen Thätigkeit voll ihren Beruf erfüllen und zwar in einer nüchternen und tüchtigen Weise, die niemanden ahnen läßt, welche bunte Gedankenwelt noch außerdem in diesem Kopfe wohnt. Das Leben solcher Sonderlinge ist scharf in zwei Teile geschieden, und der Mensch der Geschäftsstunden ist so sehr von dem Menschen der Freistunden verschieden, daß es kaum glaublich ist, beide könnten in einem Rocke stecken. Martin Wedeking war Oberingenieur in einer der großen Maschinenfabriken vor dem Oranienburger Thore in Berlin; dort war er kurz, scharf und klar in allen seinen Aeußerungen, sein Denken war mathematisch und einzig auf sein Fach gerichtet, so daß er unter den

Genossen für einen der tüchtigsten Ingenieure galt. Wenn er aber zu Hause saß in seiner behaglichen kleinen Wohnung, die an dem sogenannten „Kessel" lag, jenem stillen, friedlichen Platz mit Blumenanlagen und Springbrunnen, der sich von der Kesselstraße abzweigt, da war jene Welt mit ihrem hastigen Getriebe, schnurrenden Riemscheiben, klappernden Rädern und schütternden Dampfhämmern gänzlich versunken, und Martin Wedeking war ein friedlicher Träumer, der Blumen zog, seltene einheimische Singvögel fütterte, Ameisen beobachtete, die er in glasbedeckten, mit Erde gefüllten Kästen hielt, und sich mit Werken der Dichtkunst beschäftigte. Daraus wird nun wohl jeder, der sich einige Klugheit zutraut, schließen, daß er selber ein heimlicher Dichter war und seine Mußestunden auch dazu verwandte, schönes, weißes Papier höchst unökonomisch nur in der Mitte zu beschreiben, wie Scheffel sagt; allein dies war nicht der Fall, sondern er gehörte zu den heutzutage so seltenen platonischen Liebhabern dieser Kunst. Ihm erschien es wie Wunder und Geheimnis, daß durch den bloßen Zauber der Sprache solche Wirkungen erzielt werden konnten, und mit gewissen Lieblingsgedichten vermochte er sich jederzeit in Rührung zu versetzen. Denn er gehörte zu den Naturen, die, wenn sie der Schönheit und Vollendung begegnen, davon bis zu Thränen ergriffen werden. Da Martin Wedeking ein großer Naturfreund war, so gehörten Stifter und Storm zu seinen Lieblingen, andrerseits aber auch zog ihn im vollen Gegensatze zu seinem scharf verstandesmäßigen Beruf-

das Märchenhaft-Phantastische an, und an manchem stillen Winterabend ergötzte er sich höchlich an Hoffmann, Edgar Poe und Gullivers Reisen von Swift, welches Buch er immer und immer wieder lesen konnte, wobei ihn weniger die grausame Satire auf das Menschengeschlecht als vielmehr die ungewöhnliche Kunst zu fabulieren anzog, durch die dieser außerordentliche Schriftsteller auch das Wunderbarste anschaulich zu machen versteht.

So lebte Martin Wedeking in seinen zwei Welten behaglich vor sich hin mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes, und nur alljährlich im Sommer durchbrach er diese Einförmigkeit seines Daseins dadurch, daß er sich auf vier Wochen frei machte, um aus der Einsamkeit der großen Menschenwüste in die wirkliche Einsamkeit des Gebirges, des Waldes, der Heide oder des Seestrandes zu verschwinden. Dies waren die stillen Freuden- und Glanzpunkte seines Lebens, von denen er das ganze Jahr hindurch in der Erinnerung zehrte. Nachdem er nun dergleichen Sommervergnügen schon in den einsamsten Teilen des Harzes und Thüringer Waldes, ja einmal sogar in Ausführung eines langgehegten Planes in der Lüneburger Heide genossen hatte, war die Sehnsucht nach der See und nach dem Strandwalde in ihm erwacht, und als wieder der Sommer kam, war er fest entschlossen, seinen Urlaub diesmal in seiner mecklenburgischen Heimat an der Ostsee zu verbringen. Er wußte dort einen Ort, im Walde gelegen und nicht weit vom Strande, der nur aus den Gehöften von zwei kleinen

Bauern und dem Anwesen eines Forstwärters bestand. Wenn er dort unterkommen konnte, was er nicht bezweifelte, war er nach seinen Begriffen wohl aufgehoben, und dachte er daran, so hörte er schon im Geiste das eintönige Singen der Tannenwipfel, vernahm das taktmäßige Rauschen der Wellen, die unablässig ans Ufer schlagen, fühlte den wunderbar frischen Anhauch des Seewindes, und jene Sehnsucht nach grüner Waldeinsamkeit stieg in ihm empor, deren zwingende Kraft nur der Naturfreund kennen lernt, den sein Geschick jahraus jahrein in der Häuserwüste einer riesigen Stadt festhält. So machte er sich denn rechtzeitig frei, begab sich an einem schönen Junitage auf den Stettiner Bahnhof und bald versank hinter ihm der aus ungezählten Schornsteinen dampfende geräuschvolle Norden Berlins mit seinen rauchgeschwärzten Fabrikgebäuden. Einem andern Norden rollte er zu, wo er nicht nur mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen zu Hause war.



II. Baumgartenheide.

Wedeking war wirklich bei dem Forstwärter von Baumgartenheide untergekommen, obwohl sich dieser und seine Frau anfangs sehr gesträubt hatten, weil sie auf die Unterbringung von Gästen garnicht eingerichtet seien. Da sich aber der Fremde mit allem

zufrieden erklärte, hatte sich eine kleine Kammer gefunden, in der gerade ein Bett, ein Tisch und ein Stuhl stehen konnten, und man hatte sich schließlich geeinigt. Nachdem er dann die nächste Umgebung bis an die nicht weit entfernte See hin durchstreift und sich mit der unvergleichlichen Wonne eines in dem einförmigen Berufs- und Stadtleben vollständig ausgehungerten Naturfreundes an dem Dufte des Waldes, dem einsamen Säuseln der Wipfel und dem frischen Rauschen der unbegrenzten See erfreut hatte, saß er in der Dämmerung behaglich in einem kleinen Vorbau des Hauses vor einem weißgedeckten Tisch und verzehrte sein Abendbrot. Auch dies erschien ihm unvergleichlich und voller Poesie, obwohl es nur aus Rührei mit Schinken, Butter, Schwarzbrot und ein wenig Kuhkäse bestand, nachdem er zuvor eine kleine Satte dicker Milch mit geriebenem Brot und Zucker ausgelöffelt hatte. Das war alles so ursprünglich, so einfach und so frei von Künstelei. Solche Gerichte aß er niemals in der Stadt, weil sie ihm dort garnicht schmeckten, aber hier in dem strohgedeckten Landhause, das rings umgeben war von der schweigsamen Majestät des dämmernden Waldes, in dessen Wipfeln noch ein wenig Abendschein träumte, hier in dieser stillen Ländlichkeit, da erschien ihm dies wie eine köstliche Sache, und unwillkürlich summten ihm die Goetheschen Verse durch den Kopf:

Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält.

Die Thür nach der Vordiele war geöffnet, und hinter dieser lag gleich die Küche. Dort befand sich das hübsche Mädchen, das ihm das Essen aufgetragen hatte, die jüngere Schwester des Forstwärters. Er war fast verwundert gewesen über die schlanke Schönheit mit der feinen, gebogenen Nase und den blauen Augen, über die lange, dunkle Wimpern schatteten. Sie war fein und doch kräftig gebaut und ihre Gesichtsfarbe nicht zu blühend, aber auch nicht zu blaß, durchleuchtet von jenem unvergleichlichen Rosenschimmer der Gesundheit. Es gibt vielleicht keinen besseren Ausdruck für das äußere Ansehen dieses Mädchens, als wenn man sagt, sie besaß das, was man bei schönen Pferden Rasse nennt. Sie hatte sehr schnell und geschickt, aber fein ernsthaft und mit niedergeschlagenen Augen ihr Werk verrichtet, und nun war sie in der Küche mit dem Dienstmädchen, das eine kleine, flinke, rundliche Büdnerstochter aus der Umgegend war, mit häuslichen Arbeiten beschäftigt. Dabei unter dem Schüsselgeklapper und dem Platschen des Wassers, das Wedeking vernahm, zwitscherten die frischen Kinder zusammen wie zwei Vögelchen, und ab und zu trällerte die eine oder die andre eine Strophe aus einem Volksliede. Der junge Mann saß nach beendeter Mahlzeit behaglich zurückgelehnt, während sich draußen die Dämmerung immer weiter verbreitete, und indem er diesem freundlichen Geplauder, dessen Worte er nicht verstand, lauschte, wie man auf ein Bächlein horcht, das über Kiesel lieblich klingend dahinplätschert, fühlte er sich innerlich glück-

lich und voller Frieden, und weit versunken hinter ihm war die große Stadt mit ihren Tausenden von Schornsteinen, ihrem Dampf, Rauch und Getöse. Das Leben dort kam ihm vor wie ein breiter und trüber Strom, verunreinigt durch allerlei Schlamm und Fabrikgewässer, aber hier war ihm, als sähe er seinen unberührten, klaren Quell aus verborgener Tiefe sprudeln.

Dann kam der Forstwärter aus dem Walde nach Hause, und die beiden Männer saßen im Wohnzimmer und rauchten und plauderten miteinander. Dort waren die Wände geziert mit einer großen Anzahl von Gehörnen und Geweihen, deren Träger der Forstwärter in andern Gegenden der großen Heide, wo er früher als Jäger thätig gewesen war, alle selber erlegt hatte. Jede dieser Trophäen hatte natürlich ihre kleine Geschichte, und dergleichen hörte Wedeking für sein Leben gern. Zudem hatte sich der Forstwärter durch Anregung seines früheren Lehrherrn ein wenig mit Botanik befaßt und wußte über die seltenen Pflanzen der Umgegend gute Auskunft zu geben. Es wuchs dort mancherlei, das nicht überall vorkam, so die große über mannshoch werdende Saudistel, deren Blätter wie gezackte Hellebardenspitzen aussehen, die strauchartige Sumpfwolfsmilch mit den leuchtend roten Zweigen, das stattliche und schöne Königsfarnkraut und im Moor die schöne Andromeda mit blaß violetten Glöckchen, sowie auf den mit dunkelbraunem Wasser erfüllten Tümpeln die seltsame Utricularia, die nicht im Boden wurzelt, sondern auf ihrer feinver-

zweigten, mit kleinen Bläschen besetzten Wurzelverzweigung schwimmt, aus denen sie zur Blütezeit über die Wasseroberfläche einen Stengel mit Blüten vom herrlichsten Goldgelb emportreibt, und was dergleichen kleine, freundliche Naturwunder mehr sind. So saßen sie und plauderten, indes sich draußen die Finsternis der Nacht verbreitete und eine große Stille herrschte, so daß Wedeking mitunter in den Pausen des Gespräches eine Leere in seinem Ohre fühlte, weil er das gewohnte Rollen der Wagen vermißte. Nur eine Eule flog zuweilen mit klagendem Schrei draußen vorüber oder ein Nachtfalter mit leichtem Stoß gegen das erleuchtete Fenster. Aus dem entfernten Schlafzimmer tönte der summende Gesang der Frau, die ihre unruhige Jüngste in Schlaf wiegte, und in der Küche plauderten und sangen die beiden Mädchen, bis auch sie still wurden. Dann kam die Frau, um dem Manne gute Nacht zu sagen, denn es war zehn Uhr, bald darauf fing auch der Forstwärter an, heimlich zu gähnen, denn morgens war er früh auf und den ganzen Tag thätig. So nahm Wedeking sein Licht und suchte sein kleines Schlafkämmerchen auf. Das Fenster war geöffnet und der ganze Raum erfüllt von frischem Waldgeruch. Er kramte seine Sachen zurecht und schloß dann die unteren Flügel, während er die oberen geöffnet ließ. Als er in seinem Bette lag, herrschte das tiefste Schweigen im Hause, nur der Holzwurm pickte im Gebälk und ein Mäuschen raschelte behutsam vor der Thür seiner Kammer. Da vernahm er wie aus weiter Ferne durch diese große

Stille hindurch ein leises, taktmäßiges Rauschen wie den Pulsschlag der schlafenden Natur. Es war die Ostsee, die, von einem längst entschlafenen Wind aufgeregt, unablässig an ihre Ufer brandete.

Eine ungewohnte Musik erweckte Wedeking am andern Morgen in der Frühe aus dem Schlafe. Das unablässige Gezwitscher einer Rauchschwalbe, das Flöten eines Rotschwanzes vom Dachgiebel, der kecke Gesang eines Zaunkönigs in der Gartenhecke und das Schmettern der Finken im nahen Walde hatte sich schon unbemerkt in seine Träume gesponnen; er saß in der Philharmonie zu Berlin und hörte mit verwundertem Behagen eine feine Musik von Geigen, Klarinetten und Flöten, aber plötzlich fuhr es mit Glockenläuten, Kontrabaß und Bombardon dazwischen, was einen so seltsamen Eindruck machte, daß er sogleich aufwachte und nun vernahm, daß es die mit Kupferglocken behangenen Kühe des Forstwärters waren, die fröhlich brüllend auf die Weide zogen. Vergnügt kleidete er sich an, um ebenfalls auf die Weide zu gehen, auf die Augen-, Ohren- und Herzensweide, die ihm die freundliche Natur in Gestalt von Wald und Wasser und Wiese draußen aufgebaut hatte. Mit unendlichem Behagen durchstreifte er jetzt und in den folgenden Tagen die waldige Einsamkeit nach allen Richtungen.

Am stärksten aber zog es ihn immer zum Strande und seiner Umgebung, wo sich in das gleichmäßige Sausen und Singen der Wipfel das taktmäßige Rauschen der ans Ufer schlagenden See mischte, denn an den meisten Stellen trat der Wald nahe an den

Strand, indem er entweder von steil abfallendem hohem Ufer auf die See hinblickte oder hinter schützenden Sanddünen, aus verkrüppeltem Strauch- und Buschwerk und kriechendem Geäst allmählich in seinem eigenen Schutze sich kräftigend, zur vollen Größe aufstrebte. Dort war er zu vergleichen einer Rotte von Soldaten, die hinter einem Erdwall den Angriff feindlicher Reiterscharen erwartet, wobei die erste Reihe auf dem Bauche liegt, die zweite kniet, die dritte gebückt und erst die vierte aufrecht steht. Ja, dieser Kampf dauerte schon lange und ward in dieser Gegend nicht zum Vorteil des Waldes entschieden, der an besonders ausgesetzten Punkten trotz tapferer Gegenwehr Schritt um Schritt zurückwich. Dies war besonders an einer Stelle der Fall, die sich Wedeking bald als einen Lieblingsplatz erkoren hatte. Nachdem der Wald, gleichsam um neue Kräfte zu sammeln, weit zurückgewichen war, einer Strandwiese Platz zu machen, an deren entferntem Rande seine tapferen Baumscharen, von blauem Dämmer und tieferem Schatten durchsetzt, in der Nachhut standen, ging er mutvoll in dichten Reihen zu neuem Kampfe vor und erreichte seinen ruhelosen Feind bei einem Landvorsprung, der den Schiffern als Wahrzeichen diente und bei ihnen den Namen Rosenort führte. Hier sah man es deutlich, daß die See in siegreichem Fortschreiten begriffen war, denn einzelne alte, krüpplige Bäume standen nahe dem Strande zum Teil schon im Sande vergraben, während sich ihre verdorrten Aeste von der See abgewendet ausdehnten, so daß sie Menschen

glichen, die sich mit vorgestreckten Armen zur Flucht wenden. Weiterhin, wo die Bäume noch ein wenig flatterndes Laub zu ernähren im stande waren, zeigte sich immer derselbe Anblick einer Flucht vor dem Winde und vor der See, und nur allmählich stiegen die Bäume nach allen Graden der Verkrüppelung zu ihrer natürlichen Pracht und Größe wieder auf. Auch der Name Rosenort deutete auf etwas Entschwundenes hin, denn zur Zeit war dort kaum eine Spur von wilden Rosen zu erblicken, während doch sonst dieser genügsame Strauch die Nähe des Strandes liebt, an geschützteren Orten hoch in die Bäume emporsteigt und im Juni mit einer Fülle blaßroter Blüten aus dem dunklen Eichenlaube hervorleuchtet.

Dort auf dem kleinen Dünenhügel unter einigen verkrüppelten und zur Flucht gewendeten Eichen saß Wedeking gern, denn von diesem kleinen Landvorsprung aus übersah man weithin die langgestreckten Buchten des Ufers. Zur Linken eine unendliche Kette von weißen Dünen mit breitem, schimmerndem Strande, von dem sich der ausgeworfene Tang in dunklen, wellenförmigen Reihen abhob, zur Rechten aber ward der Boden besser und lehmhaltiger und stieg zu den Bolderaa genannten, mit stolzen Buchen bewachsenen Höhen empor. Auch hier an diesem hohen Ufer fraß die See immer weiter, so daß es, von sturmbewegten Wellen angenagt, steil, ja zuweilen überhängend abfiel und weithin in sanftgeschwungenen Linien wie mit einer gelblichen Mauer den stellenweise nur sehr schmalen Vorstrand einsäumte.

Kehrte er dann am Abend in die friedliche Forstwärterwohnung zurück, so ließ er sich gern erzählen, wie es sich im Winter in dieser Einsamkeit lebte, wo sich der Strand mit einer unglaublichen Pracht phantastischer Eisbildungen bedeckte und durch unendlichen Schneefall oft jeder Verkehr auf Wochen unterbrochen wurde. Gern erzählte auch der Forstwärter von der großen Sturmflut und von dem furchtbaren Eindruck, den es macht, wenn die See durch den Wald angewandert kommt. Ja, von zwei Seiten sogar war dies geschehen, denn auch von dem in der Nähe befindlichen Binnenhaff aus war sie durchgebrochen, und man hatte sich auf den Boden flüchten müssen. In den Rosenbüschen des Gartens hatte sie zum Wahrzeichen ihres Besuches Tang und Seegras aufgehängt und als Andenken zurückgelassen. Dies erschien alles in dieser schönen, friedlichen Sommerszeit, wo schon seit Wochen ein ständiger Nordost wehte und die klarsten, sonnigsten Tage mit sich führte, wie ein wunderliches und grausiges Märchen, dem es sich mit behaglichem Gruseln lauschen ließ. Zuweilen auch stieg ein Bild auf vor seiner Seele von wimmelnden und hastenden Rädern und Riemscheiben, er hörte im Geiste das Knattern der Nietkolonnen, den dumpfen Schlag der Dampfhämmer und das Zischen und Fauchen abströmenden Dampfes; ja, er glaubte sogar den Geruch von Schmieröl und Kohlenrauch zu spüren, der allen Maschinenfabriken eigentümlich ist; aber alsbald versank dieses Bild wieder und erschien ihm ebenfalls wie ein Märchen, von dem es heißt: „Es war einmal.“

Aber die schönen Sommertage flossen unerbittlich dahin, und mit Schrecken dachte Wedeking zuweilen daran, daß jenes Bild nur zu bald Wirklichkeit und kein Märchen mehr sein würde. Und noch eins kam dazu, ihm den gewählten Aufenthalt lieb und wert zu machen, denn es dünkte ihm nichts Geringes, alle Tage ein so schönes Mädchen freundlich um sich thätig zu sehen wie die Schwester des Forstwärters. Jeder Mann trägt oft ihm selber halb unbewußt das Traumbild eines Weibes in seinem Herzen, und wenn solches ihm dann in der Wirklichkeit begegnet, so berührt es ihn wie ein liebliches Wunder, daß diese Träume leben, und andre kluge Leute erstaunen dann, wenn in solchem Falle die Liebe so plötzlich kommt wie bei Romeo und Julia. Aber sie kommt gar nicht plötzlich, sie war schon längst da, es fehlte nur der Gegenstand. Wedeking wußte kaum, daß er schon vom ersten Anblick gefangen war, und hielt das tiefe Wohlwollen, mit dem er jede Lebensäußerung des anmutigen Kindes verfolgte, für ein selbstloses Gefallen an der Schönheit an und für sich, wie man es herrlichen Kunstschöpfungen entgegenbringt. Sein seit der ersten Knabenliebe wohlgeschontes Herz war noch recht unerfahren in diesen Dingen. Aber das schöne Bild wanderte alltäglich mit ihm, und aus dem Flüstern der Blätter und dem Rauschen der See klang es ihm wie abgerissene Strophen ihres ungeschulten, aber lieblichen Gesanges, dem er so gern lauschte, wenn er aus der Küche, aus dem Nebenzimmer oder aus dem Garten her schallte, denn in

seiner Gegenwart sang sie nie. Er konnte sich nicht erinnern, daß jemals von der Bühne aus oder im Konzertsaal Gesang so auf ihn gewirkt hatte, als nur einmal, da er die große Niemann-Seebach in ihrer besten Zeit als Gretchen sah, wie sie bei der Verrichtung häuslicher, kleiner Arbeiten den König von Thule sang, kunstlos und in Gedanken vertieft, wobei sie zuweilen mitten in der Strophe sinnend aufhörte und nach einer Weile mit einem kleinen Seufzer den Schluß hinzufügte, während die Tausende von Zuschauern in dem großen Hause den Atem anhielten und das Pochen ihrer Herzen dämpften, um keinen Hauch zu verlieren.

Insbesondere die Melodie eines Liedes, das er öfter von dem Mädchen gehört hatte, ohne genau den Text zu verstehen, — er wußte nur, daß darin von Heckenrosen, von der Nachtigall, von Mädchen in blühenden Jahren und von der goldenen Zeit die Rede war — hatte sich so fest seinem Gedächtnis eingeprägt, daß sie ihn Tag und Nacht nicht verließ und ihn fast ein wenig quälte, denn immer mußte er sie summen oder leise vor sich hinpfeifen, eine jener anspruchslosen und ein bißchen wehmütigen Volksmelodien, wie sie im deutschen Vaterlande so mannigfach vernommen werden.

Wie war er deshalb verwundert, als er eines heißen, sonnigen Nachmittags, da er tief im Walde nachdenklich auf einem Fußwege, der sich durch hohes Adlerfarnkraut hinzog, einherschlenderte, dies Lied vernahm, gesungen von jener ihm so angenehmen

Stimme. Er bahnte sich einen Weg durch das Dickicht der gefiederten Zweige, sah alsbald den Himmel durch die lichteren Stämme schimmern, und als das Lied eben verklang, trat er auf eine Waldwiese hinaus, wo der Forstwärter mit seiner Schwester und dem Dienstmädchen beschäftigt waren, Heu zu wenden. Er trat hinzu und sprach mit dem Manne, nicht ohne daß seine Blicke zu dem schönen Mädchen hinschweiften, das in einiger Entfernung mit elastischen Schritten und anmutigen Bewegungen ihre Arbeit verrichtete. „Heiße Zeit," sagte der Forstwärter, „alles heuet jetzt in der ganzen Gegend, und Arbeiter sind schwer zu kriegen, da müssen wir alle mit heran, zumal da ich so einen Animus habe, daß es mit dem schönen Wetter die längste Zeit gedauert hat. Morgen wollen wir einfahren, und ich denke, wir bringen dann unser Gut ein so schön wie nie, denn bei dem trockenen Ostwind und der Hitze, da heuet es barbarisch. Aber wir müssen uns dazuhalten, daß wir heute fertig werden, denn eine Frau, auf die wir rechneten, ist nicht gekommen, und mein Knecht hat sich recht zur Unzeit den Fuß verstaucht."

„O, da helfe ich mit," sagte Wedeking.

Der Forstwärter sah ihn verwundert an, das rundliche Dienstmädchen kicherte vernehmlich über dieses Ungewöhnliche, dessen sich der feine Stadtmensch unterfangen wollte, und die Schwester des Forstwärters unterbrach ihre Arbeit und schaute, auf ihre Harke gestützt, belustigt auf ihn hin. Sie trug einen jener unschönen, aber den besten Schutz vor der

Sonne gewährenden Helgoländer Hüte, aus dessen Tiefe das feine Antlitz mit zartem, rosigem Dämmer hervorschaute.

„Eine Harke ist noch vorhanden,“ sagte der Forstwärter lächelnd, „wenn Sie mit Gewalt wollen — aber es ist heiße Arbeit.“

Statt jeder Antwort ging Wedeking an den Ort, wo er die Harke an einem Busche lehnen sah, holte das Arbeitsgerät herbei und schwenkte es voller Thatenlust.

„Nun, dann wollen wir uns aber die Arbeit einteilen,“ sagte der Forstwärter vergnügt, „Sie nehmen mit meiner Schwester hier diesen Kabel bis zu dem großen Saalweidenbusch und ich mit dem Mädchen den andern. Wer zuerst fertig wird, kann nach Hause gehen.“

Die nötigen Handgriffe lernte Wedeking durch Unterweisung und Beispiel seiner schönen Gefährtin bald, und dann herrschte großer Fleiß und Wetteifer auf der sonnigen Waldwiese. Die beiden Paare schritten in steter Bewegung hin und wieder und arbeiteten bald nah, bald fern voneinander. Das frische und schnell getrocknete Heu duftete balsamisch und sandte Wolken von Wohlgeruch empor, wenn es gewendet ward. Zugleich sprühte nach allen Seiten hüpfendes Insektenvolk davon. Für diese war nun auch der große Wendepunkt ihres Lebens eingetreten, sie waren mit einemmal aus Grashüpfern zu Heuspringern geworden. In der Ferne spazierte ein Storch mit stelzendem Gange und nickendem Kopfe,

indes er zuweilen den Schnabel zu Boden stieß, um wohlgefällig etwas aufzunehmen. Als die beiden jungen Leute einmal standen und ein wenig ruhten, machte Wedeking das Mädchen auf diesen fleißigen Mitarbeiter aufmerksam.

„Er kommt mir immer vor," sagte diese, „wie der lange Herr Professor, der im vorigen Jahre oft von dem Badeorte herüberkam und auch so auf den Wiesen umherstelzte, wo er alle Augenblicke etwas aufnahm."

„O," sagte Wedeking, „der Storch ist kein Botaniker, er verachtet sogar die Pflanzenkunde; nein, der Storch ist ausschließlich Zoologe, er studiert besonders die Insekten, Amphibien, Eidechsen und Schlangen und ist einer der größten Kenner aller unsrer Kleintiere."

Dem braven Professor Stelzenbein war die Aufmerksamkeit, die man ihm zuwendete, lästig geworden, er nahm plötzlich einen Anlauf, entfaltete die mächtigen Flügel und erhob sich schwerfällig bis über die Höhe der Baumkronen, worauf er in schnellem Fluge nach Osten zu abstrich.

„Ach, das ist unser Storch aus Petershagen," rief das Mädchen, denn dorthin liegt kein andres Dorf! Er wohnt auf der Scheune unsres Nachbars in einem uralten Nest, das schon beinahe mannshoch ist. Als kleines Kind hab ich ihn immer angesungen:

Adebor, du Roder,
Bring mi 'n lütten Broder!

„Hat er's denn gethan?" fragte Wedeking.

„Nein, aber eine Schwester hat er mir noch gebracht," sagte lächelnd das Mädchen, „die ist unser Nestküken und noch zu Hause bei der Mutter."

„Ist die Schwester auch so hübsch wie Sie?" fragte Wedeking plötzlich und fast ohne es zu wollen. Das Mädchen sah ihn eine kurze Weile überrascht an und errötete tief. Sie wandte dann den Kopf ab und fing so emsig an zu arbeiten, daß Wedeking genug zu thun hatte, um mitzukommen. Das Wenden war jetzt beendigt, und da der Abend nahte, ward das fast trockene Heu in große Haufen zusammengeschoben, um es vor der Einwirkung des nächtlichen Taues zu schützen. Wenn nun die beiden das ausgebreitete Heu zusammenholten, um es dann in gemeinsamer Arbeit mit den Harken zu einem Hügel aufzutürmen, da suchte Wedeking einen Blick auf das rosige Antlitz zu gewinnen; allein dies gelang ihm nicht, denn mit großer Geschicklichkeit vermied sie es, wirksam von dem weit vorstehenden Hute unterstützt, ihm das Gesicht zuzuwenden. Ein nachdenkliches Wesen war über sie gekommen, das sich erst allmählich wieder verlor. Unterdes brannte schon die Abendsonne in den Wipfeln der Bäume; der Forstwärter und das Mädchen hatten ihre Arbeit beendet, schulterten die Harken und zogen, aus der Ferne mit fröhlichem Lachen herübergrüßend, davon. Nach zehn Minuten angestrengter Arbeit hatten auch die beiden Nachzügler ihren Teil vollendet, standen nun am Waldrande und sahen mit Befriedigung auf die dunklen Reihen wohlgebauter Hügel, die die glatte Wiese gleichmäßig be-

deckten. Die Sonne streifte nur noch die Wipfel und ließ die Stämme und Aeste der Kiefern rot aus dem dunklen Grün der Nadeln hervorleuchten; ein kühler Dunst stieg aus dem Boden hervor, das Heu duftete stärker und in den Büschen des Waldrandes sang mit unablässigem Geschwätz eine Dorngrasmücke.

Beide wandelten nun durch den stillen Wald nach Hause. Nur ein fernes Taubengurren oder zuweilen der Ruf eines Pirols waren vernehmlich. Selbst die so selten schweigsamen Wipfel der Kiefern und Fichten sangen nicht mehr, sie standen mit all ihren feinen Nadeln regungslos im Schein der sinkenden Sonne und strömten einen sanften, balsamischen Hauch aus. Zuweilen kam aus den kleinen Lichtungen, wo am Tage die Sonne gebrütet hatte, ein würziger Duft von wildem Erdbeerkraut. Dies erinnerte Wedeking an eine Entdeckung, die er an demselben Tage gemacht hatte. Er sagte: „Hier ganz nahebei habe ich heute einen vorzüglichen Erdbeerhorst gefunden, eigentlich eine Seltenheit in dieser Heide, sie stehen kaum fünfzig Schritte von hier.“ Damit bog er vom Wege ab zu einem Orte hin, wo es licht durch die Stämme schimmerte, und das Mädchen folgte ihm. Am Rande einer jungen Fichtenschonung auf etwas ansteigendem Boden unter mächtigen Kiefern hatte sich das freundliche Beerenkraut weithin angesiedelt, die schönen Früchte waren dort ungestört zur Reife gelangt und prangten zum Teil schon in jenem tiefen Purpur der letzten Vollendung. In einer fernen Waldlücke stand niedrig die glühende Abendsonne

und warf einen letzten Schein auf die aus feinem Grase und rötlichem Kraut hervorleuchtenden Beeren. Bald war das Körbchen des Mädchens in gemeinschaftlichem Wetteifer bis zur Hälfte gefüllt, indes die Sonne allmählich in ihrem eigenen Feuer verglühend versank und sich ein feiner Dunst der Dämmerung zwischen den Stämmen ausbreitete. Während sich nun die Schatten in den Gründen vertieften und ein sanfter rötlicher Schein in den Lüften war, gingen sie am Rande der Schonung weiter, bis sie an einen prächtigen Busch von wilden Rosen gelangten, der, in eine junge Eiche hoch emporsteigend, mit Hunderten von zart gefärbten Blüten den Schein des Abendrotes zurückgab. Das Mädchen hatte jetzt den häßlichen Hut, dessen sie zum Schutze gegen die Sonne nicht mehr bedurfte, abgenommen, und als sie nun neben dem blühenden Strauche stand, ebenfalls angeleuchtet von den rötlichen Strahlen, da sah Wedeking es deutlich, daß ihr Antlitz an Farbe jenen schönen Blumen gleichkam; ja noch edler und reiner schimmerte diese liebliche Blüte des Menschengeschlechtes. Ringsum war es nun ganz still, nur ein Rotkehlchen sang, wie es dieser Vögel Art ist, in einem rotbeglänzten Wipfel sein süß melancholisches Abendlied. Zugleich durch eine unwillkürliche Gedankenverbindung ging Wedeking jenes andre Lied durch den Kopf, das er so oft gehört, doch niemals ganz verstanden hatte, und er bat sie, es ihm zu singen. Sie waren jetzt in einen schmalen Fußsteig eingebogen, wo das Mädchen schlank und schön vor ihm her schritt, während von

seitwärts durch die lichten Stämme das Abendrot in die Dämmerung des Waldes hineinglühte. Sie verstand ihn gleich, als er sie ersuchte um das Lied von der goldenen Zeit, und ob nun Ort und Stunde auch ihr angemessen erschienen — genug, sie weigerte sich nicht und sang mit anmutiger Stimme das kleine Lied einfach und kunstlos, wie es sich für diese Verse und die anspruchslose, ein wenig melancholische Melodie gebührte:

Ihr Blumen auf Wiesen und Weiden,
Ihr Rosen in Hecken und Heiden,
Blühet und glühet, es naht schon die Zeit,
Daß ihr vom sonn'gen Tag müßt scheiden!

Du Nachtigall dort auf der Halde,
Ihr Vögel im Feld und im Walde,
Singet und klinget, so lang es noch Zeit —
Verstummt zum Süden müßt ihr balde!

Du Jüngling in lockigen Haaren,
Du Mädchen in blühenden Jahren,
Nutzet die Jugend, die goldene Zeit!
Wie bald wird sie von dannen fahren!

Dann schritten sie eine Weile schweigend weiter, während die Dämmerung zunahm und das Abendrot verblaßte.

„Wo haben Sie das Lied her?“ fragte Wedeking endlich.

„Ich habe es so gehört,“ antwortete sie, „in unserm Dorfe wird es gesungen.“

Sie traten dann aus dem Walde auf die kleine Lichtung, wo das Forstwärterhaus gelegen war. Mit

seinem schwarzen Strohdach hob es sich dunkel ab von dem blassen Rot, das noch als letzte Sonnenspur am Abendhimmel träumte, aus einem seiner kleinen Fenster schimmerte freundlich ein Lichtschein, eine feine Säule bläulichen Rauches stieg schnurgerade aus dem Schornstein in die helle Luft empor und ringsum war Frieden und süße Abendstille.



III. Die Bolderaa.

Der „Animus“ des Forstwärters ging in Erfüllung. Das Heu wurde noch glücklich eingebracht, aber an demselben Abend stieg im Nordwesten aus der See ein riesiger Wetterbaum auf, der seine mächtigen Wolkenäste über den ganzen Himmel verbreitete, und in der Nacht kam ein Gewittersturm, daß die Wipfel heulend brausten und das Rauschen der aufgeregten See deutlich vernehmbar war. Am Morgen aber war alles vorüber, und die Sonne glänzte, als wäre nichts geschehen, vom unbewölkten Himmel. Als Wedeking aufgestanden war, brachte die Frau des Forstwärters ihm den Kaffee, und er vernahm von ihr, daß die Schwester ihres Mannes schon in aller Frühe nach Petershagen zu ihrer Mutter gegangen sei und erst am Nachmittage zurückerwartet werde. Das Haus erschien ihm merkwürdig öde und leer an diesem Tage. Wie gewöhnlich machte er sich für

seinen täglichen Ausflug bereit, denn er pflegte selten vor dem späten Nachmittag zurückzukehren und nahm seine Hauptmahlzeit immer erst am Abend ein. Er packte Mundvorrat und etwas Wein in seine Wandertasche; außerdem war er stets ausgerüstet mit einem jener leichten Regenmäntel, die sich auf einen kleinen Raum zusammenrollen lassen, mit einem wollenen Plaid und einem sogenannten Touristenschirm, der ihm zugleich als Wanderstab diente. So war er auf alle Wechselfälle der Witterung vorbereitet und konnte sogar mit einer gewissen Behaglichkeit im Walde übernachten, im Falle er sich verirrt hätte. Dann machte er sich rüstig auf, und bald war er wieder in dem von dem nächtlichen Gewitterguß erfrischten und balsamisch duftenden Walde verschwunden. Planlos und in Gedanken vertieft trieb er sich heute umher, und ein gewisses Wehmutsgefühl ward seiner Herr, wenn er dachte, daß diese Zeit der goldenen Freiheit nun bald ein Ende nehmen und er in das gewohnte Joch zurückkehren sollte. Und dann konnte er jenes Lied nicht loswerden, immer und immer summte es ihm durch den Kopf wie eine süße Mahnung:

Du Jüngling in lockigen Haaren,
Du Mädchen in blühenden Jahren,
Nutzet die Jugend, die goldene Zeit!
Wie bald wird sie von dannen fahren!

Da er bei allen diesen Gedanken wenig auf den Weg geachtet hatte, so geschah es um Mittag, daß er nicht genau wußte, wo er sich befand. An der

einen Seite des Weges standen wie eine Mauer junge, schwarzgrüne Fichten, an der andern hochstämmiger Buchenwald. Um diese Mittagszeit, wo alle Vögel schwiegen und der Wind eingeschlafen war, herrschte rings die Stille der Einsamkeit bis auf das Summen der Fliegen im Sonnenschein und das Knistern der Libellenflügel, wenn diese Tierchen, die wie kleine Raubvögel in der Luft standen, plötzlich ihren Ort veränderten. Das erste, was Wedeking that, wenn er in diesem Strandwalde die Kenntnis des Ortes verloren hatte, war, daß er auf die See horchte, deren Rauschen in solcher Einsamkeit weithin vernommen wird. Aber er hörte nichts, als er lauschte, nur einmal lachte ein Wiedehopf weit in der Ferne und dann war wieder alles still. Aber es war noch früh am Tage und Zeit hatte er genug, darum wandte er sich nach jener Richtung, wo dem Stande der Sonne nach die See zu suchen war, und schlenderte gedankenvoll in den Buchenwald hinein. Nach einer Viertelstunde hielt er wieder an und horchte. Da noch eben seine Füße in dem welken Laube gerauscht hatten, war nun wieder eine große Mittagsstille um ihn her und anfangs vernahm er nichts. Es war, als horchten alle die regungslosen Blätter der Buchen mit ihm. Dann tönte es ganz fern aus der grünen Waldestiefe kaum vernehmbar, aber taktmäßig, und als sich das Ohr erst zur Aufmerksamkeit gewöhnt hatte, auch deutlicher; ja, was dort so klang wie das leise Atmen eines schlafenden Kindes, das war die See. Zugleich trat zu seiner

Rechten ein andres Geräusch an sein Ohr, ein traumhaft verschlafenes Rieseln wie von fließendem Wasser; er blickte dorthin und sah es zwischen den Stämmen in lichterem Grün schimmern, und mit einemmal ging in seinem Kopfe jenes sonderbare Drehen vor sich, das uns befällt, wenn wir glauben, uns in unbekannter Gegend zu befinden, und sich nun plötzlich alles zurechtrückt.

Dort ging ja die Bolderaa durch die selbstgegrabene Schlucht, jener kleine Bach, der dieser ganzen Gegend den Namen gegeben hatte; nun war ihm mit einemmal alles wohlbekannt. Er schritt auf den Bach zu und folgte, an dem hohen Ufer entlangschreitend, der Richtung seines Laufes. Drunten im Grunde floß das grünliche, glasklare Gewässer und rieselte und plätscherte so kühl durch die vielfach zerstreuten Steine, daß die Schwüle, mit der die brütende Sonne die breite, von mächtigen Buchen umstandene Schlucht erfüllte, noch drückender erschien, und es Wedeking forttrieb an die Kühlung verheißende See, deren Rauschen schon immer deutlicher ward. Plötzlich bei einer Biegung der Schlucht lag sie vor ihm, und zugleich wehte ein etwas frischerer Hauch an seine erhitzte Stirn. Von hier ab verbreiterte sich die Schlucht nach der See zu ganz außerordentlich, und ein süßer Duft stieg aus diesem Grunde empor, denn an den lehmigen Seitenufern wuchs in über mannshohen kleinen Wäldern der mit unzähligen weißen Blümchen übersäete Honigklee. Wedeking stieg an die See hinunter und wandte sich zurück,

wo sich das steile, von Buchen gekrönte Lehmufer zur Linken bis zu dem kleinen Landvorsprunge Rosenort hinzog, während überall nur ein schmaler Strand zwischen der steil abfallenden Wand und der See vorhanden war. Ja, zuweilen fehlte dieser ganz, so daß man durchs Wasser seinen Weg nehmen mußte. Auch Wedeking gelangte jetzt an eine solche Stelle, vermochte sie aber, da sie nicht sehr breit und das Wasser nicht tief war, bei einer zurückkehrenden Welle laufend zu überschreiten. Bei starken, andauernden Stürmen war überhaupt dieses schmale Vorland nicht gangbar, da die See alles überflutete, an der etwa sechzig Fuß hohen Uferwand hoch emporschlug und Schaum und Tang in die Sträuche des Waldes warf.

Nun befand sich Wedeking wieder an einem Orte, den er besonders liebte, denn hier war er ganz aus der Welt. An der einen Seite hatte er die steile Mauer der Uferwand und an der andern die unendliche See, mit deren Rauschen und Wogen er mutterseelenallein war. Er schritt über den feuchten rötlichen Uferkies, aus dem mit gelbem Bernsteinglanze zuweilen ein Donnerkeil hervorleuchtete, bis an den Ort, wo die See in jahrhundertlanger Arbeit einen Vorsprung des hohen Landes abgetragen hatte, dessen einstmalige Ausdehnung noch genau durch die ausgespülten, weit in die See hineinreichenden Felsblöcke bezeichnet war. Auf dem Strande lagen ebenfalls solche, zum Teil halb im Sande begraben, zum Teil frisch herabgestürzt und seltsam durcheinander ge-

worfen; auch aus der steilen Lehmwand ragten andre, von dem letzten Sturm freigespült, hervor wie ungeheure Rosinen aus einem Kuchen, während sich dort wieder leere, glatte Höhlungen zeigten, wo solche Blöcke gesessen hatten. An einem Orte, wo diese zum Teil sehr mächtigen Steine am häufigsten lagen, waren drei davon dicht an der steilen Wand so seltsam übereinander gestürzt, daß eine Höhlung entstanden war, in der sich bequem ein Mensch verbergen konnte. Wedeking hatte früher, als er diese Einrichtung entdeckt hatte, mit großer Mühe einen vierten Stein herzugewälzt, der nun innerhalb dieser steinernen Laube einen Sitz bildete. Dort hatte er schon oft und gern gesessen, um träumend auf die See hinauszublicken, und auch heute nahm er wieder diesen vor der glühenden Sonne geschützten Platz ein. Es war an der See fast ebenso schwül als im Walde, denn es ging kein Wind, und der wenige Luftzug, der zuweilen entstand, kam vom Lande her. Der Horizont war in leichten Dunst gehüllt, so daß Wasser und Himmel ineinander schwammen, und außer dem eintönigen Rauschen der Wellen, die die Uferkiesel knirschend hin und her schoben, war nichts vernehmlich als das Zwitschern der Erdschwalben, die den obersten Rand der steilen Lehmwand siebartig mit ihren Nisthöhlen durchlöchert hatten und dort gleich emsigen Bienen unablässig ab und zu flogen. Obwohl Wedeking diese Vögel selber nicht zu sehen vermochte, so wurden ihm deren Bewegungen doch an den leichten Schatten kund, die vor ihm auf

dem weißen Sandboden unablässig durch einander glitten.

Als er nun so träumend saß, da fing es im Rauschen der Wellen wieder an zu singen von der goldenen Zeit, und vor seinen Augen schwebte wieder die schöne schlanke Gestalt. Er war doch recht thöricht, schon über dreißig Jahre alt und noch immer so schüchtern wie ein Knabe. „Nutzet die Jugend, die goldene Zeit, wie bald wird sie von dannen fahren!" Das hatte sie kürzlich gesungen in der abendlichen Waldesdämmerung und war dabei vor ihm her gewandelt wie ein holder Arm voll Glück, aber er hatte die Stunde versäumt. Ja, und wenn er sie an sich gezogen hätte, da Zeit und Gelegenheit günstig waren, was wäre die Folge gewesen? Die wilde Rose ist die schönste Blume des Waldes, aber sie hat auch scharfe Dornen, und er wußte nicht, ob sie sich ihm glühend neigen oder ob sie ihn zornig abwehren würde. Nun begann er Orakel darum zu fragen. Dort in der Weite lag ein Steinblock in der See, an dem die Wellen emporschlugen, während zuweilen eine angerollt kam, größer als ihre Schwestern, und einen Regen von weißem Schaum über das dunkle Felsenhaupt emporspritzte. Wenn unter den nächsten dreien eine solche war, dann sollte es ein gutes Zeichen sein. Da kam schon die erste und wogte machtlos an dem Steine empor, die zweite folgte und sank wieder zurück, und dann rollte die dritte herbei, die gar nicht besonders aussah; aber plötzlich, klatsch, sprühte ein mächtiger Schaumregen über den schwarzen

Felsen hin. Dies stimmte Wedeking fröhlich, allein es genügte ihm noch nicht. Dicht vor ihm war zwischen den von der See ausgeworfenen Kieseln ein besonders weißer Sandfleck. Wenn in dem Verlaufe der Zeit, da drei Wellen hintereinander den Strand erreichten und ehe die vierte sich überschlug, über diesen Fleck ein Schwalbenschatten hinhuschen würde, dann wollte er dies für ein Hoffnung weckendes Ereignis ansehen. Die erste kam, überschlug sich und glitt mit singendem Zischen wieder zurück, die zweite und dritte folgten, allein der Fleck blieb leer; doch kurz bevor die vierte eben ihr schaumgekröntes Haupt vorüberneigen wollte, huschten wie der Blitz zwei Schatten nebeneinander über die weiße Stelle dahin. Nun fürchtete sich Wedeking fast, sein Glück noch einmal zu probieren; allein aller guten Dinge sind drei, und er begann nach einem weiteren Orakel zu suchen.



IV. Nach Rosenort.

In diese wunderlichen Spielereien war er so vertieft gewesen, daß er auf gar nichts weiter geachtet hatte, und so erschrak er fast, als er schon ganz in der Nähe an dem sonst so einsamen Strande eine weibliche Gestalt bemerkte, die, von einem breiten Strohhut beschattet, in der brennenden Sonne eben-

mäßig dahinschritt. In demselben Augenblicke aber schlug ihm auch mächtig das Herz, weil er sofort die schöne Wanderin erkannte. Als sie ganz nahe herangekommen war, ohne ihn bemerkt zu haben, trat er aus seiner Steinlaube hervor und redete sie an. Sie hatte den Weg am Strande gewählt, wie sie sagte, weil sie dort mehr Kühlung zu finden hoffte als in dem schwülen Walde; allein dies war fehlgeschlagen, und nun war sie heiß und ermüdet von dem Wege im Sande und in der glühenden Sonne. Wedeking bot ihr seinen schattigen Sitz an, und als er dann auf einem andern Steine vor ihr in der Sonne seinen Platz genommen hatte, unterhielten sie sich von allerlei Dingen, von Petershagen, von ihrer Mutter und Schwester, von dem kleinen Garten dort, in dem so schöne Rosen blühten, von dem Fliegenschnäpper, der in dem größten Rosenbäumchen sein Nest hatte und gar nicht scheu war, sondern mit blanken, braunen Augen jedermann furchtlos anschaute, wenn er auf seinen Eiern saß, und wie es dem alten Haushund Nero ging, der nun schon fünfzehn Jahre alt war und einen beständigen Husten hatte, gegen den er Malzbonbons einnahm, die ihm sehr wohl schmeckten, aber nichts halfen, und wie sich die rotbunte Kuh gefreut hätte, als sie ihr Haustöchterchen wiedersah, und das Lied von der goldenen Zeit, das habe die Pastorstochter einmal mitgebracht von einer Reise, und von der habe es die Pastorsköchin abgehört, und nun könnten sie es alle im Dorf, die überhaupt sängen.

An seine Frage hatte sie doch noch gedacht und sich um eine Antwort bemüht; das freute den jungen Mann so, daß er es nicht sagen konnte. Als nach einer kleinen Weile dieser Gesprächsstoff erschöpft und er im Besitze aller Neuigkeiten von Petershagen war, entstand eine kleine Stille, während das Mädchen nachdenklich auf den fernen Horizont und Wedeking nach den schwärmenden Schwalbenschatten auf dem besonnten Sande schaute. Aber mit einemmal ließ dieser blendende Schimmer nach, und alle Schatten waren hinweggelöscht, indes zugleich durch das eintönige Rauschen der See ein fernes, grollendes Murmeln hörbar ward. Wedeking sah sich hastig um und bemerkte nun eine blauschwarze Wolkenwand im Westen, halb über der See und halb über dem Lande, deren weißliche Ränder bereits die Sonne erreicht und verdeckt hatten. Nun war Eile geboten, denn überraschte sie hier ein anhaltender Gewittersturm, so konnte ihnen, da das Vorland an manchen Stellen so überaus schmal, ja kaum vorhanden war, durch die anstürmenden Wogen der Weg vollkommen abgeschnitten werden. Nach kurzer Ueberlegung erschien es Wedeking richtiger, anstatt den nächsten Weg nach Hause über Rosenort einzuschlagen, wieder zurück nach der Bolderaa zu eilen, denn dort befand sich eine sogenannte Heringshütte, die Schutz vor dem Unwetter zu gewähren vermochte. Auch war dieser Weg bedeutend kürzer, um aus diesem Gefängnis zwischen der steilen Uferwand und der tückischen und unberechenbaren See zn entfliehen. Sie machten sich eilig auf; allein der Sturm

war schneller als sie. In der aufrückenden Wand zuckten die Blitze, der Donner rollte mächtiger, dann kam ein breiter, weißer Schaumstreifen über die schwärzliche See gejagt, und plötzlich stürzte sich der mit zerstäubtem Wasser gefüllte Sturmwind an die steile Uferwand und darüber in die aufbrausenden Kronen der mächtigen Buchen. Die anfangs kochende und krause See war bald mit stetig anschwellenden Wogen erfüllt, die sich überschlagend immer höher und gieriger am Ufer emporleckten und flockigen Schaum weit von sich sprühten. Nun war es schon zu spät, denn dort, an der Stelle, die beide zuvor noch bei einer zurückfließenden Welle laufend passiert hatten, war weithin nichts als ein wogendes Schäumen von Gewässern, die sich überschlugen und hoch an der Uferwand emporspritzten, während der Streif, wo sie standen und eine Weile auf dieses Schauspiel hinstarrten, ebenfalls immer schmaler wurde. Nun mußten sie wieder zurück und eilten, so schnell sie konnten, bei dem furchtbaren Knattern und Rollen des Donners und dem unsäglichen Rauschen und Brausen ringsumher. Als sie bei der Steinlaube wieder angelangt waren, fielen die ersten schweren Regentropfen, und nun blieb nichts andres übrig, als Schutz zu suchen, so gut es ging, zumal da höchst wahrscheinlich weiterhin, wo das Ufer wieder sehr schmal wurde, ebenfalls schon eine Ueberflutung eingetreten war. Hier war der Strand am breitesten, die vielen großen Steinblöcke gewährten als Wellenbrecher einigen Schutz, und es war nicht wahrscheinlich, daß während der kurzen Dauer eines

Gewittersturmes die See auch hier bis an die steile Uferwand vordringen würde. Das träumerische Wesen Wedekings hatte sich plötzlich verloren, nun war er wieder ganz der Mann, als der er in seinem Berufe bekannt war. Schleunigst öffnete er das Bündel, das sein Plaid und den Regenmantel umschloß, und ehe das Mädchen es sich recht versah, war es mit diesem bekleidet. Dann mußte sie sich in die Höhlung zwischen den Steinen setzen, deren vordere Oeffnung Wedeking durch das Plaid wie mit einer Zeltwand schloß, indem er es oben auf den Felsblöcken und am Boden durch daraufgelegte Steine befestigte. Als er dann seitlich den Kopf hineinsteckte und nun seinen Schützling dort in behaglicher Sicherheit sah, während sich draußen die Tropfen mehrten und die schäumende See schon in dichtem Regenschauer lag, da beschwor ihn das Mädchen, hineinzukommen. Sie wolle sich ganz schmal machen, dann sei neben ihr noch gerade genug Platz, und als sich der junge Mann beharrlich weigerte, drohte sie, ebenfalls herauszukommen. Nun blieb ihm wohl nichts andres übrig, und bald saßen die beiden jungen Menschenkinder dicht aneinander gedrängt in dem dämmerigen Raume wie in einem Vogelnest, während draußen Himmel und See ineinander tobten und der Regen stromweise herniederrauschte. Der Wind blähte den wollenen Stoff wie ein Segel nach innen und sendete sprühenden Wasserstaub durch sein Gewebe. Wedeking spannte den Schirm auf und drängte damit das Plaid nach außen, und so war es ganz behaglich in dem engen Raume, wenn auch an einigen

Stellen das durch die Fugen eindringende Wasser an den Felsblöcken niederrieselte. Allmählich ward das Getöse des Donners gelinder und seltener und der Wind sanfter, nur das Rauschen der aufgeregten See blieb sich gleich. Die Dämmerung in dem eingeschlossenen Raume erhellte sich mehr und mehr, und nun ward Wedeking wieder erinnert, daß ihm das dritte Orakel noch fehle. Wenn während der nächsten zehn Wellenschläge die Sonne durch die Wolken brechen würde, das sollte das letzte Zeichen sein.

O du sonderbarer Ingenieur, der du alle Tage mit unwandelbaren Naturgesetzen und erbarmungslosen mathematischen Formeln zu thun hast, welch ein wunderlicher Geist ist in dich gefahren! Du, der in seinem Kopfe Maschinen ersinnt, die auf einen Fingerdruck hin Tausende von Zentnern spielend bewegen, der du schwindelnde Abgründe kaltblütig überspinnst mit eisernen Geweben, was bist du für ein zaghafter Träumer und Hasenfuß und hast nicht den Mut, ein schönes Mädchen, das eng an dich geschmiegt an deiner Seite sitzt, auf den Mund zu küssen und zu sagen: „Ich liebe dich!“

Aber die Sonne meinte es gut, schon nach dem siebenten Wellenschlage war rings alles von hellem Glanze erfüllt, von dem die letzten schimmernden Regentropfen gleichsam aufgesogen wurden. Das Schicksal hatte dreimal ja gesagt, nun war es wahrlich an der Zeit. In diesem Augenblicke erhob sich das Mädchen rasch, schob das Plaid beiseite, sprach: „Der Regen hat aufgehört,“ und trat dann hinaus. Das Gewitter

war abgezogen und stand mit grauem Gewölk und niederhängenden Regenschleiern in der Ferne; doch hier unter der lachenden Sonne war es, als sei gar nichts geschehen.

Als die beiden am Strande in der Richtung nach Rosenort weiter gingen, bemerkten sie ein sonderbares Ding in der Ferne. Der Sturm hatte eine Buche am obersten Rande des steilen Ufers, deren Fuß schon zum Teil durch den Anprall früherer Sturmwogen freigestellt war, umgerissen, und während sie sich noch oben mit einigen Wurzelarmen festhielt, war die stattliche Krone kopfüber auf den schmalen Strand gestürzt, so daß die ans Ufer prallenden Wogen in die grünen Aeste hineinschlugen und sie mit Schaum bewarfen. Obwohl an einigen Stellen der gangbare Streifen durch das Anwachsen der Wellen sehr geschmälert war, so konnten sie doch überall vorwärts kommen und gelangten bald zu jenem Orte hin, wo sie sahen, daß hier durch das Gewirr halb zersplitterter Aeste der Weg vollständig versperrt war, und daß sie richtig in einer Mausefalle saßen, denn an dem steilen Ufer hinauf gab es nirgends einen gangbaren Weg. Jedoch so schlimm, als sie anfangs aussah, war die Sache doch nicht, und als Wedeking den Berg grünen Gezweiges, der vor ihm lag, prüfend musterte, merkte er, daß man mit einiger Gewandtheit wohl auf seinen Gipfel gelangen könnte. Nachdem er sich hinaufgeschwungen hatte, fand er, daß auf der andern Seite auch der Abstieg nicht mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft war. Er warf die Sachen, die er trug,

hinüber auf den Sand, stieg wieder zurück und sagte: „Nun müssen wir klettern, da gibt's nichts andres.“

Als er nun dem jungen Mädchen behilflich war, sie zu sich hinaufzog, sie leitete und stützte, begann er, diesen gestürzten Baum für eine äußerst segensreiche Einrichtung zu halten, da er ihm zu so einer lieblichen Arbeit verhalf, und war es nun eine zu große Aengstlichkeit des Mädchens oder eine zu übertriebene Vorsicht des jungen Mannes, kurz, diese Uebersteigung wurde durchaus nicht überhastet, sondern mit einer merkwürdigen Gründlichkeit ausgeführt. Endlich waren sie oben und mußten nun doch ein wenig rasten, den Aufstieg überschauend und den Abstieg prüfend, und bei dieser gefährlichen Lage auf der Höhe war es ganz unumgänglich notwendig, daß er das Mädchen stützte, indem er den Arm um sie schlang und sie ein wenig an sich zog; wie leicht hätte sie doch sonst fallen können. Beide bemühten sich aber, dazu möglichst gleichgültige Gesichter zu machen und zu thun, als ob sie von alledem gar nichts bemerkten. Das Hinabsteigen schien noch mehr Schwierigkeiten zu bereiten und ging noch langsamer; aber es half alles nicht, ein Ende nahm es doch zuletzt. Der letzte Ast war ziemlich hoch über der Erde, und als Wedeking nun beide Hände emporstreckte, um ihr behilflich zu sein, da waren beide recht ungeschickt, denn sie glitt plötzlich aus und ihm in die Arme, langsam an ihm niedersinkend. Als er sie nun so umschlossen hielt und sich zu ihrem Köpfchen niederbeugte, wahr-

scheinlich um zu sehen, ob sie auch gar zu sehr erschrocken sei, fand er dort einen rosenschönen Mund, den er in einem Anfall von Begriffsverwirrung einigemal küßte, wozu das Mädchen sänftlich stille hielt, als ob es so sein müsse. Dann aber drängte sie ihn mit einer Hand ein wenig zurück und schaute mit dem in zarte Glut getauchten Antlitz seitwärts über die schäumende See hinaus. Er aber sagte ganz leise: „Ich bin Ihnen sehr gut, was sagen Sie dazu?“

Sie sagte gar nichts dazu, aber sie nickte, ohne sich zu wenden, mehrmals eindringlich mit dem schönen Köpfchen. Dann, als sie fühlte, daß seine Blicke fortwährend auf ihr ruhten, wandte sie langsam das Haupt und ließ ihn die Antwort in ihren Augen lesen. Und als er gesehen, was dort geschrieben stand, schloß sie diese wie überwältigt und bot ihm freiwillig den schönen Mund dar.

O Gott, wie war das alles leicht gegangen und wie wunderschön war die Welt! Ja, noch war die goldene Zeit und er hatte sie nicht versäumt, und das Glück hielt er in den Armen. Sie wanderten nun einträchtig weiter, bis sie nach Rosenort kamen. Die Sonne und der Wind hatten die Oberfläche des weißen Dünensandes schon wieder getrocknet, und dort saßen sie nun auf dem reinlichen Hügel unter den verkrüppelten alten Eichen, sich erzählend, wie alles so gekommen war, und für kurze Zeit führte dieser Ort seinen Namen wieder einmal mit vollem Recht, denn eine schönere Rose hatte dort niemals geblüht.

Und ringsum die See und die rauschenden Wipfel des Waldes und die flüsternden Halme des Strandhafers und die Vögel im Buschwerk, alles in der Runde sang das Lied von der goldenen Zeit, aber es klang nicht mehr wehmütig, sondern wie Jauchzen der Wonne.

Drei Rosen an einem Zweig.







I. Konrad Dannenberg.

Der Bibliothekar Doktor Konrad Dannenberg war ein behäbiger Junggeselle im Anfange der Vierziger, ein Mann in den besten Jahren, wie man so sagt. Er hatte in der Bendlerstraße zu Berlin in einem alten, merkwürdig kleinen Hause eine sehr behagliche Wohnung inne, und dazu das Glück gehabt, daß ihm der Himmel in Frau Randow eine Wirtschafterin beschert hatte, die über alles Lob erhaben war. Die alte Dame kochte bewunderungswürdig; alles, was mit ihrer Hand in Berührung kam, glänzte von Ordnung und Sauberkeit, und an ihrer Ehrlichkeit zu zweifeln, wäre offenbar Tempelschändung gewesen. Ja, auf die Gefahr hin, an Glaubwürdigkeit einzubüßen, muß ich sagen, daß sie es verstand, eine ganze Bibliothek abzustäuben, ohne auch nur ein einziges Buch aus seiner geheiligten Ordnung zu rücken oder auf den Kopf zu stellen; ja, noch mehr, sie vermochte sogar einen mit Notizen bedeckten Schreibtisch aufzuräumen, ohne dessen Besitzer an den Rand der Verzweiflung zu bringen. Wer da weiß, daß dies

Tugenden sind, die der Himmel nur in seiner Gebelaune austeilt, der wird zugestehen, daß Herr Konrad Dannenberg ein Glückskind war.

Auch sonst hatten ihn die Natur und das Schicksal nicht vernachlässigt. Er war ein gutgewachsener Mann von einer angenehmen Körperfülle; sein von einem vollen Barte umrahmtes Gesicht trug hübsche, wohlwollende Züge zur Schau, und war ihm auch schon das Haar ein wenig nach hinten gerückt, so trug dies nur dazu bei, eine schön geformte Stirn ins rechte Licht zu setzen. Er war, obwohl im Grunde eine zurückhaltende Natur, in Kreisen, wo er sich zu Hause fühlte, ein angenehmer Gesellschafter, dessen behaglicher Humor etwas wie stillen Sonnenschein um sich verbreitete, und er verstand es, in leichter und spielender Art seine mannigfachen Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten ohne Aufdringlichkeit leuchten zu lassen. Von einer freundlichen poetischen Begabung legte ein Bändchen „Gedichte von Konrad Dannenberg“ Zeugnis ab, das, schon vor Jahren erschienen, ein besseres Los verdiente, als nur von wenigen gekannt zu sein. Vor allem gewandt in der Form, zeichneten sie sich durch eine gewisse saubere Gediegenheit der Arbeit und eine gewinnende Liebenswürdigkeit des Inhaltes vor den meisten ähnlichen Veröffentlichungen aus, die alljährlich zu Hunderten in dem großen Makulaturstrome auftauchen und wieder verschwinden.

Bei einer maßvollen und wohlwollenden Gesinnung, die jedem das Seine gönnte, war sein

Fehler vielleicht ein allzu großer Hang zur Bequemlichkeit und zu behaglichem Genuß; er war ein wenig Feinschmecker auf allen Gebieten und genoß ein köstlich bereitetes Gericht oder einen vorzüglichen Wein mit demselben Behagen, wie eine Novelle von Storm oder Keller oder ein Joachimsches Quartett oder eine gute Theatervorstellung. Da er nun ein solcher Lebenskünstler war und alles besaß, was dazu gehört, — einen guten Magen, ein hübsches Vermögen, ein heiteres Gemüt, die Gabe, das Häßliche und Unschöne von sich auszuschließen, und vor allem die so seltene Fähigkeit, sich zu beschränken und sich mit dem Erreichbaren zu begnügen, so hätte er eigentlich glücklich sein müssen, soweit dies für einen Menschen überhaupt möglich ist. Allein zuweilen empfand er doch, daß ihm etwas fehle, insbesondere, wenn er in einer befreundeten Familie zu Gaste war, wo hübsche, fröhliche Kinder, die Abbilder ihrer Eltern, um den Tisch saßen; dann fühlte er, daß sein behagliches Junggesellenleben doch öde und einsam war, und daß nur der wirklich im Leben steht, der alle seine Sorgen und Pflichten ganz und gar auf sich nimmt. Solches hatte er schon vielfach in seinem Geiste erwogen; allein niemals hatte es sich fügen wollen, daß er die Rechte fand, obwohl es ihm an Entgegenkommenden niemals gefehlt hatte. So hatte er sich allmählich in das Schicksal, als ein alter, einsamer Junggeselle sein Leben zu beschließen, fast gefunden, und um so leichter gelang ihm dies, als ihm durch Frau Randow die sämtlichen Schrecken des ehelosen Standes erspart blieben.

So war er vierundvierzig Jahre alt geworden, hatte an seinem Geburtstage einige gute Freunde mit köstlichen Rebhühnern und auserlesenen Weinen bewirtet, und sie hatten das Lob der Frau Randow in allen Tonarten gesungen, was sowohl diese, als ihr Herr mit befriedigtem Schmunzeln aufnahmen.

Unter diesen guten. Freunden befand sich ein alter Studiengenosse, Otto Brüning, ein Gutsbesitzer aus Mecklenburg, der zufällig in Berlin anwesend war, um sich unter dem Vorwande eines geringfügigen Geschäftes, das in der Hauptstadt zu erledigen war, einmal ein recht tüchtiges Vergnügen zu bereiten. Dieser zeigte sich besonders begeistert von Frau Randows Kochkunst und rief: „Donnerwetter, das kann ja kaum meine Martha, und die ist doch ein Genie im Kochen; das darf ich wohl sagen, obwohl ich der Vater bin. Meine Aelteste nämlich, der ist es angeboren; sie hat es, wie Uhland sagt, in den Fingerspitzen. Ja, das sind Gaben, — aber die Randow kann's auch."

Man war nun verwundert, daß ein verhältnismäßig so junger Mann schon erwachsene Kinder habe, und der Gutsbesitzer erklärte dies: „Ich mußte schon mit zweiundzwanzig Jahren das väterliche Gut übernehmen, und mit dreiundzwanzig habe ich mich verheiratet. Das habe ich nie bereut, denn das alte Sprichwort hat sein Wahres. Leider ist mir meine Frau vor einem Jahre gestorben; aber ich habe drei Töchter, von zwanzig, achzehn und sechzehn Jahren, und einen Jungen von dreizehn; der ist in Rostock auf dem Gymnasium und kriegt mal das Gut. Was

nun meine Töchter betrifft, so hat Martha die Wirtschaft übernommen, und das geht alles, wie am Schnürchen. Meine zweite Tochter Marie ist mehr für die Bücher und die Musik, und Lene, meine Jüngste, ist noch ein bißchen unbedarwt und sagt nicht viel; aber sie hat's hinter den Ohren und wird noch mal die Hübschheste von allen."

Als sich die andern Freunde entfernt hatten und Dannenberg mit Brüning, der bei ihm wohnte, noch eine Weile bei einer Flasche Rauenthaler saß, sprach dieser: „Höre mal, mein lieber Freund, diesmal lasse ich dich nicht los; diesmal mußt du mit. Zweiundzwanzig Jahre sind es nun her, daß du nicht bei uns warst, und alle diese Jahre hast du mich mit Versprechungen genarrt. Und jetzt ist es gerade schön in Rolandshagen. Das Gut hatte schon früher immer etwas Wald, und ich habe im Laufe der Zeit alle die Stellen mit geringerem Boden, wo doch nichts Ordentliches wuchs, wieder angeschont, so daß die älteren Bestände schon zwanzigjährig und recht stattlich sind. Darum, und weil wir sowohl im Sommer als im Winter hinter den infamen Füchsen und dem übrigen Raubzeuge her sind, hat sich der Wildstand mächtig vermehrt, und besonders Rehe haben wir viel, da auch die Nachbarn in verständiger Weise schonen und nur Böcke oder ganz alte Ricken abschießen.

„Hühner wurden in diesem Jahre einunddreißig Völker gezählt, denn seit ich ihnen in alten Mergelgruben und an andern passenden Orten dichte Remisen

von allerlei Dornsträuchern und Wacholder habe anlegen lassen, wo sie im Winter Schutz und Nahrung finden, sind sie viel häufiger geworden, als früher. Sieh mal, da kannst du am Tage auf die Hühnerjagd gehen und am Abend auf den Anstand und einen Rehbock schießen; oder, wenn du magst, kannst du auch den Dohnensteig abgehen und in Ordnung halten; er liegt sehr günstig, und wir haben im Herbst oft so viele Krammetsvögel, daß wir manches Schock verschenken können. Na, und für die langen Abende, oder wenn schlechtes Wetter ist, habe ich, wie du weißt, eine ganz nette Bibliothek; denn ich habe mir stets alles angeschafft, was du mir in deinem jährlichen Weihnachtsbrief empfohlen hast, und gelte bei meinen Nachbarn für einen Bücherwurm, obgleich ich wenig genug zum Lesen komme. Ferner — und auf das freue ich mich besonders — habe ich so ein paar alte Jahrgänge im Keller, von denen keiner in der Umgegend etwas versteht; das ist so etwas für abends nach Tische, mein alter Junge. Schon deshalb mußt du kommen, denn solche Weine trinkt man nicht allein, sondern dazu gehören ein oder zwei mitfühlende Herzen."

Nachdem nun Brüning diese lange Rede hinter sich hatte, erhob er sein Glas, ließ es an das seines Genossen anklingen, schlürfte behaglich den köstlichen Inhalt und sagte dann: „Also abgemacht, übermorgen mit dem Schnellzuge geht die Reise vor sich!"

Dannenberg sträubte sich noch eine Weile, allein vergeblich; der Freund ließ keinen seiner Gründe gelten

und gab sich nicht eher zufrieden, als bis er im Besitze eines festen Versprechens war.



II. Alle Drei.

Die Dunkelheit war schon längst hereingebrochen, als der Wagen, der den Gutsbesitzer und seinen Frennd von der Bahnstation abgeholt hatte, mit scharfem Ruck vor der Thür des freundlichen Herrenhauses zu Rolandshagen hielt, während der Kettenhund am Viehhause unter wahnsinnigem Gebell an seiner Kette rasselte und ein Jagdhund und ein Teckel mit ausgelassener Freude an dem Wagen in die Höhe sprangen. Eilfertig kam ein schmuckes, in die Landestracht gekleidetes Stubenmädchen die kleine Freitreppe herab, um den Schlag zu öffnen, und dieser folgten drei anmutige Mädchengestalten, den zurückgekehrten Vater freudig zu begrüßen. Man begab sich auf die große Vordiele, wo bereits ein gedeckter Tisch der Ankömmlinge harrte, und hier, bei der hellen Beleuchtung, sah sich Konrad Dannenberg mit Behagen drei rosigen Schönheiten gegenüber, die, obwohl unter sich ziemlich verschieden, doch alle einen gemeinsamen Familienzug trugen, der ihn an seinen Freund erinnerte, dessen blühende Frische sich ebenfalls in den Gesichtern seiner Töchter widerspiegelte.

„Na, Dirns,“ sagte Brüning, „ich sehe, daß mein

Brief zur rechten Zeit angekommen ist. Das blaue Zimmer also, Martha; ich werde den Herrn Doktor selber hinaufbringen."

Als nach einer Viertelstunde Konrad Dannenberg wieder herunterkam, setzte man sich mit großem Behagen zu Tische, und beide Reisenden thaten den guten Dingen und dem trefflichen Rotwein alle Ehre an. Als nach der Suppe und einem köstlichen Fischgericht die dritte Schüssel aufgetragen wurde, verklärten sich die Züge des Gutsbesitzers, und er rief in beistimmendem Tone, der sichtlich aus tiefstem Herzen kam: „Bravo, Martha, das hast du gut gemacht: Krammetsvögel à la Oberstleutnant! Nun bin ich doch neugierig, was der Doktor sagen wird."

Mit etwas bänglichen Gefühlen bediente sich Dannenberg von dem gepriesenen Gerichte; denn er wußte, nun mußte er es loben, ob er Grund dazu hatte oder nicht, und dies war für sein wahrheitsliebendes Gemüt immer eine häßliche Aufgabe. Aber nachdem er gekostet hatte, verklärten sich seine Züge sanft, und er leerte den Teller mit stiller Andacht. Dann lehnte er sich in den Stuhl zurück und sprach mit dem tiefsten Ausdruck innerster Ueberzeugung: „Ich weiß nicht, ob die Randow das kann!"

„Höchstes Lob, Martha," sagte der Gutsbesitzer, „Nummer Eins mit Auszeichnung, roter Strich im Kalender."

Eine sanfte Röte der Befriedigung verbreitete sich über das Antlitz der also Gelobten, als sich nun Dannenberg in zierlicher Rede und mit merkwürdiger

Sachkenntnis über die Vorzüge dieser ihm neuen Zubereitung der geschätzten Vögel ausließ und für Frau Randow um das Rezept bat. Die zweite Tochter, Marie, dagegen sah mit einiger Verwunderung auf ihn hin, und um ihre Lippen kräuselte sich etwas, wie leise Verachtung, als halte sie es eines gebildeten Mannes für unwürdig, sich bei so viel Aufwand von Geist und Wärme mit so niederen Dingen zu beschäftigen.

Dannenberg stammte selbst aus einer Gutsbesitzersfamilie und seine Mutter war eine berühmte Hauswirtin gewesen. Ein gewisser angeborener Sinn für die Bethätigungen des Hauswesens war durch die Erziehung in ihm befestigt und ausgebildet worden, und er sah mit Behagen und Vergnügen auf das junge Mädchen, das mit ruhiger Sicherheit ein so großes Hauswesen zu leiten schien. Sie hatte sich den ganzen Abend nicht vom Platze gerührt; man hatte kaum einen Augenwink von ihr an das bedienende Mädchen bemerkt, und doch ging alles ohne Hast und Geräusch, wie von selber. Es gibt Hausfrauen, — und zwar sind unter diesen auch solche, die für tüchtig gelten, — die, auch wenn nur ein einziger fremder Gast vorhanden ist, arbeiten wie eine schlecht gebaute Dampfmaschine, deren Getriebe unter Stoßen und Schüttern, gewaltigem Gezische und mächtigem Rädergerassel vor sich geht, während ein wohlkonstruiertes Bauwerk dieser Art sanft und fast lautlos hin und her gleitet und doch das Doppelte leistet. Und während die eine Hausfrau, die mit rotem Kopfe aus und ein fährt, mit hastigen Augen überall umherspäht und

Befehle erteilt, um sie im nächsten Augenblicke schon zu widerrufen, dem ganzen Hause dieselbe Unruhe mitteilt, so strömt von der andern ein wohliges Behagen und eine schöne Sicherheit aus, die der ganzen Umgebung zu gute kommen.

Nach Tische saß Dannenberg mit seinem Freunde noch eine Weile in dessen Zimmer bei einer guten Zigarre und einem behaglichen Gespräche, das durch eine Flasche köstlichen Haut-Sauternes befördert und in Fluß gehalten wurde, und suchte dann nach guter ländlicher Sitte beizeiten sein Schlafzimmer auf.

Als er die Lampe auf den Sofatisch stellte, entdeckte er eine freundliche Sache, die er bei dem ersten Besuche des Zimmers übersehen hatte. Dort stand nämlich ein altes, geschliffenes Spitzglas, und in ihm befand sich ein Zweig blühender Rosen, wie sie oft noch der Oktober als eine verspätete Sommergabe und einen Gruß aus längst entschwundenen schönen Zeiten freundlich bietet. Sie waren von jener zarten, blaßroten Art, die an Farbe der Apfelblüte gleicht, und es standen drei Blumen an dem Zweige nahe bei einander: eine voll aufgeblühte, eine halberschlossene und eine, deren Knospe sich eben öffnen wollte. Man hatte wohl die herbstliche Seltenheit, die in dem stillen Scheine der Lampe wie ein zartes Wunder dastand, nicht besser zu verwenden gewußt, als damit dem gern gesehenen Gaste und Freunde des Vaters das Zimmer zu schmücken. Dannenberg setzte sich auf das Sofa und betrachtete den schönen Zweig mit einer gewissen Andacht, und er

hätte kein Poet sein müssen, wenn ihm nicht gleich die Schwestern dabei eingefallen wären: das waren ja auch drei Rosen an einem Zweig, — eine voll aufgeblühte, eine halb erschlossene und eine, deren Knospe sich eben öffnen wollte. Ja, welche war nun die Schönste? Eigentlich gefielen sie ihm alle drei, aber am liebsten dachte er doch an Martha. Es dünkte ihn: wer die zur Hausfrau erhielte, der sei wohl beraten. Dann verfiel er in ein tiefes Sinnen, während immer seine Blicke auf dem vollen Runde der aufgeblühten Rose hafteten. Plötzlich schrak er auf, und zwar vor dem Laute seiner eigenen Stimme, die seltsam das tiefe Schweigen der Nacht unterbrach, denn unwillkürlich hatte er das Resultat seiner Gedanken ausgesprochen: „Vierundzwanzig Jahre Unterschied!" hatte er gesagt. Er nahm die Lampe, ging an den Spiegel und betrachtete sich prüfend, während er zugleich mit der Hand über das noch ziemlich volle Haar leise hinstrich. Die Besichtigung schien zu seiner Zufriedenheit auszufallen, denn er kehrte zum Sofa zurück und versank bei dem Anblick des schönen Rosenzweiges in neue Träumereien.

Er stellte sich vor, wie er, müde und hungrig von der Bibliothek zurückkehrend, im Hause alles so behaglich und heiter finden würde, wie es niemals eine Wirtschafterin, sondern nur eine Frau zuwege bringt, eine sorgsame und immer thätige Hausfrau, auf deren Wangen die Gesundheit blüht. Aber sie würden nicht allein bleiben; es würden Kinder kommen, aber keine mit klugen, blassen Gesichtchen und dünnen

Beinchen, deren er so viele in Berlin kannte, nein, solche mit apfelrunden Köpfen und derben Waden, — ja, die würden schön auf den Fußböden herumtrampeln und bei den darunter Wohnenden allerlei unliebsame Vorstellungen von Erdbeben, Gewitter und andern geräuschvollen Naturerscheinungen erwecken. Aber sollten sie denn als Etagenkinder aufwachsen, die die Natur und die Freiheit nur vom Hörensagen oder auf einer kümmerlichen Sommerreise kennen lernen? O nein, er würde ja dann gar nicht in der Stadt wohnen, sondern er würde sich in Steglitz oder Friedenau oder Wilmersdorf ein Haus bauen, so recht nach dem eigenen Geschmack, mit einem schönen Garten rings herum; da wollte er Obstbäume ziehen und Wein und Spalierobst, und er stellte sich eine schöne, kräftige Frauengestalt vor, wie sie im hellen Frühlingskleide, mit dem großen Gartenstrohhut auf dem Kopfe, allerlei köstliches Gemüse säet und pflanzt und auch der zierenden Blumen nicht vergißt, während sich blühende Kinder, jauchzend vor Frühlingslust, in den Steigen und auf dem neubegrünten, mit gelben Butterblumen gestickten Rasen umhertollen. Das Haus sollte von außen einfach und schmucklos, aber im Innern desto hübscher eingerichtet werden, mit behaglichen Wohnstuben und riesigen, luftigen Schlafzimmern, nach Südost gelegen, und bequemen und geräumigen Wirtschaftseinrichtungen. Ja, darauf freute er sich, wenn er die junge Frau zum erstenmal in die Küche führen würde, einen hellen, schönen Raum, an den Wänden tapeziert mit blaugemusterten Majolikafliesen

und ausgestattet mit der besten Kochmaschine, die zu finden war, mit dem hübschesten Porzellan und Steingut und mit den solidesten Geräten von Kupfer, Messing, Zinn und Holz, und ganz ohne das infame Weißblech. Ja, er sah schon die erstaunten, großen Augen, die sie machen würde. . . .

Aus diesen Träumereien weckte ihn der Klang der alten englischen Standuhr auf der Diele, die schnurrend aushob und mit hell tönender Glocke zwölf schlug. Er fuhr empor, besann sich, strich sich über die Stirn, lächelte dann ein wenig und schickte sich an, zu Bette zu gehen. Kurze Zeit darauf erlosch das letzte Licht in Rolandshagen, und das einzig leuchtende in weitem Umkreise blieben der Mond und die unzähligen Sterne.



III. Die Eine.

Der Mond glitt langsam zum Horizont nieder und versank groß und rot in dem herbstlichen Nebeldunst, der über den Wiesen und Feldern schwebte. Aber noch lange, bevor die Sterne erblaßten und die Hähne den Morgengesang anstimmten, ward es auf dem Gutshofe von Rolandshagen wieder lebendig. Verschlafenen Schrittes ging der Wirtschaftslehrling mit einer Laterne zum Kornboden, um den Knechten, die mit schweren Stiefeln die Treppe auf und ab polterten, den Hafer abzumessen. Aber auch im Hause

rührte es sich schon, und bald schwankten mit wiegendem Schritt und mit klappernden Eimern die Mädchen zum Viehhause wegen der Morgenmilch, und dazwischen quiekte das Gestänge mangelhaft geschmierter Pumpen, aus denen Vieh und Menschen mit Wasser versorgt wurden. Danach ward das Getrappel der auf die Arbeit ziehenden Pferde und das Rollen von Wagen vernehmlich, und da nun die nahende Sonne den schwimmenden Herbstnebel zu röten begann, so ward auch das kleine Vieh mit Gackern, Schnattern und Gurren lebendig, um seinen gewohnten Beschäftigungen nachzugehen; und als das glänzende Gestirn endlich rot hervorgetaucht war und sieghaft den Nebel zerstreut hatte, da fand es auf dem ganzen Gute niemanden mehr zu wecken, als den behaglichen Langschläfer aus der Stadt, den noch allerlei wunderliche Zukunftsträume umgaukelten. Als dieser dann endlich nach acht Uhr hinunterkam, fand er nur die drei Töchter dort, denn Brüning war bereits auf das Feld geritten, um sich nach seiner längeren Abwesenheit die Arbeiten und Fortschritte anzusehen.

Wieder weilten die Augen des Doktors mit Behagen auf Marthas voller und doch elastischer Gestalt, die durch ein einfaches, hellgraues Kleid und eine tüchtige, weiße Schürze sehr vorteilhaft hervorgehoben wurde, und als er sah, daß sie den Hut aufsetzte, um nach der Meierei zu gehen, bat er, sie begleiten zu dürfen; denn mit einemmal war wieder in seiner Seele eine höchst merkwürdige Teilnahme für die verschiedensten Zweige der Landwirtschaft erwacht. Er

ließ sich dort alles zeigen, betrachtete es sorgfältig und fand, daß es gut war, sowohl der kühle Milchkeller, in dem alles von Frische und Sauberkeit strahlte, der blank gescheuerte Steinfußboden, die schimmernden Wände und die unzähligen flachen, mit Milch gefüllten Satten, in denen sich der Rahm absetzte, als auch die schneeweiß gescheuerten Eimer und sonstigen Holzgegenstände, an denen die Eisenteile wie Silber glänzten. Es ward gerade gebuttert, und hier ließ er sich genau die Neuerungen an der Maschine erklären und nahm sogar an der Butterliese, einem alten erblindeten und pensionierten Pferde, das nur noch benutzt wurde, den Göpel zu treiben, tiefen Anteil.

In dem Raume, wo die Butter fertig gemacht wurde, war die Meierin, ein hübsches, kräftiges Mädchen, mit Kneten beschäftigt, eine Arbeit, die sehr wichtig ist und Geschicklichkeit, Ausdauer und Kraft verlangt. Martha streifte das Kleid an den weißen und schönen Armen bis über die Ellenbogen in die Höhe, nahm an derselben Arbeit teil, und Dannenberg sah nun mit Bewunderung, wie ihr dieses Geschäft von der Hand ging, wie sich der anfangs krümliche, zarte, weißgelbe Stoff unter ihren Fingern ballte und die feinen Perlen überflüssigen Wassers aus ihm hervorschwitzten, wie sie den erhaltenen Klumpen mächtig warf und emsig knetete, bis jene schöne, ebene Gleichmäßigkeit erzielt war, die der Zweck dieser Bearbeitung ist. Er, der sich so lange Zeit ohne große Abwechslung in einem künstlichen Stadtleben, fern von den Quellen der Natur, bewegt

hatte, ward ganz ergriffen von dem Zauber der Frische und Ursprünglichkeit, der allen solchen Urbeschäftigungen der Menschheit innewohnt, zumal da er sie ausüben sah von einem schönen und blühenden Mädchen, das anfing, ihm nicht gleichgültig zu sein. Zugleich hatte er Gelegenheit, die klare Bestimmtheit zu bewundern, mit der Martha ihre Anordnungen traf und den Mägden, die dort beschäftigt waren, ihre Befehle erteilte. Diese aber warfen heimlich Seitenblicke auf den stattlichen Fremden und ihre junge Herrin, und wenn sie nachher außer Beobachtungsweite waren, ergingen sie sich in geheimnisvollen Bemerkungen, die sie so heiter stimmten, daß ihr lustiges Gelächter weithin schallte.

Nach einer Weile begleitete Martha den fremden Gast in das Viehhaus, das einige neunzig stattliche Kühe und eine Anzahl von Mastkälbern enthielt. Das war aber nicht mehr der veraltete, dunkle und niedrige Stall von früher, als man noch keine Stallfütterung, sondern nur Weidegang kannte, nein, die Kühe befanden sich in einem hohen, saalartigen Raume, dessen Decke nur von einzelnen starken Holzsäulen getragen ward, und durch große Fenster kam eine genügende Helligkeit. Die breiten Krippen hingen an eisernen Stangen von der Decke herab, wo sie auf Rädern liefen und in der Längsrichtung des Gebäudes verschiebbar waren. Auch konnte man sie mit Schrauben und Handrädern höher und tiefer stellen, je mehr sich durch das häufig frisch geschüttete Stroh der Fußboden erhöhte. An jede dieser beweglichen Krippen waren

zwei Reihen Kühe nur lose mit Ketten angebunden und erfreuten sich, gemächlich kauend, an dem aufgeschütteten, köstlichen Grünfutter, so daß ein behaglich mahlendes Knirschen von über neunzig Mäulern den ganzen Raum erfüllte. Martha kannte sie alle beim Namen und zeigte dem Gaste ihre Lieblinge, die sich durch besondere Schönheit und den höchsten Milchertrag auszeichneten. Kapitän, Nachtigall, Heister (Elster), die natürlich schwarz und weiß war, Bismarck, Putschenelle und Hüppup'nbülten wurden am meisten gerühmt. Auch Kamerun, eine ganz schwarze Kuh, fast ohne Abzeichen, ward lobend erwähnt und aufmunternd gestreichelt. Dann kamen die Mastkälber an die Reihe. Sie standen in kleinen, ganz engen Verschlägen, in die man von oben hineinblicken konnte, wo sie sich fast keine Bewegung machen und sich nur eben hinlegen konnten. Dannenberg kannte diese Methode noch nicht und fand solche Art von Einsperrung für Geschöpfe von natürlicher Munterkeit ein wenig grausam. Martha, die von dergleichen Sentimentalität vollständig frei war, sah ihn ganz verwundert an und sagte: „Aber, Herr Doktor, die Tiere wissen es ja gar nicht besser und werden gerade noch mal so schnell fett, als wenn sie frei herumspringen. Die sind ganz vergnügt und kriegen so viel zu saufen als sie mögen. Seh'n Sie die nur mal an, ob sie traurig aussehen!"

Und wirklich, sie trugen auf ihren Angesichtern den Ausdruck wohlgenährter Behaglichkeit zur Schau, und ihre Augen strahlten von innerster Zufriedenheit.

Martha wurde auf einen Augenblick abgerufen, und der in der Nähe stehende Futterknecht übernahm einstweilen die Führung. Er brachte Dannenberg zu zwei Kälbern von besonders glänzender und rundlicher Schönheit: „Dei seihn Sei sick man mal an, Herr," sagte er; „das sünd Staatskalwer; dei sünd mit idel säut Melk upbörmt."

Der Doktor meinte, da würden sie im Verkauf auch wohl bedeutend höhere Preise erzielen. Da grinste der Brave und erwiderte: „Ja, dei, wat Sei woll glöben! Dei warden gor nich verköfft, dei frett uns' Herr sülwst!"

Der Doktor mußte laut auflachen über diese drollige Auskunft und teilte Martha, die soeben wieder herzutrat, den Grund seiner Heiterkeit mit. Sie stimmte fröhlich in sein Gelächter ein und sagte dann: „Ja, recht hat er; für guten Kalbsbraten hat Papa eine Schwäche, und er sorgt immer dafür, daß ein neuer heranwächst."

Mittlerweile war die Zeit für das Frühstück herangekommen, zu dem sich Brüning wieder eingestellt hatte, und nun nahm dieser seinen Freund für den übrigen Teil des Tages in Anspruch, um ihm das Gut zu zeigen, besonders sein Steckenpferd, die neu angepflanzten Waldungen, Feldgehölze und vor allem die lebendigen Hecken an allen Wegen und zwischen den einzelnen Schlägen, die sämtlich erst in der Zeit entstanden waren, da ihm das Gut gehörte. „Sieh mal, früher," sagte er, „vor langer Zeit, da war ganz Norddeutschland von solchen Hecken

durchzogen. Jetzt findet man sie fast nur noch im westlichen Mecklenburg, im Lauenburgischen und in Schleswig-Holstein, wo man sie Knicke nennt. Unsre Vorfahren wußten ganz genau, was sie thaten, und waren überhaupt nicht so dumm, wie manche Leute heutzutage, die sich klug dünken. Denn diese Hecken mit den kleinen Wällen, auf denen sie stehen, sind Windbrecher und Wärmefänger und geben Schutz vor unserm bösesten Feinde, dem scheußlichen kalten und trockenen Nordost. Aber da kamen die klugen Leute und rechneten, so und so viel Morgen könnten sie für den Kornbau gewinnen, wenn sie den Boden urbar machten, wo die nach ihrem Urteile nutzlosen Hecken ständen. Das thaten sie denn auch, und einer hat's dem andern nachgemacht, so daß der mörderische Wind stellenweise viele Meilen weit über die kahle und völlig unbeschützte Fläche dahinbrausen kann. Meine Nachbarn haben sehr gelacht und gespottet, als ich anfing, mit großer Mühe und vielen Kosten überall wieder Hecken anzupflanzen; aber jetzt machen sie schon sehr nachdenkliche Gesichter bei der Sache und lachen nicht mehr. Denn in dem trockenen, kalten und sonnigen März vor drei Jahren, als ewig dieser böse Wind wehte, da sind ihnen ganze Schläge ausgewintert, während ich auf meinen geschützten Feldern kaum nennenswerte Verluste hatte. Und, sieh mal, so viel Poet bin ich auch, um mich über einige andre Dinge zu freuen; denn du kannst dir denken, wie hübsch es aussieht, wenn im Frühjahr in den Hecken der Weißdorn blüht, oder im Juni die wilden Rosen,

oder, wie jetzt, aus dem gelben Laube die roten Hagebutten und das andre Beerenzeug hervorleuchten. Und von der Singerei im Frühling kannst du dir kaum eine Vorstellung machen; denn da wimmelt es hier von Heckenbraunellen, Hänflingen, Grasmücken und Ammern, die alle höchst willkommene Nistgelegenheiten finden und außerdem lauter nützliche Tierchen sind, die sich von schädlichen Insekten und Unkrautsamen ernähren."

Unter dergleichen weisen Gesprächen und Belehrungen verging bei der Besichtigung aller dieser verschiedenen Anlagen der Tag, und erst als Dannenberg am Abend spät allein auf seinem Zimmer war, gewann er die Zeit, ganz den freundlichen Gedanken nachzuhängen, die den Tag über alle Augenblicke, wie Sonnenblicke aus wolkigem Himmel, in ihm aufgetaucht waren. Er versenkte sich wieder in den Anblick der einen Rose, die, nun voll aufgeblüht, schon die äußeren Blätter zurückbog und sich in jener Vollendung zeigte, die den Anfang vom Ende bedeutet. Er wagte nicht sie zu berühren, aus Furcht, die Blüte zu zerstören, und sank dann bald aus den bewußten Träumen des Wachens in die unbewußten des Schlafes.

⁂

IV. Die Andere.

Herr Brüning mußte am andern Tage in einer geschäftlichen Angelegenheit nach Rostock, und Dannenberg blieb für den ganzen Tag auf die Gesellschaft der drei Schwestern angewiesen, womit er schon zufrieden war. Doch hatte jede dieser ihre häuslichen Geschäfte, und so kam denn bald ein Augenblick, wo er in dem behaglichen Wohnzimmer allein war. Draußen ging ein feiner Staubregen hernieder, so daß ein Ausflug in Feld und Wald nichts Verlockendes hatte, und so beschloß er denn, sich einmal in der Bibliothek seines Freundes umzusehen. Als er in dessen Zimmer eintrat, fand er dort ein Tohuwabohu, denn Martha benutzte die Abwesenheit des Vaters, um eine gründliche Herbstreinigung vorzunehmen, und war unter Beihilfe des Stubenmädchens gerade mit dem Abstäuben der Bücher beschäftigt. Wieder erfreute ihn die flinke Tüchtigkeit und die fröhliche Arbeitslust, mit der das schöne, frische Mädchen auch dieses Geschäft betrieb. Mit dem einen Büchergestell waren sie bereits fertig, und als nun Dannenberg dort heranging, um aus dem Vorrate Passendes auszuwählen, da fuhr ihm mit einemmal ein Schreck in die Glieder, denn er sah etwas, das seinem bibliothekarischen Herzen tiefen Schmerz bereitete; denn nicht allein, daß die Bücher einfach nach der Größe wieder eingeordnet waren, fehlte auch bei den mehrbändigen Werken jede richtige Reihenfolge, ja einzelne Bände waren in fremde Gesellschaft geraten und schienen

in tiefe Trauer versunken über die Trennung von ihren Angehörigen, während andre wieder, die Sohlen gen Himmel gerichtet, voll stillen Grames auf dem Kopfe standen. Dannenberg fühlte, daß in seinem Innern etwas zerriß, allein er wollte doch noch einen Versuch machen und stellte Martha mit leichtem Scherz über ihre Unthaten zur Rede. Diese aber sah mit einem Blicke voll feindlichen Hasses auf das Gestell hin und sagte: „Ach, die alten dummen Bücher! Sie kosten eine Masse Geld, und man hat nichts als Arbeit und Aerger davon. Es ist nur, daß sie dastehen und Staub fangen. Der einzige, der noch manchmal kommt und sich einen Band leiht, ist unser Schulmeister, — na, und daß der schon halb tickerig ist, weiß ja jeder."

Dabei zeigte sie mit dem Finger auf ihre weiße Stirn und lachte spöttisch.

Dannenberg war zerknirscht; er zog aufs Geratewohl ein Buch heraus, und während er sich dann die Treppe hinauf zu seinem Zimmer begab, summten alle die freundlichen Träume davon, die sich in seinem Kopfe schon so behaglich eingenistet hatten: die schöne Villa in Steglitz, die hübsche, sorgliche Hausfrau, der prächtige Garten, die lustigen Kinder, der Rasenplatz mit den Butterblumen, und alles.

Als er dann in seinem Zimmer auf dem Sofa saß, fiel ihm wieder das Glas mit den Rosen in die Augen, und unwillkürlich holte er es zu sich heran. Jedoch die kleine Erschütterung, die dadurch bewirkt wurde, war für die eine überblühte Rose schon zu viel,

und mit einemmal lagen sämtliche Blätter auf dem Tischtuche, als ein zartes, rosiges Häufchen. Dannenberg lächelte ein bißchen wehmütig über dies symbolische Ereignis und richtete seine Augen auf die folgende Rose, die nun voll aufgeblüht war und die vergangene an Schönheit fast übertraf. Es war merkwürdig, wie schnell jeder Gedanke an die wirtschaftliche Martha in seinem Innern vertilgt war durch das eine kleine Ereignis, wobei er plötzlich die Kluft gähnen sah, die sich zwischen ihm und ihr aufthat. Es war eine jener flüchtigen Zuneigungen des menschlichen Herzens, die gleichsam auf eine Schiefertafel geschrieben sind, so daß ein Strich mit dem Schwamm genügt, sie hinwegzulöschen; und als der Doktor mit den drei Mädchen zu Mittag aß, da war die Ruhe seines Gemütes schon so weit wieder hergestellt, daß er bereits fröhlich zu scherzen vermochte.

Einige Zeit nach Tische gelangte er durch Zufall in das kleine, grüne, nach dem Garten hinaus gelegene Eckzimmer, wo er sich schon öfter lesend aufgehalten hatte, weil es so still und abgelegen war. Dort fand er die zweite Tochter, Marie, vor, in ein Buch vertieft, und mit dem Falkenblicke des Autors bemerkte er sofort, daß dieses Buch die „Gedichte von Konrad Dannenberg“ waren. Ein zweiter Blick sagte ihm, daß die Schöne trotz der nachmittäglichen Stunde nicht dabei eingeschlafen war, sondern daß sie sich mit von Teilnahme geröteten Wangen wirklich in das Buch vertieft hatte. Da dies nun mehr ist, als ein gelegentlicher lyrischer Dichter in Deutschland

heutzutage billigerweise verlangen kann, so that es seinem Herzen gut, und ein freundliches Wohlwollen gegen das junge Mädchen regte sich in ihm. Schon wollte er sich mit einer leichten Entschuldigung wieder entfernen, um die Leserin nicht zu stören, da blickte Marie zu ihm auf und sagte:

„Ich wußte gar nicht, Herr Doktor, daß Sie ein Dichter sind, — da hat mir Papa gestern Ihr Buch gegeben. Ich muß nun gestehen, daß ich ganz verwundert bin; denn seit Sie sich am ersten Abend mit so großer Teilnahme und Kenntnis über Kochkunst und Essen und Trinken unterhielten, glaubte ich nicht, daß Sie überhaupt an idealen Dingen Anteil nehmen könnten."

Dannenberg setzte sich, schaute behaglich vor sich hin und sagte: „Ja, mein Fräulein, was sind ideale Dinge? Zu essen sind sie jedenfalls nicht, wie Sie anzunehmen scheinen. Zunächst muß ich vorausschicken, daß ich einen vielleicht ungerechtfertigten Haß gegen die Bezeichnungen ideal und Idealismus hege. Ich bin der Meinung, diese Ausdrücke haben die Philister erfunden, um damit eine Art von hohler, optimistischer Rhetorik zu bezeichnen, die ihnen imponiert, und die sie wegen ihrer tönenden Gemeinplätze für Poesie halten. Diese Art Idealismus fängt genau dort an, wo die Kenntnis der Wirklichkeit aufhört, und solche Art von Poesie ist sehr bequem auszuüben, weil sie nur ein wenig formale Begabung und eine möglichst große Unkenntnis der Welt erfordert. Alle wirkliche Kunst aber ist realer Natur

und gleicht einem Baume, der seine Wurzeln tief in die wohlgegründete Erde streckt und aus ihr die Kraft saugt, seine Krone weit auszubreiten und schimmernde Blüten und schwellende Früchte zu zeitigen. Und wenn ihr das gelingt, das heißt, wenn sie es vermag, die Dinge dieser Welt, die Gedanken, Meinungen und Handlungen wirklicher Menschen in ihrem Kerne darzustellen, befreit von allen Zufälligkeiten, so kann man sagen, daß das Ideal erreicht ist. Aber der Mechanismus dieser Welt und des menschlichen Herzens ist sehr verwickelt und wenigen gelingt es, dies Getriebe zu überschauen, — weshalb es wohl viele Poesiebeflissene, aber nur wenige Dichter gibt. Doch entschuldigen Sie diese Abschweifung; ich wollte Ihnen eigentlich antworten auf das, was Sie vom Essen und Trinken sagten. Der wahre Dichter, dessen ideales Bild dem braven deutschen Philister tief ins Herze gegraben ist, legt allerdings auf Essen und Trinken keinen Wert. Er lebt in einer Dachstube, trägt etwas zu langes Haar, vernachlässigt seine Kleidung und ist bei Bouletten und Bratkartoffeln und einem Glase Dünnbier froh wie ein König, denn in seinem Haupte hegt er ja das Ideal, und er weiß, daß er nach seinem Tode ein schönes Denkmal bekommt, oder auch nicht.

Im Grunde liegt die Sache nun wohl nicht ganz so; denn der Dichter ist doch eben ein Mensch, wie andre auch, und unterscheidet sich nur dadurch von der großen Menge, daß es ihm gegeben ward, die Dinge dieser Welt mit neuen Augen anzusehen;

denn nicht, was man sieht, sondern wie man sieht, darauf kommt es an. Und da sollte es ihm entgehen, welcher Schatz von Poesie im Essen und Trinken liegt, den allernotwendigsten Beschäftigungen der ganzen Menschheit? Dem wahren Dichter soll nichts Menschliches fremd sein und nichts zu gering, daß er nicht versuche, es mit liebendem Blick zu durchdringen, um seine Eigenart oder Schönheit zu Tage zu fördern. Ich spreche nicht von mir, Fräulein Marie; ich bin ein kleines Poetlein und laufe so mit im großen Haufen; ich spreche von meinem Ideale. Und da muß ich sagen, eine gewisse Ausbildung des Geschmackssinnes gehört zur Bildung. Barbarisch nenne ich jenen, und sei er der gelehrteste Professor, der stumpfsinnig in einer sich widerwillig abgerungenen Arbeitspause sein Essen in sich hineinschlingt, ohne zu wissen, was er verzehrt, und eine leise Verachtung hege ich vor jenen, die es als eine Tugend hinstellen, daß sie für Tafelgenüsse keinerlei Sinn haben, während sie sich doch eigentlich dieses Mangels ein wenig schämen sollten. Verächtlich sind mir aber auch die Gegenbilder: der gewöhnliche Fresser, dem es auf die Masse ankommt, und der protzenhafte Schlemmer, dem nur die Kosten Genuß bereiten. Und schließlich mache ich Sie darauf aufmerksam, daß man niemals von einem Kochhandwerk, sondern von einer Kochkunst spricht, daß also unsre sinnreiche Sprache auch hier fein und richtig unterscheidet, und außerdem steht fest, daß niemand den Gipfel dieser Kunst erreicht, der nicht zugleich ein

Stück Poet ist, denn kochen im höchsten Sinne heißt dichten!"

Hier ward Dannenberg von Marie Brüning durch ein lustiges Gelächter unterbrochen. Dann sprach sie: „Wahrhaftig, Sie verstehen es, eine Sache zu verteidigen. Man bekommt ja ordentlich Ehrfurcht vor einem solchen Dichter-Koch oder Koch-Dichter. Ich stelle ihn mir vor in seiner hohen, geräumigen, mit dem herrlichsten Geschirr angefüllten Küchenhalle, wie er, umgeben von andächtigen Schülern, vor dem Herde gleichwie vor einem Altare waltet und, angethan mit einem schneeweißen Talar und einen Lorbeerkranz auf dem Haupte, weihevoll eine Schnepfenpastete dichtet."

„Sehr gut," sagte Dannenberg belustigt, „ich sehe, wir verstehen uns." Es gefiel ihm ausnehmend, daß das junge Mädchen es vermochte, sogleich auf den humoristischen Ton einzugehen, den er angeschlagen hatte. Als sie sich dann im weiteren Verlaufe des Gespräches von seinen Dichtungen unterhielten, bemerkte er mit Wohlgefallen — denn welcher Poet wäre dagegen unempfindlich? — daß sie diese mit Sorgfalt gelesen hatte; auch schienen ihm die Fragen, die sie stellte, wo ihr etwas dunkel geblieben war, sehr verständig. Er fing an, sie für eine recht angenehme junge Dame zu halten. Es reizte ihn dann, zu erfahren, wie sie über seine beiden Lieblinge unter den lebenden Dichtern dächte, über Gottfried Keller und Theodor Storm, zwei Poeten, deren einer an der äußersten Südgrenze, der andre an der äußersten

Nordgrenze deutschen Sprachtums seine Heimat hat. Da stellte sich allerdings heraus, daß sie von dem ersten nichts wußte, kaum seinen Namen; der zweite aber war ihr wohlbekannt, allerdings auch nur durch die weitverbreitete Erzählung „Immensee“, und dies führte auf die Besichtigung ihrer niedlichen kleinen Bibliothek, die auf einem zierlichen Hängebrette an der Wand desselben Zimmers untergebracht war. Es war die richtige Backfischbibliothek, und zwar so normal, daß sie dem Bücherkenner Dannenberg unwillkürlich ein Lächeln entlockte. Da waren, als am stattlichsten in der äußeren Erscheinung, Stifters „Studien“, da war „Waldmeisters Brautfahrt“ von Roquette, Kinkels „Otto der Schütz“ und Fouqués „Undine“. Dort befand sich „Frau Holde“ von Baumbach, Leanders „Träumereien an französischen Kaminen“ und Andersens „Bilderbuch ohne Bilder“. Natürlich fehlten nicht „Die Irrlichter“ von der Peterssen, „Das Wort der Frau“ von Heyden, „Was sich der Wald erzählt“ von Putlitz, und was dergleichen poetische Nippsachen mehr sind. Das war nun zwar nicht viel, aber doch etwas; es war wenigstens ein litterarisches Interesse vorhanden, und das that Dannenberg nach seiner trübseligen Erfahrung von demselben Morgen doppelt wohl. Zudem war Marie eine sehr angenehme Erscheinung. Sie war nicht von der derben, blühenden Schönheit ihrer älteren Schwester, sondern alles an ihr war zarter und sanfter, und ein gewisser verschleiert träumerischer Ausdruck stand den dunkelgrauen Augen sehr

gut. So kam es denn, daß Dannenberg, als er an demselben Abend auf seinem Zimmer saß und sinnend die zweite Rose betrachtete, die sich nun voll erschlossen hatte, wiederum in höchst merkwürdige Träumereien verfiel. Es mußte doch köstlich sein, ein sanftes, weibliches Wesen um sich zu haben, das Anteil nimmt an allem, was Geist und Gemüt des Mannes bewegt. Wie schön, mit ihr gemeinsam zu genießen, was Poeten, Musiker und Künstler Herrliches geschaffen haben; wie schön, sie einzuführen in diese Wunderwelt und das Alte, längst Bekannte in dem träumerischen Spiegel ihrer Augen neu zu genießen! Wie schön, — ja, Herr Doktor Konrad Dannenberg war ein sonderbarer und gründlicher Träumer.



V. Die Dritte.

Der nächste Tag war ein Sonntag; es hatte sich abgeregnet und der morgendliche Nebel war von dem klarsten Herbstsonnenschein zerstreut worden, so daß bei stiller Luft und blauem Himmel draußen einer jener milden Oktobertage glänzte, die das Herz berühren, als sei die Welt in träumerische Erinnerung verloren an die erste junge Frühlingszeit. Der Gutsbesitzer war in der Nacht von seiner Ausfahrt zurückgekehrt und stattete beim Frühstück sehr aufgeräumt Bericht ab über seine Erlebnisse in der Stadt

und über die Erledigung mannigfacher Aufträge, die seine Töchter dem Kutscher und ihm erteilt hatten.

„Euch, Dirns," sagte er, „habe ich auch das Gewünschte mitgebracht; für Martha die neuen Butterformen und den Stoff zu Küchenschürzen, für Mike die Bücher aus der Leihbibliothek, — hör' mal, Frauenzimmer, es ist wieder ein ganzer Packen; du liest mir zu viel solches Zeug, — und für mein Lening was zum Naschen, Magenmorsellen aus der Apotheke, — ich weiß, die mag der Süßschnabel. Und dann hab' ich noch was mitgebracht, nämlich dem Pastor seinen Kandidaten, der nun ja in Rostock vor dem Examen liegt und sich mal wieder des Sonntags bei Mutter verpusten will."

Hier bückte sich Lene, denn ihre Serviette war hingefallen; und als sie sich wieder erhob, war sie von der Anstrengung ganz rot im Gesicht, — oder kam es davon, daß der Vater sie vor dem fremden Gaste einen Süßschnabel genannt hatte?

Nach dem Frühstück begab sich Dannenberg in das kleine grüne Zimmer; und obwohl er es sich nicht recht gestehen wollte, hatte er doch die stille Hoffnung, dort wieder mit Marie zusammenzutreffen. Er fand auf dem Tische den stattlichen Haufen Bücher aus der Leihbibliothek, die Brüning mitgebracht hatte, und nun plagte ihn die Neugier, zu sehen, welche Lektüre das junge Mädchen bevorzuge. Das Aussehen dieser Schmöker, die er zunächst prüfte, gefiel ihm allerdings wenig. Sie waren alle etwas fettig und klebrig und trugen auf dem Rücken einen

schmutzigen, gelben Zettel, der eine mit Tinte geschmierte Zahl zeigte. Auch im Innern sahen sie nichts weniger als appetitlich aus; die Blattecke unten rechts hatte bei allen Büchern durch das viele Umblättern von unzähligen, nicht immer sauberen Fingern eine schmutzig gelbe Färbung angenommen, und bei näherer Durchsicht gewährten allerlei Flecke von Kaffee, Oel, Tinte, Bratensauce und andern nicht mehr festzustellenden Flüssigkeiten dem Auge eine reiche Abwechselung. Auch strömten alle diese Bände jenen muffigen, undefinierbaren Duft aus, der allen Leihbibliotheken gemeinsam ist, gleichwie auch alle Apotheken in der ganzen Welt denselben Geruch von sich geben. Die Nase des Bibliothekars kräuste sich ein wenig, als er diese Wahrnehmungen machte; doch noch ganz anders wurde ihm zu Mut, als er die Titel betrachtete und dadurch bei seiner großen Litteraturkenntnis einen Begriff von dem Inhalte dieser Bücher erhielt. Das waren also die Geisteswerke, denen Fräulein Marie Brüning ihre Teilnahme zuwendete! Es waren lauter Hervorbringungen jener fleißigen Handarbeiter männlichen oder weiblichen Geschlechtes, die Tag für Tag am Webstuhle der Litteratur sitzen und Romane von bestellter Länge „auf Stück" arbeiten, in solcher Weise, wie es gerade die Tagesmode verlangt. Ein elendes Geschlecht hungriger Pfuscher, — man könnte es fast bemitleiden, wenn sein Thun nicht so widrig wäre. Wie abgestumpft mußte der Geschmack derer sein, die an solchen breiten Bettelsuppen Gefallen fanden! Ein ab-

gegriffener Katalog der Leihbibliothek lag bei den Büchern, und in diesem waren alle Werke bezeichnet, die bereits gelesen waren oder zu lesen gewünscht wurden. Es war immer dieselbe Gattung, und nur höchst selten lief ein Buch von besserer Art mit unter. Dannenberg huddelte sich ein wenig, als er sich von diesen Thatsachen hinreichend überzeugt hatte, und begab sich still hinweg in den herbstlichen Garten, alle schönen Träume, die ihn am Abend vorher so schmeichlerisch umsponnen hatten, hinter sich lassend. Merkwürdig, die Beschäftigung mit Büchern war sein Beruf, und mit Büchern hatte er hier nun schon zum zweitenmal Unglück gehabt.

Nach dem Mittagessen sagte Brüning zu Dannenberg: „Lieber Freund, ich kenne nun schon deine wunderliche Passion, nach Tische, wo jeder verständige Mensch, also auch ich, ein Schläfchen macht, spazieren zu gehen. Heute könntest du mir einmal einen Gefallen thun und das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Mein Jäger hat heute Urlaub, und deshalb ist der Dohnensteig noch nicht begangen. Wie wäre es nun, wenn du ihn dir jetzt einmal ansähest, die gefangenen Vögel auslöstest und die Dohnen wieder in Ordnung brächtest? Ich weiß, früher machte dir das Vergnügen; das ist nun allerdings schon über zwanzig Jahre her. Ich geb' dir Lene mit; die Dirn weiß Bescheid und kann die Quitschbeeren tragen. Du nimmst meine große Jagdtasche, und ich denke, du wirst dich an dem, was sich seit gestern gefangen hat, nicht gerade tot schleppen."

Dieser Vorschlag sagte Dannenberg zu; Lene ward gerufen, zog zwar ein wenig mit den Schultern, als ob sie keine rechte Lust hätte zu dem Geschäfte, nahm aber doch das Körbchen mit Ebereschenbeeren über den Arm und fügte sich in ihr Schicksal.

Der Herbsttag draußen war so träumerisch still, sonnig und warm, wie ihn der Oktober nur bietet, wenn er in der besten Laune ist. Sie gingen durch den Garten, wo Sonnenblumen und Astern blühten und ein herbstlicher Duft von welkem Laub und Reseda wehte. Farbige Herbstschmetterlinge gaukelten über die Beete, setzten sich an die dunklen Stämme, ihre schimmernden Flügel zu glätten, und alles rings, alles, was noch blühte oder Blätter hatte, schien einzig darin versunken, so viel von dem milden Sonnenschein zu trinken, als nur möglich war. Sie gingen durch das Pförtchen hinaus, den Fußsteig entlang, der durch die Felder führte, und als sie auf die Höhe kamen, sahen sie rings die Waldungen und Gehölze liegen, teils in der finsteren Tracht der Nadelhölzer, teils in dem farbigen Glanze des Herbstes; vom dunklen Purpurbraun bis zum hellsten Gelb, während dazwischen das freudige Grün der jungen Saaten als eine Verheißung fröhlicher Zukunft leuchtete.

Der Fußweg war schmal, so daß nicht zwei Personen nebeneinander gehen konnten; und als nun Lene schlank und ebenmäßig vor ihm herschritt, betrachtete Dannenberg mit Wohlgefallen ihre feine und

doch kräftige Gestalt und sah mit Vergnügen, wie zierlich und schön sie auf den Füßen ging. Wenn sie bei dem spärlich fließenden Gespräch den Kopf ein wenig wendete, um ihm zu antworten, so erfreute er sich an den schönen Linien ihres Profils, an der reinen Stirn, dem feinen Näschen, den zart schwellenden Lippen und dem rundlichen Kinn. Sie trug das Haar, wie er es gern hatte: einfach zurückgenommen und hinten in einen Knoten gewunden, wie man es an griechischen Bildwerken sieht. Wo hatte er eigentlich bis dahin seine Augen gehabt, daß er diese unvergleichliche kleine Schönheit gar nicht beachtet hatte? Freilich, sie war etwas still und einsilbig; doch das war auf ihre Jugend zu schieben und am Ende zehnmal besser, als wenn sie albernes Zeug geschwatzt hätte.

Bald war ein dichter Bestand von jungen Fichten erreicht, und hier nahm der Dohnensteig seinen Anfang. Ein grünes, dämmeriges Licht herrschte in dem schnurgeraden, langen Gange, der sich nun vor den beiden aufthat, und eine feierliche Stille, die nur zuweilen durch das feine Zwitschern streichender Meisen und Baumläufer oder das warnende Schnicken eines Rotkehlchens unterbrochen wurde. Drosseln schienen nicht in der Gegend zu sein, sonst hätte man wohl ihre Lockstimmen gehört. Aber dagewesen waren sie, denn plötzlich lief Lene schnell voraus und stand bei einer Dohne, darin sich einer der geschätzten Vögel gefangen hatte und wie ein armer kleiner Sünder am Galgen hing. Das Mädchen löste ihn

mit den zierlichen Fingern geschickt aus und stellte dann die Pferdehaarschlingen wieder sachgemäß ein, so daß sie sich ein wenig überschnitten. Dann hob sie dem Vogel einen Flügel empor, zeigte auf das Rot an der Unterseite und sagte: „Das ist eine Weindrossel; die sind zwar nur klein, aber die besten, wie Papa sagt.“ Es mußte wohl am Vormittage ein großer Zug dieser Vögel durchgewandert sein, denn sie fanden ausschließlich solche; sie hatten sich in ziemlicher Menge gefangen, ja einmal kam sogar der seltene Fall vor, daß in einer Dohne zwei Vögel hingen, in jeder Schlinge einer. Als sich die beiden Leute nun gegenüber standen und jeder eines der Tierchen auslöste, wobei sich ihre Hände mehrfach begegneten, sah Dannenberg wieder auf das liebliche Gesicht vor ihm, das von einer rosigen Farbe der Gesundheit blühend durchleuchtet und so rein und frisch war, wie eine unberührte Frucht; nur über den schmalen Nasenrücken ging, kaum sichtbar, ein kleiner Sattel von blassen Sommersprossen hin. Er fand auch dies entzückend. Die Züge dieses anmutigen Gesichtes waren noch kindlich zu nennen; nur in den Augen lag ein träumerischer Glanz, als wüßten sie schon von süßen Dingen.

Der Dohnensteig zog sich nun aus den Fichten heraus in einen gemischten Bestand, der in der vollen Pracht des Herbstes schimmerte. Dort standen Birken in blassem Golde und junge Buchen in allen Tönen leuchtenden Brauns, und dazwischen wieder dunkle Edeltannen mit weißlichen Stämmen. Hier ging der

Steig nicht mehr geradeaus, sondern wand sich, je nach der Gelegenheit, durch das Gehölz hin, und dies vermehrte die Spannung, da man nicht mehr schon von weitem sehen konnte, ob sich was gefangen hatte. Es entwickelte sich ein lustiger Wetteifer, die gefangenen Vögel zuerst zu erspähen, und bei dem stürmischen Gange röteten sich die Wangen des Mädchens, und ihre Augen blitzten vor Lust. Endlich hörte der Dohnensteig auf, nachdem die Ausbeute neunundbreißig Vögel, lauter Weindrosseln, betragen hatte. Sie traten dann hinaus auf einen zirkelrunden Platz im Walde, in dessen Mitte eine einzelne, herrlich gewachsene alte Eiche stand. Rings an die Grenze des Gehölzes hatte Brüning eine dreifache Reihe schöner, gleichmäßiger Fichten pflanzen lassen, die die Wand dieses, von der mächtigen Eichenkuppel überwölbten Saales bildete. An dem Stamme des riesigen Baumes gingen eine Anzahl mehr als armdicker Epheuranken empor, die sich oben an die mächtigen Aeste, deren jeder für sich schon ein tüchtiger Baum war, verteilten und sie bis in die höchsten Zweige über und über berankt hatten. Ganz feierlich gestimmt durch den Anblick dieses schönen Platzes und des herrlichen Baumes, der ihn überwölbte, sah Dannenberg eine Weile zu der majestätischen Krone empor. Da ward er aufmerksam auf ein tiefes, sonores Summen und Brummen, das gleichmäßig die Luft erfüllte und aus den Zweigen des Baumes zu dringen schien. Er trat näher und sah nun, daß der Epheu, der alle die mächtigen Aeste

mit buschigen Zweigen umgrünt hielt, über und über in Blüte stand, und daß die hellgrünlichen Blumenbüschel, die sich dem Sonnenscheine darboten, ein unendliches Insektenvolk umsummte. Da gab es Fliegen von allen Arten, schwarze und metallisch glänzende, in Grün und Gold und Rot, und Tausende von Honigbienen, die in eiliger Hast von einem Büschel zum andern flogen, um diese letzte süße Gabe des Herbstes auszunutzen. Vor allem aber machte sich eine Unzahl von stattlichen Hornissen bemerklich, mit ihren schön getigerten Leibern, und diese Insekten waren es auch, die durch das sonore Brummen ihrer glasklaren Flügel den Grundton zu dieser merkwürdigen Waldmusik angaben. Die ganze Eiche war zur Zeit ein ungeheures Wirtshaus, wo süßer Blumensaft verschenkt ward, und alle kleinen geflügelten Schlecker der ganzen Umgegend schienen sich dort versammelt zu haben. Dannenberg machte Lene auf das merkwürdige Schauspiel aufmerksam, allein diese schaute nur mit geringer Teilnahme darauf hin. Dagegen deutete sie auf eine weite, halbrunde Nische in dem Fichtenkreise, woselbst sich eine nach vorn offene Rohrhütte mit einem großen Tisch und einer Anzahl von Stühlen befand. „Hier werden, wenn schönes Wetter ist, unsre Geburtstage gefeiert,“ sagte sie. „Sie fallen alle in den Sommer. Und dann wird getanzt, immer um die Eiche herum. Wir haben im Dorf einen Weber, der fideln kann; der spielt dann auf.“

Dannenberg sah auf die einladende glatte Fläche,

die mit kurzem, weichem Grase bestanden war, und fragte: „Tanzen Sie gern?"

„Furchtbar gern," sagte Lene. Dannenberg nahm seine Jagdtasche ab, legte sie an den Fuß der Eiche und sprach, indem er auf den summenden Wipfel des Baumes deutete und dann mit einer zierlichen Verbeugung vor das Mädchen hintrat: „Die Waldmusik spielt schon auf, — wie denken Sie über ein Tänzchen?"

Halb verwundert, halb belustigt sah sie auf ihn hin, dann lachte sie ein wenig und legte ohne weiteres den Arm auf seine Schulter.

„Zuerst also Walzer," sagte Dannenberg, und indem er leise vor sich hinpfiff, ging der Tanz los. Der Doktor fühlte sich so jugendlich, wie in seinen Studentenjahren, wo er auch so manches Mal auf grünem Rasen sich herumgeschwenkt hatte, und das Mädchen tanzte wunderbar, so leicht wie ein Vogel; er fühlte kaum, daß er sie im Arme hatte. Und dabei summte ihm ein Text durch den Kopf zu der Melodie des Walzers, der lautete einzig: „O schöne Ju-u-gend, schö-ö-ne Ju-u-gend!" Nach dem Walzer kam eine Polka, rechts herum, links herum, vorwärts und rückwärts, recht nach der Kunst, und dann ein Rheinländer. Aber Dannenberg war, wenn auch nicht stark, doch ziemlich wohlbeleibt und außerdem solcher Uebungen ein wenig entwöhnt, und nach diesem Tanze fühlte er, daß er kochte und für eine Weile genug hatte. Während er nun stand, sich den Schweiß abtrocknete und ziemlich pustete, sah er auf

Lene hin, die der Tanz nicht anzustrengen schien. Ihre Wangen waren zwar etwas gerötet, und ihre Augen blitzten vor Vergnügen, aber der junge Busen wogte kaum viel stärker, als vorher. Sie gehörte zu denen, für die das Tanzen das Natürliche ist, die es nicht angreift, wenn sie von einem Arm in den andern übergehen, die sich bei einem Walzer von den Anstrengungen eines vorhergehenden Galopps ausruhen.

Sie machten sich nun auf den Heimweg, denn die Sonne sank, und der Abend nahte sich. Bald gelangten sie an eine jener alten, breiten Landstraßen, wie man sie in Norddeutschland noch häufig findet. Früher bewegte sich der Verkehr zwischen den Städten auf ihnen hin, aber jetzt sind sie verlassen, denn Chausseen und Eisenbahnen haben sie tot gelegt, und Gras und Blumen machen sich breit auf ihnen. Zur Seite war die Straße von stattlichen, lebendigen Hecken eingefaßt, die zum Teil noch grün waren, zum Teil schon in den Farben des Herbstes schimmerten, während Hagebutten und Pfaffenhütchen daraus hervorleuchteten, der Holunder in unzähligen schwarzblauen Trauben stand und der Schlehdorn im Schmuck seiner hell bereiften Früchte. Sie gingen schweigend den stillen, einsamen Weg entlang, zuweilen im Schatten, zuweilen im Lichte, wenn die Sonne von der Seite durch eine Lücke der Hecke einen goldenen Strom sendete. In der leicht bewegten Luft flogen Sommerfäden dahin, und überall wehten die silbernen Gespinste von den Zweigen der

Hecke, von den Bäumen am Wege und von den Spitzen der Kräuter. Während nun die beiden Menschenkinder, ein jegliches mit den eigenen Gedanken beschäftigt, nebeneinander hergingen, geschah es, daß von diesen leichten Fäden gar manche gegen sie flogen und sich an ihre Kleider hängten, so eine zarte Verbindung von einem zum andern herstellend. Als Dannenberg dies bemerkte, schritt er unwillkürlich vorsichtiger dahin, um diese zarten, silberglänzenden Fesseln nicht zu zerreißen, und während er sich über das zierliche Spiel der Natur seine eigenen Gedanken machte, glaubte er zu fühlen, daß auch Lene von ähnlichen Empfindungen bewegt ward.

Aus seinen Träumen wurde er plötzlich gestört, und alle die feinen Fäden zerrissen, als Lene plötzlich zur Seite trat und auf ein Haus deutete, das jetzt eben neben der alten Dorfkirche zum Vorschein kam, und dessen Fenster im goldenen Feuer der Abendsonne brannten, während aus dem Schornstein eine schmale Rauchsäule in die stille Luft emporstieg.

„Dort wohnt unser Pastor," sagte sie, und ihre Augen blickten nach dem Hause hin, so lange es sichtbar blieb. Dannenberg erwiderte nichts darauf, und so schritten sie schweigend weiter, bis sie an die niedrige Feldsteinmauer kamen, die den Obstgarten des Gutes einfriedigte.

„Hier müssen wir klettern oder einen Umweg machen," sagte Lene.

„Ich bin für Klettern," erwiderte Dannenberg, und indem er seine Füße zwischen die Lücken der

großen Findlingsblöcke setzte, stieg er mit turnerischer Geschicklichkeit auf die Mauer. Dann reichte er dem Mädchen die Hand, und dieses folgte ihm nach. Sodann sprang er hinab und fing das schlanke Mädchen in seinen Armen auf, wobei sie eine ganz kurze Weile an seiner Brust ruhte. Die findigen Augen der Kleinen hatten aber unterwegs eine Entdeckung gemacht, und schnell eilte sie fort, zu einem Gravensteiner Apfelbaume, der in einiger Entfernung seine stattliche Krone ausbreitete. Sie nahm aus dem dürren Laube zu seinen Füßen einen prächtigen Apfel jener Art, der von herrlicher Goldfarbe und von jenem unvergleichlichen Duft war, den diese Frucht nur in ihrer Heimat, an den Küsten der Ostsee gewinnt.

„Das sind für mich die schönsten,“ sagte Lene; „der ist am Baume reif geworden und dann bei stiller Luft von selber abgefallen.“

Dies erinnerte Dannenberg plötzlich an seine Kindheit, wo er dieselbe Neigung hatte für jene Früchte, die man am Baume läßt, einem alten Gebrauche folgend, der noch bis auf die Heidenzeit zurückgeht. Auch er hatte die Früchte gern aufgesucht, wenn sie dann nach und nach ausreiften und von selber vom Baume fielen, und auch ihm waren sie immer besonders köstlich erschienen.

Lene brach den schönen Apfel mit ihren schlanken, aber kräftigen Fingern in zwei Teile und reichte dem Doktor die Hälfte. Dieser versenkte sich eine Weile in den köstlichen Duft, und dann verzehrten beide nachdenklich die Frucht, die von einer wundervollen

kühlen Frische war. Als sie damit fertig waren, mußten sie beide lachen, obgleich sie nicht recht wußten, warum, und gingen dann dem nahen Hause zu.



VI. Keine von Allen.

Im Hause fanden sie niemand vor, und ehe es sich Dannenberg versah, war ihm auch Lene entwischt und nicht wieder aufzufinden. Der Abend war so still und schön und warm, daß er beschloß, ins Freie zurückzukehren. Er ging durch den Obst- und Gemüsegarten, bis zu dem Park, der auf einem kleinen, die Gegend beherrschenden Hügel angelegt war. Man konnte von hier aus fast das ganze Gut übersehen. An verschiedenen Punkten hatte Brüning erhöhte Sitze anbringen lassen, von denen aus er, über die geschorene Hecke der Einfassung hinweg, seine Feldarbeiter beobachten konnte; denn er war etwas wohlbeleibt und bequem und machte sich, zumal an heißen Sommertagen, nicht gern viel Bewegung. Als Dannenberg durch den Park dahinschlenderte, kam er an einen dieser Sitze, der, vom roten Golde der sinkenden Sonne angestrahlt, wohl zum Träumen und Spintisieren einlud, und dort ließ er sich nieder. Er blickte hinweg über die dunklen Ackerfelder, die frischen Saaten und die rotbraunen Wälder. Fern in dem breiten, dämmernden Wiesengrunde ging die Warnow einher, zuweilen ein mattes

Silberlicht aus dem Grün sendend, und noch ferner ragten, in einen feinen, blassen Dunst gehüllt, die Türme von Rostock aus der Thalsenkung hervor. Seine Blicke wanderten aber immer wieder dorthin, wo sich im letzten Abendscheine leuchtendes Saatengrün in eine rotbraune Bucht des Buchenwaldes erstreckte, und wieder wiegte es sich ihm im Walzertakte durch den Sinn: „O schöne Ju-u-gend, schö-ö-ne Ju-u-gend."

Aber die Sonne sank tiefer, das helle Grün der Saaten dämpfte sich und nahm einen dunstigen, bleiernen Ton an, und bald lag nur noch in den herbstlichen Wipfeln des Buchenwaldes ein Widerschein des Abendrotes, das allmählich verglomm. Nun kroch aus den finsteren Schatten der Bäume die Dämmerung heran und verschlang eine Farbe nach der andern, während, von dem noch hellen Himmel scharf sich abhebend, viele Krähen, einzeln und geschäftsmäßig, wie Arbeiter, die abends von der Fabrik nach Hause gehen, dem Walde zuflogen.

Die Dunkelheit hatte sich rings verbreitet und auch Dannenberg ganz in den Schatten der Bäume eingehüllt; es war kühler geworden, in den Wiesengründen dampfte der Nebel, und doch saß er noch immer dort und träumte und fühlte sich mitten im Herbst von dem Veilchenduft der Jugend angeweht. „O schöne Ju-u-gend, schö-ö-ne Ju-u-gend," so ging es noch immerzu nach der Melodie des Walzers durch seinen Sinn. Da hörte er leise Stimmen und Schritte auf dem wenig begangenen Fußpfade, der an der Hecke entlang dem Dorfe zuführte. Dieser

war ein sogenannter Kirchsteig und wurde, außer beim Kirchenbesuche, wenig benutzt. Die Schritte kamen näher, und mit einemmal durchzuckte es Dannenberg wie ein Schlag, denn die Stimme kannte er: es war Lene, die da sprach, und er verstand, was sie sagte, obwohl er die Personen nicht sehen konnte. Sie standen im Schatten eines großen Baumes, der seine niederen Aeste, über die Hecke hinweg, weit in das Feld streckte. Er hörte Lene sagen:

„Heute morgen, als Papa beim Frühstück sagte, du seiest mitgekommen, da bekam ich einen solchen Schreck, daß ich ganz rot wurde und nur schnell meine Serviette fallen ließ, damit niemand etwas merken sollte."

Darauf entstand eine kleine Pause, offenbar durch einen Kuß ausgefüllt, und dann ließ sich eine männliche Stimme von angenehmem Klange vernehmen:

„Liebe Lene, die Heimlichkeit mißfällt mir eigentlich recht sehr."

„Aber Gustav," antwortete das Mädchen, „erst neulich, als die Verlobung des jungen Brennecke bekannt wurde, der eben ausstudiert hat, da hat Papa so gescholten über die jungen Leute, die sich binden, ehe sie die Gewißheit haben, daß sie auch ihr Fortkommen finden, und hat das Sprichwort gebraucht: ‚Jerst 'ne Parr un denn 'ne Quarr!' Ich glaube, er wird furchtbar böse, wenn du jetzt damit kommst. Und obgleich ich doch gar nicht mehr so jung bin, behandelt er mich immer noch wie ein Kind, und ich bin doch schon sechzehn Jahre und sieben Wochen alt.

Ich glaube ganz gewiß, er lacht mich aus und schenkt mir eine neue Puppe, damit ich auf andre Gedanken komme, denn so was sieht ihm ähnlich."

Der Kandidat lachte ein wenig und sagte: „Nun gut, bis nach dem Examen will ich warten; es ist vielleicht besser so."

„Wie lange dauert's noch?" fragte Lene rasch.

„In einem halben Jahre denke ich durch zu sein," war die Antwort.

„Dann ist es wieder Frühling," sagte Lene, „und gerade ein Jahr her, seit wir zusammen die Veilchen pflückten. Weißt du noch?"

Darauf entstand wieder eine verdächtige Pause, in der Platz war für mehrere Küsse, und dann sprach wieder der Kandidat.

„Und noch etwas kann ich dir mitteilen, was mir mein Vater heute gesagt hat. Das Podagra setzt ihm arg zu, und er verrichtet alle seine Amts-geschäfte ‚in tormentis', wie er sagt. Da denkt er denn, so bald es meinetwegen angeht, sich emeritieren zu lassen und glaubt sicher, daß die Bauern mich wählen und daß auch dein Vater, als Patron, mir seine Stimme geben wird."

„Ach, das wäre ja wunderschön!" rief Lene ganz entzückt, und man hörte, wie sie auf ihren leichten Füßen ein wenig hüpfte, wie es ihrem ehrwürdigen Alter und einer zukünftigen Frau Pastorin eigentlich gar nicht zukam. Dann, nach einer Weile, entfernten sich die Schritte wieder in der Richtung nach dem Hofe zu, und die leisen Stimmen verklangen in der Ferne.

Dannenberg hatte sich in seinem dunklen Baumschatten mäuschenstill verhalten und saß noch lange Zeit regungslos, während hoch über ihm die Stimmen nächtlich wandernder Vögel erklangen, die nach Süden zogen. Die Dunkelheit nahm noch immer zu, und aus dem Nebel der Wiesen stieg die Kühle der Nacht empor, so daß er zusammenschauernd aufstand und langsam sinnend dem Hause zuwanderte.

„Du alter Träumer,“ dachte er; „die Wunderblume blüht nicht mehr für dich, es hat sie schon ein junger Geselle an seinen Hut gesteckt. Geh nur wieder nach Hause und treibe deinen Göpel, wie die Butterliese.“ Doch als er nun, mit zur Erde gewendetem Antlitz und zuweilen stehen bleibend, langsam durch den dunklen Garten weiter schritt, kam ihm ein andrer Gedanke, der ihm plötzlich das Haupt aufrichtete und seine Schritte elastisch machte, und so ging er schneller, indes seine Füße durch das welke Herbstlaub streiften, dem Hause zu.

Zum Abend war der junge Kandidat eingeladen; der alte Pastor ging seines Leidens wegen nicht mehr in Gesellschaft, und seine Frau pflegte dann bei ihm zu bleiben. An solchen stillen Sonntagsabenden las der Alte ihr vor aus seinen Lieblingsschriftstellern, Cervantes, Walter Scott, Cooper, Dickens, Freytag und Reuter, während sie in einem dunklen Winkel auf dem Lehnstuhle saß und strickte, wobei die alte Dame regelmäßig einschlief. In dem Moment aber, wo ihr Mann aufhörte zu lesen, erwachte sie sofort, die Stricknadeln setzten sich wieder in Bewegung, und

sie sagte ein wie allemal: „Sehr schön, Gottlieb, sehr schön!“ Dieses Verfahren hatte den Vorteil für sie, daß, wenn sie einmal wirklich zuhörte, es in den so oft schon vorgelesenen Büchern immer noch Stellen gab, die ihr neu waren.

Der junge Kandidat machte auf Dannenberg einen sehr angenehmen Eindruck; er hatte ein frisches und natürliches Benehmen und war ganz frei von jenem gemessenen und salbungsvollen Wesen, das andre seiner Art, im Hinblick auf den zukünftigen Beruf, schon früh glauben annehmen zu müssen, obgleich junge Leute, die noch im Anfange der Zwanziger stehen, wohl nichts schlechter kleidet.

Man setzte sich fröhlich zum Abendessen, und alsbald entspannen sich zwischen den Mädchen und dem jungen angehenden Geistlichen jene kleinen Neckereien, zu denen eine in engem Kreise gemeinsam verlebte Kindheit und Jugend so vielerlei Veranlassung zu geben pflegt. Dannenberg, als Eingeweihter, beobachtete das Pärchen genauer und sah nun, was kein andrer bemerkte, alle die kleinen, zierlichen Zeichen des Einverständnisses, die zwischen den beiden hin und her flogen, wie bei Handreichungen die Finger sich unter dem Teller begegneten, in Momenten, wo sie sich unbeachtet glaubten, die Augen flüchtig ineinander ruhten, und was dergleichen verliebte Scherze mehr waren. Aber er dachte: „Wärtet, ich will euch schon kriegen!“ Und als sich die Mahlzeit dem Ende näherte, klopfte er plötzlich an sein Glas, stand auf und begann folgende Rede:

„Lieber Brüning, bevor ich dies gastliche Haus verlasse ...“ — „Na, was sind das für Neuerungen!“ rief der Angeredete dazwischen, aber der Doktor fuhr unbeirrt fort: „Bevor ich dies gastliche Haus verlasse, in dem du sowohl, als deine drei anmutigen Töchter wetteifernd bestrebt waren, in das Leben eines alternden Mannes ...“ — „Hoho!“ unterbrach ihn Brüning ... „die angenehmsten Rosen der Erinnerung zu flechten, bevor ich mich also zu diesem schweren Schritt entschließe, muß ich gestehen, daß ich in meiner großen Unbescheidenheit so weit gehe, durch alles dies noch nicht befriedigt zu sein, sondern in der mir angeborenen häßlichen Eigenschaft nie zu stillender Habgier möchte ich mir außerdem noch ein köstliches Gastgeschenk erbitten. Mein lieber und alter Freund Brüning, du hast drei anmutige Töchter, vergleichbar jenen drei Rosen an einem Zweige, die ein sinniges Gemüt und eine freundliche Hand mir am Abend meiner Ankunft in das Schlafzimmer gestellt hat.“

Hier wurden die Gesichter der drei Schwestern von einer zarten Röte durchblümt, daß sie drei Rosen noch ähnlicher wurden, und alle schauten mit großer Spannung auf den Redner. Dieser aber fuhr fort: „Es ist nun jemand gekommen, der eine dieser drei lieblichen Rosen pflücken möchte, um sie an seiner Brust zu hegen und zu pflegen, solange ein gütiger Gott ihm Leben und Gesundheit schenkt, ein Mann, der dir seit lange bekannt ist, und den du schätzest und liebst, wie ich alle Ursache habe, zu glauben.“ Hier machte der Doktor eine kleine Pause und räusperte

sich, während alle Augen starr auf ihn gerichtet waren, und es so still war, daß man das Knistern der Mieder hören konnte, die von drei jungen Busen bewegt wurden. Dann sprach er weiter: „Seltsamerweise nun hat es dieser jemand nicht abgesehen auf die voll erblühte Rose, die dieses Haus mit dem Dufte wirtschaftlichen Ruhmes erfüllt; auch die zweite begehrt er nicht, die, halb erschlossen, anmutig in die Welt schaut, — nein, die Knospe hat es ihm angethan, die sich soeben erst lieblich dem Lichte öffnet. — Da nun die Sache ernst wird, will ich alle verblümten Redensarten beiseite lassen und dir mit klaren, männlichen Worten meinen Wunsch vortragen. Mein lieber und alter Freund Brüning, Genosse meiner Jugend, ich bitte dich, nach reiflicher Ueberlegung, um die Hand deiner Tochter Lene . . ."

Hier machte der Doktor wieder, gleichsam von Rührung bewältigt, eine Pause, während rings alle in einer Art von Erstarrung dasaßen. Lene war blaß, wie eine jener Rosen, die man auf Gräber pflanzt; der Kandidat sah ebenfalls ungemein kalkig aus, und Brüning war wortlos vor Verblüffung. Nachdem sich der Doktor mit Befriedigung von der Wirkung seiner Rede überzeugt hatte, fuhr er mit gehobener Stimme fort: „Ich bitte dich um die Hand deiner Tochter Lene für den Kandidaten Gustav Brömel, einzigen Sohn seiner Hochehrwürden, des Pastors Gottlieb Brömel, und seiner Ehefrau Karoline, geborenen Peters."

Es steht fest, daß im ganzen Verlaufe des historischen Zeitalters, und noch darüber hinaus, nur

wenige Reden in Hinsicht der Wirkung auf die Zuhörer mit dieser verglichen werden können. Lene und der Kandidat, die soeben noch zwei blutlosen Geschöpfen geglichen hatten, erglühten plötzlich, wie zwei Purpuräpfel, da nun alle Augen fragend auf sie gerichtet waren, besonders die der überraschten Schwestern, während Brüning, an seinem und seines Freundes Verstande zweifelnd, ratlos von einem zum andern blickte. Nachdem sich der Doktor genügend an diesem Anblicke geweidet hatte, fuhr er fort:

„Dies also, lieber Brüning, erbitte ich mir als Gastgeschenk! Die jungen Leute haben mich in ihr Vertrauen gezogen, zwar ohne es zu wissen und zu wollen, aber das hat mich nicht gehindert, ihre Sache zu der meinen zu machen. Darum, teuerster Otto, sei kein Tyrann, vermehre nicht die unbeliebte Schar der widerspenstigen Väter, die uns aus vielen Geschichten und Theaterstücken genugsam bekannt sind und, trotz übermenschlicher Borstigkeit, doch in den allermeisten Fällen im Schlußakt oder im letzten Kapitel unter allgemeiner Rührung klein beigeben müssen! Sei kein Unmensch, sondern ein milder Vater und sage es gleich, das richtige Wort, mit vibrierender Stimme und eine Thräne im linken Auge zerdrückend, das Wort, das zwei junge Herzen mit jauchzendem Jubel erfüllt, das erlösende Wort, das lautet: ‚Na meinetwegen!'"

Weildes hatten sich die jungen Leute von ihrem Schrecken erholt, besonders Lene, die des Vaters Liebling war und dies wußte. Sie zog ihren Gustav an der Hand hinter sich her und stand nun mit bittend

erhobenen Händen vor dem Vater, so schön und demütig, daß ihr nur ein Unmensch etwas hätte abschlagen können. Endlich polterte Brüning heraus: „So'n Gör! Ich weiß es gewiß, sie hat noch in diesem Jahre mit Puppen gespielt! Und so'n junger Mensch, der noch nicht mal sein Examen hinter sich hat!"

Hier fiel der Kandidat ein: „Herr Brüning, glauben Sie mir ..."

„Ach was, glauben!" sagte Brüning. „Was ich glaube, ist dies, daß mein alter Freund Dannenberg einer der größten Jesuiten auf Gottes Erdboden ist, und daß ich ihm nicht mehr um die Ecke herum traue! Und was nun diese Verloberei betrifft, so bin ich dagegen ... Nur ruhig, Kinder, nur ganz ruhig ... Immer ausreden lassen ... Aber zugleich bin ich klug genug, um einzusehen, daß mir das gar nichts helfen wird — aber auch gar nichts, — und darum, mein liebes, kleines Gör, mein Nestküken, und du mein lieber Gustav ... Na, meinetwegen!" schoß er plötzlich hervor, wendete sich ab und fing richtig an, ein wenig mit der Hand an den Augen zu wischen.

Als nun auch die beiden Schwestern herzutraten, und sich um den guten Familienvater ein Knäuel bildete, in dem heftig geküßt, gelacht und geschluchzt wurde, da bemächtigte sich Dannenberg des Kellerschlüssels und eines Lichtes und wischte heimlich davon in den Keller, da ihm dieses Ortes Gelegenheit sehr wohl bekannt war; und als er nach einer Weile, in jeder Hand eine Champagnerflasche, wieder in die Thüre trat, da war nichts, als eitel Freude und Wohlgefallen, was er

vorfand. Kaum erblickte ihn Lene, als sie auf ihn zuflog, beide schönen Arme um seinen Nacken schlang und ihm den blühenden Mund zum Kuße darbot, und so pflückte Dannenberg von diesen schwellenden Lippen als einzigen Lohn die Blume der Entsagung.

Dieser Abend nahm nun ein sehr lustiges Ende, so daß Dannenberg später als gewöhnlich auf sein Zimmer kam. Als er nun wieder den Rosenzweig betrachtete, war es mit seiner Pracht ganz vorbei, denn auch die zweite Rose hatte ihre Blätter fallen lassen, und die dritte war vor dem völligen Aufblühen verwelkt und hatte das Haupt gesenkt. Dannenberg saß noch eine Weile sinnend und ließ die Ereignisse des Tages an seinem Geiste vorüberziehen. „Es war doch am besten so," sagte er dann plötzlich mitten aus seinen Gedanken heraus, ging eilfertig zu Bette und schlief den Schlaf des Gerechten.

Dannenberg hielt sich nicht mehr lange in Rolandshagen auf; er hatte Heimweh bekommen nach seiner stillen Stadtwohnung und nach seinen gewohnten Beschäftigungen. Als er zu allgemeinem Bedauern abreiste, überreichte ihm Martha ein Papier und sagte: „Hier ist etwas für Ihre Randow; es ist das Rezept zu den ‚Krammetsvögeln à la Oberstlieutenant'; grüßen Sie sie von mir." Marie, die sich vor den Schwestern durch allerlei Kunstfertigkeiten auszeichnete, hatte ihm sehr zierlich auf weißer Seide, mit goldenen und farbigen Fäden, ein Lesezeichen für die „Gedichte von Konrad Dannenberg" gestickt; Lene aber, deren Herzchen noch immer von überquellender Dankbarkeit erfüllt war,

lauerte ihm heimlich hinter der Thür auf und gab ihm einen Kuß mit auf den Weg, dessen holde Erinnerung die ganze Reise hindurch nicht von seinen Lipppen wich.

Als er, in Berlin angekommen, seine alte Randow und seine von Sauberkeit glänzenden Räume begrüßt, auch der Obhut seiner Wirtschafterin eine Kiste mit Gravensteinern übergeben hatte, die trotz der Verpackung die ganze Wohnung durchdufteten, sagte er zu der Alten: „Gold und Schätze bringe ich Ihnen nicht mit, liebe Randow, aber etwas Besseres, nämlich ein Rezept. Hören Sie:

‚Krammetsvögel à la Oberstlieutenant. Man brate die zurechtgemachten und mit Speckhemdchen versehenen Krammetsvögel etwa eine Viertelstunde lang scharf in Butter, löse sodann Brust und Kopf ab und zerstoße die Knochen, von denen alles Fleisch sorgsam entfernt ist, in einem Mörser und koche von diesem Pulver eine Bouillon. Dann verarbeite man die Eingeweide und das abgelöste Fleisch mit Pfeffer, Salz und Trüffeln zu einer feinen Farce, mische die Bouillon dazu, streiche dies auf Semmelscheiben, lege auf diese die Brüstchen und den Kopf, brate das Ganze nochmals in Butter über und bringe es möglichst warm zu Tische.‘ Verstanden, Frau Randow?“

„Jawoll, Herr Doktor! Und da liegt was drin, Herr Doktor!“

„Es zeugt von Ihrem hohen Verstande und von Ihrer ungewöhnlichen Begabung für die Kochkunst, Frau Randow, daß Sie dieses sofort empfinden. Also morgen mittag um die gewöhnliche Zeit!“

„Jawoll, Herr Doktor!“

Aber diese materiellen Dinge waren nicht das einzige, was der Doktor von Rolandshagen zurückbrachte. Es findet sich in der zweiten Auflage der „Gedichte von Konrad Dannenberg“, die ein Jahr nach den hier geschilderten Ereignissen erschien, ein kleines lyrisches Lied, dessen Ursprung wohl unzweifelhaft auf die Tage von Rolandshagen zurückzuführen ist. Es lautet also:

Sommerfäden.

Still im Herbsteslicht der Sonnen
Stand der Blumen bunte Zier, —
Sommerfäden, leicht gesponnen
Woben sich von dir zu mir.

Und wir beide schritten sinnig,
Sprachen wenig, — dachten viel, —
Nur die Augen, still und innig,
Gaben Deutung diesem Spiel.

Jene Tage sind verstoben,
Jene Blumen sind versäet . . .
Sommerfäden, leicht gewoben,
Ach, wohin seid ihr verweht!

In dem schön gebundenen Exemplare der zweiten Auflage der „Gedichte von Konrad Dannenberg“ ruhen bei diesem Liede ein zierlich in Gold und Seide gesticktes Lesezeichen, ein von wenig geübter weiblicher Hand geschriebenes Rezept zur Bereitung von „Krammetsvögeln à la Oberstlieutenant“ und ein von Künstlerhand ausgeführtes kleines Aquarell, drei Rosen an einem Zweige darstellend, friedlich beisammen.

Eva.







I. Wenn die Linden blühn.

Es war ein schöner, stiller Abend am Ende des Juni. In den zahlreichen Fabriken, die vor dem Thore lagen, wurden die Feuer der Dampfkessel gelöscht, und hie und da stieg aus den turmhohen Schornsteinen eine schmale, schwarze Rauchsäule in den reinen Himmel. Allmählich legte sich das unablässige Tagesgeräusch dieser Gegend, das helle, schmetternde Tönen der mit dem Meißel bearbeiteten Schienen und Träger, das Gewehrsalven ähnliche Knattern der Nietkolonnen und das taktmäßige, dumpfe Schüttern der Dampfhämmer. Dann schlug eine grelltönende Uhr irgendwo sieben und bald darauf kam von allen Seiten, aus Nähe und Ferne, das Bimmeln von Glocken, die die Feierabendstunde kündeten. Das Brummen der Ventilatoren, das den Grundton aller Geräusche dieser lärmreichen Gegend bildete, stieg in die Tiefe und verlosch, während auf allen Dächern nach und nach die weißen, stoßenden Wolken versanken, die den Standort der Dampfmaschinen bezeichnen, und sich zugleich Straßen und Wege mit Strömen schwärzlicher Arbeiter

erfüllten, die sich allmählich in fernen Gassen und Gäßchen verloren.

Auch die auf dem höchsten Punkte der Gegend gelegene chemische Fabrik der Gebrüder Scherenberg lag bereits still und verlassen da in einem Dunstkreis seltsamer Gerüche, als ihr technischer Leiter, Herr Doktor Bernhard Brunow, vor das Thor trat und von seinem erhöhten Standpunkte aus einen prüfenden Blick über die Gegend gleiten ließ. Seine einsame Junggesellenwohnung am Lindenplatz hatte heute wenig Verlockendes für ihn, denn es war ein heißer Tag gewesen und die Stadt lag in einem graublauen Dunst von Fabrikrauch und Straßenstaub. Auch war jetzt die Zeit, da am Lindenplatz sämtliche Klaviere bei geöffneten Fenstern losgelassen wurden und die Qualen ihres verstimmten Innern in die Welt hinauswinselten. Der Abend war so schön und still, er wollte ihn im Freien, in reiner Luft und fern von dem Gedudel zur Musik abgerichteter Haustöchter verbringen; und da er für diesen Zweck einen guten Ort wußte, so kehrte er alsbald der Stadt den Rücken, schritt eine Weile auf der von Kohlenstaub schwarz gefärbten Chaussee fort und bog sodann in einen von Gärten und grünen Hecken begrenzten Feldweg ein. Als er dort dem Bereich der Kohlen- und Oelgerüche und der chemischen Dünste glücklich entronnen war, als ihn der Duft des Grünen und der wilden Heckenrosen und der süße Hauch des frischgemähten Heues aus einem Wiesengrunde lieblich umspielte, mäßigte er seine Schritte und schlenderte langsam weiter, zu-

weilen wohlgefällig nach einem Vogel spähend, der in den Zweigen sang und eine anmutige, treffliche Musik vollführte, die jeglichem gefiel und niemandem zur Last war. Bald sah der behagliche Spaziergänger hohe Baumwipfel vor sich ragen, die das Ziel seiner Wanderung bezeichneten. Unter den schattigen Ulmen und Platanen saßen einige wenige Gäste, als Brunow in den Garten eintrat. Er schritt grüßend vorüber, nachdem er zuvor ein wenig zu essen, einige gezuckerte Erdbeeren und eine Flasche Rheinwein bestellt hatte. Der Garten senkte sich allmählich in Terrassen zu einem breiten Wiesenthal hinab, durch das in sanften Bogen der Fluß dahinging. Eine Fliederlaube, die sich gerade auf diese Aussicht öffnete, fand der Doktor zu seiner Freude unbesetzt, mit Behagen streckte er sich auf die Holzbank und ließ seine Blicke in der Ferne weiden. Hier war er aus der Welt und doch mitten in ihr. Auf dem Flusse zogen hie und da mit schimmernden Segeln schwere Lastkähne langsam einher, hinten auf den Wiesen waren die Leute mit dem Heuen beschäftigt, sie nahmen sich von hier wie winzige Püppchen aus, die mit Maulwurfshaufen zu thun hatten, und zuweilen hörte man von dort in der Abendstille ein Jauchzen oder ein fröhliches Gelächter. Jenseits des Thales stiegen wieder Hügel auf, aus deren dunklen Kieferbeständen helle sandige Flächen hervorleuchteten, während sich dahinter, in immer matteres Blau getaucht, noch andre Höhenzüge in die Ferne verloren. Auch die Stadt zeigte sich von diesem Orte aus im besten Lichte, denn zur

Seite streckten sich ein Stück der alten Mauer, ein runder Ziegelturm, mit Epheu bewachsen, und einige spitzige Giebel hervor, über die ein friedlicher Dämmer der Vergangenheit gebreitet lag.

Herr Doktor Bernhard Brunow verzehrte in Ruhe sein Abendbrot, füllte zum zweitenmal sein Glas mit dem guten Rheinwein, hielt es gegen das Licht und trank, nachdem er sich eine Weile an dem goldklaren Schimmer erfreut hatte. Sodann lehnte er sich in seine Bank zurück, legte den rechten Fuß auf das linke Knie und genoß in aller Stille den schönen Sommerabend. Die Gedanken spielten in seinem Kopfe wie Mücken in der klaren Abendluft oder wie Blätter eines Baumes, die ein leises Aufsteigen der Luft bewegt; er dachte an allerlei und gar nichts. Nachdem er eine Weile so gesessen hatte und mit den Augen bald dem Fluge eines Vogels, bald dem Flattern eines Schmetterlings oder dem langsamen Dahingleiten der weißen Segel durch die grüne Wiese gefolgt war, kam allmählich ein stärkerer Wind auf, der das Wasser des trägen Flusses kräuselte und den Geruch des Wiesenheues und eine süße Wolke von Lindenblütenduft zu ihm herübertrug. Nun erst ward er des unsäglichen Bienengesummes inne, das ihm bisher fast als ein Teil der friedlichen Stille erschienen war. Es kam her von einigen Lindenbäumen, die am Rande des Gartens ihre mächtigen Kuppeln ganz in den weißlichgelben Schimmer unendlicher Blüten gehüllt hatten. Und aus diesem Summen und mit diesem Dufte kam die Erinnerung, ein weh-

mütiger Ernst breitete sich über die Züge des Mannes und seine Augen starrten sinnend in die Ferne. Eine neue Wolke von Lindenblütenduft nahm seine Gedanken auf und trug sie mit sanftem Flügel über Berge, Wälder und Wiesen in das Land seiner Jugend, in eine andre Zeit, da auch die Linden blühten.



II. Die alte Stadt.

Die alte Ostseehandelsstadt hatte einst bessere Tage gesehen. Die Zeit ihres höchsten Glanzes war in jenen Tagen gewesen, als der Hansabund blühte. Da hatte sie Krieg geführt mit Dänemark und den Landesfürsten, und gewaltigen Reichtum hatten die zahlreichen Schiffe und der blühende Handel den Bewohnern gebracht. Zeugen davon waren ein altertümliches Rathaus, einige schöne, alte Gebäude mit reich verzierten gotischen Giebeln und eine Anzahl stattlicher Kirchen, die stolz aus dem Gewimmel spitziger Ziegeldächer hervorragten wie mächtige Fregatten aus einer Schar von Fischerkähnen. Aber dieser alte Glanz und Reichtum war längst erloschen und verschwunden; und was sich mit einer gewissen schläfrigen Behaglichkeit jetzt von Handel und Wandel dort noch regte, war von keiner großen Bedeutung mehr.

In dieser Stadt verbrachte Bernhard Brunow die Zeit seiner Kindheit. Sein Vater, ein Kaufmann,

hatte sich aus Rücksichten beständiger Kränklichkeit frühzeitig mit einem mäßigen Vermögen zurückgezogen und wohnte mit seiner Frau und dem einzigen, spät geborenen Sohne in einem kleinen Häuschen einer der winkligen Nebenstraßen, in dem schon mehrere Generationen seines Geschlechts gelebt hatten und gestorben waren. Es war ein echtes, altes, eingewohntes Nest mit Urväterhausrat und viel zu viel Möbeln, alten Kupferstichen an den Wänden und Hunderten von Erinnerungsdingen. Auf dem etwas finstern Flur standen zwei ungebührlich große Ungetüme von Leinenschränken mit reichem, dunkelbraunem Schnitzwerk. Sie enthielten eine große Menge kostbarer Wäsche, deren größter Teil aber niemals gebraucht, sondern nur zuweilen bewundert wurde und dann einen sanften Lavendelduft ausströmte. Es gab in diesem Hause eine Kleiderkammer, in der noch, außer vielen andern Reliquien, die ehrwürdigen Staatskleider der Urgroßeltern hingen. Dergleichen kostbares, unverwüstliches Tuch und so schwere, wunderlich geblümte Seidenstoffe gab es überhaupt gar nicht mehr in der Welt. Was nun in diesen überfüllten Zimmern nicht mehr Platz fand oder schon gar zu alt oder gerümpelig erschien, das war hinaufgewandert auf den geräumigen Hausboden und führte dort in dem Lichte, das durch winzige Dachluken mit verwittertem, in allen Farben spielendem Glase in schmalen Streifen eindrang, ein staubiges und vergessenes Dasein. Ja, das Haus war ein rechtes Familienmuseum.

In diesen altväterlichen Frieden waren mit dem

jungen Bernhard recht moderne Dinge eingekehrt. Er besuchte die Realschule der Stadt, um sich dereinst, wie es seit Menschengedenken in der Familie gebräuchlich war, ebenfalls dem Handelsstande zu widmen. Jedoch in den oberen Klassen übten die naturwissenschaftlichen Fächer und darunter insbesondere Physik und Chemie solche Anziehungskraft auf ihn aus, daß er alle seine freie Zeit diesen Studien widmete. Da er ein angeborenes mechanisches Geschick besaß, so richtete er bald in einem nach dem Hofe hinaus gelegenem Zimmer des Oberstockes eine kleine Werkstatt und ein Laboratorium ein und brachte dort wunderliche und künstliche Dinge zu stande, nicht gerade zum großen Vergnügen der Mutter, der diese mit allerlei häßlichem Abfall und vielerlei ihr bis dahin ganz unbekannten Arten von Schmutz verknüpften Beschäftigungen eigentlich ein Greuel waren. Aber wenn er den Eltern seine gelungenen Werke vorführte, sahen diese sich still an, in der Empfindung, daß eine unheimliche Art von Genie in diesem Knaben walte, dergleichen bis jetzt in der Familie nicht gebräuchlich gewesen war. Schließlich fiel aber doch dem Vater ein entfernter Blutsverwandter ein, der ein Tausendkünstler gewesen war und sogar ein lenkbares Luftschiff erfunden hatte. Zwar hatte es die großen Erwartungen nicht erfüllt, die der Erfinder und seine Freunde darauf setzten, indem es bei allen Proben ausschließlich der herrschenden Windrichtung folgte und am Ende mit einem großen Knall geplatzt war. Aber das erste ist stets eine Eigenschaft aller lenkbaren

Luftschiffe gewesen bis auf den heutigen Tag, und das zweite hatte ein Zufall herbeigeführt. Jedenfalls wußte man nun aber doch, daß auch eine Welle von Erfinderblut in den Adern der Brunows rollte, die unter günstigen Umständen zu einer Hochflut anzuschwellen vermochte.

Schließlich entstand aus diesen Beschäftigungen in der Seele des jungen Mannes ein Wunsch, dessen Aeußerung den Frieden dieses altväterlichen Hauses noch mehr erschütterte, denn alles andre zuvor. Längst schon galt es als abgemacht, daß Bernhard bei dem alten Handelshause Seebohm und Becker, dessen Leiter dem alten Brunow seit Jahren befreundet war, die Handlung erlernen sollte, und nun kam es ihm plötzlich in den Sinn, gegen alle Familienüberlieferung Chemie studieren zu wollen. Da man bald einsah, daß dies wirklicher Ernst war, suchte man ihn wenigstens zum Apotheker zu überreden, da dies ehrenvolle und einträgliche Gewerbe doch einem Kaufmannsgeschäfte näher verwandt schien und eine altersgraue Vergangenheit besaß, während das Studium der Chemie, sowie das des Maschinenbaues ein neuerfundenes und ungebräuchliches war, über das man nur dunkle Vorstellungen besaß. Aber Bernhard war nun einmal der Einzige und setzte es durch, und nach vielen Verhandlungen, Erkundigungen und Besprechungen reiste er, wohlversehen mit Geldmitteln und guten Ratschlägen, nach München ab, wo damals gerade der Ruhm Justus Liebigs als ein heller Stern glänzte.

*

III. Andreas Boldewin.

Außer dem Lehrer für Naturwissenschaften und den Apothekern gab es nur noch einen Mann in der Stadt, von dem die Sage ging, daß er sich mit Chemie beschäftige, das war der sehr wohlhabende Rentier Herr Andreas Boldewin, der in einer benachbarten Straße mit seiner einzigen Tochter und einer alten Wirtschafterin in dem Hause seiner Väter wohnte. Die Hinterseite des Brunowschen Hauses grenzte an das Boldewinsche Grundstück, das sich durch eine Seltenheit in diesem ältesten Teile der Stadt auszeichnete; es enthielt nämlich einen ziemlich großen Garten, den einzigen in der ganzen Gegend, der solchen Namen wirklich verdiente. Aber nur wenige konnten sich rühmen, einen Blick in diesen Garten sowie in das Innere des Boldewinschen Hauses gethan zu haben, denn der Alte war ein finstrer, eigensinniger und menschenscheuer Sonderling, der mit niemandem verkehrte und auch seine Tochter vollständig von jeglichem Umgange mit der Welt abschloß.

Brachte man eine der alten Tanten, die in ihren lockenumzitterten Häuptern die Chronik der Stadt bewahrten, auf das Kapitel Andreas Boldewin, da wackelten sie ganz besonders mit den Köpfen, und wenn man nur die Hälfte glaubte von dem, was man erfuhr, da war es schon vollkommen genug. Die Geschichte begann mit dem Vater dieses Herrn, dem Sanitätsrat Klaus Boldewin. Der hatte als Arzt, obwohl er in keinem besonderen Rufe stand,

genügend zu thun gehabt, denn er nahm es nicht sehr genau und pflegte sich in Ausstellung von wichtigen Attesten und sonstigen geheimen Angelegenheiten sehr gefällig zu erweisen. Dergleichen Dinge muß er nun wohl zu arg getrieben haben, denn einmal ist es fast zu einem großen Skandalprozeß gekommen. Da aber manche Angehörige der ersten Familien an dieser Sache beteiligt waren, so hatte man die Geschichte niedergeschlagen und im geheimen erledigt. Dem Herrn Sanitätsrat ist aber infolge dessen die Ausübung der ärztlichen Praxis verboten worden, auch soll es ihm eine bedeutende Summe gekostet haben, der Gefängnisstrafe zu entgehen. Im geheimen hat er aber doch immer eine fortdauernde lichtscheue Kundschaft behalten, die in Dämmerung und Dunkelheit zu ihm schlich oder ihn im stillen zu sich rufen ließ. Er hatte sich ein vom Garten aus zugängliches Zimmer zu einer förmlichen Apotheke eingerichtet, wo er unter dem Anschein chemischer Studien seine verdächtigen Tränke braute. Auch fing er allmählich ein kleines Wuchergeschäft an, das sich immer weiter ausdehnte und ein schönes Stück Geld abwarf. Seine erste Frau war, ohne Kinder zu hinterlassen, gestorben, und er hatte dann eine noch ziemlich junge Witwe als Wirtschafterin zu sich genommen und diese nach einigen Jahren geheiratet. Der einzige Sprößling dieser Ehe, Andreas Boldewin, war spät erschienen und hatte sogleich alles, was in beiden Eltern an Liebesfähigkeit vorhanden war, auf sich vereinigt, so daß sie ihn auf die unverständigste

Art verzogen und sich in ihm einen grausamen Tyrannen heranzüchteten. So wuchs er auf als ein fettes, überfüttertes Kind, das in Spielzeug fast erstickte und dessen verrückteste Laune Befehl war. Als er fast erwachsen war, fand er Gefallen an des Vaters geheimer Apotheke und versuchte mit großem Eifer dort allerlei sonderbare Dinge herzustellen. Er entdeckte unter alten Scharteken auf dem Hausboden eine Reihe von Rezeptenbüchern aus dem achtzehnten Jahrhundert, wie zum Beispiel: „Der zu vielen Wissenschaften dienstlich-anweisende kuriose Künstler," und dergleichen Werke mehr. Nun saß er fast den ganzen Tag und machte verschiedenfarbige Tinten, allerlei Pomaden und wohlriechende Wässer, braute Schnäpse und sonstige Getränke, verfertigte Sonnenuhren und gab sich mit den sonderbarsten Experimenten ab. Hieran fand er so viel Gefallen, daß er in der Folge bis in sein Mannesalter stets mit solchen Sachen beschäftigt war und eine gewisse Geschicklichkeit in diesen Dingen erreichte. Wirkliche chemische Kenntnisse dagegen blieben ihm ganz fremd, da seine Lehrmeister ausschließlich die vielfach mit Aberglauben und Wunderlichkeiten versetzten und oft sehr kuriosen Bücher vergangener Jahrhunderte waren, und wenn er auch von dem Vorhandensein der Chemie als Wissenschaft eine Ahnung hatte, so war er doch sehr geneigt, als ein weltfremder Autodidakt ohne jegliche Bildung und Erziehung diese Wissenschaft eher zu verachten, als zu schätzen.

Sein Vater war unterdessen gestorben und hatte

den Platz im Laboratorium geräumt, wo nun Herr Andreas Boldewin allein munter weiter schmierte, kochte und destillierte und die ganze Nachbarschaft gegen ein Billiges mit seinen Präparaten versorgte.

So war er über dreißig Jahre alt geworden, und es erschien seiner Mutter hoch an der Zeit, ihn zu verheiraten. Eine entfernte Verwandte, ein armes, aber schönes Mädchen, ward dazu ausersehen, und obwohl sie den unangenehmen und etwas schmierigen Vetter nicht mochte, ward ihr doch von allen Seiten so viel vorgeredet von dem großen Glücke, das diese reiche Heirat für sie bedeute, daß sie sich wie ein Lämmlein fügte. Bald nach der Hochzeit, die in aller Stille vor sich ging, erkrankte die alte Frau Boldewin an der Wassersucht und nach Verlauf eines halben Jahres war sie tot. Sie hatte aber ihre Zeit noch wohl benutzt, ihre Schwiegertochter zu ihrer Nachfolgerin, das heißt zu einer gehorsamen Sklavin ihres Sohnes zu erziehen, so daß sie beruhigt ihre Augen schließen konnte.

Die junge, schöne Frau war nicht zu beneiden an der Seite dieses Mannes, der noch immer nichts weiter war, als ein großes, verzogenes Kind. Die Welt da draußen schien ihr noch schöner und glänzender, weil sie nie aus dem Hause kam, denn alle Einkäufe besorgte eine alte, tyrannische Köchin, die schon gerade so lange im Hause diente, als Herr Andreas Boldewin Jahre zählte, weil sie damals seine Amme gewesen war. Indes Herr Boldewin im Hinterhause seine Salben und Tränke und wunderlichen Dinge kochte,

saß seine junge, schöne Frau am Fenster und nähte, stickte oder strickte und langweilte sich. An den Sonntagen, wenn die geputzten Familien vorüberzogen nach dem Dampferlandungsplatz, um den allbeliebten Hafen- und Badeort an der Mündung des Stromes zu besuchen, da blickte sie ihnen lange nach und seufzte. Es geschah dann auch bald, daß junge Männer häufiger die Straße passierten, die dort eigentlich gar nichts zu thun hatten. Darunter befand sich einer, ein junger Rechtsgelehrter, bei dessen Anblick der Busen der jungen Frau bald tiefer zu atmen anfing, und als er eines Tages langsam vorbeiging und sie grüßte, erschrak sie sehr, aber verneigte sich tief errötend wieder. Bei diesem Ereignis hatte aber Herr Boldewin unbemerkt im Hintergrunde gestanden und durch die geöffneten Thüren einer ganzen Flucht von Zimmern dieses Bild wie in einem Rahmen betrachtet. Könnte man von Gefühlen sagen, daß sie eine Farbe hätten, so waren die seinigen bei diesem Anblick von einem gelblichen Giftgrün. Ihn überströmte eine Flut von widerlichen Gedanken, die seiner selbstbewußten Eitelkeit bis jetzt ganz fremd gewesen waren, und Aussichten eröffneten sich plötzlich, von denen er sich nichts hatte träumen lassen. Die arme, kleine, hübsche Frau mußte diesen errötenden Gruß schwer büßen. Noch an demselben Tage wurden sämtliche Läden der auf die Straße führenden Fenster fest verschlossen und niemals wieder geöffnet, und die junge Frau mußte sich in dem geräumigen Hause in Zimmern, die auf den Hof mündeten, einrichten, wo sie einer strengen Bewachung unter-

lag und keine anderen Augen auf sie blicken konnten, als die der Sperlinge und Nachbarskatzen. Die jungen Männer aber wurden der ewig geschlossenen Läden mit den finstern, herzförmigen Einschnitten bald müde, sie verloren ganz die Teilnahme an dieser Straße und wandten ihre Aufmerksamkeit freundlicheren Gegenden zu. Die schöne Frau führte nun das Leben einer Gefangenen, aber obwohl sie zwei so gestrenge Wächter besaß, so geht doch die Sage, daß sie den jungen Rechtsgelehrten, der im Hause nebenan wohnte, bei dem verhängnißvollen Gruße nicht zum letztenmale gesehen habe.

Nach einiger Zeit ereignete es sich, daß die junge Frau Boldewin ein kleines, wunderhübsches Töchterlein bekam und bald nachher an den Folgen eines Kindbettfiebers verstarb. Das Kind aber gedieh und wuchs heran und wurde immer schöner. Sonst veränderte sich wenig in den Verhältnissen des Hauses, die Fensterläden nach der Straße zu blieben nach wie vor geschlossen, und die Insassen dieser ungastlichen Wohnung lebten ruhig weiter wie auf einer einsamen Insel im Weltmeer. Es kam überhaupt außer einer alten Lehrerin für das Kind niemand mehr ins Haus, denn seit einiger Zeit hatte Boldewin das Kochen von Salben und Tränken aufgegeben und sich ausschließlich einer Beschäftigung gewidmet, die er schon vorher mit Feuereifer angegriffen hatte. Unter den alten Büchern seines Vaters befanden sich eine Menge, die von der Alchimie und der Herstellung des Steines der Weisen handelten und mit einem mystisch erhabenen Unsinn strotzend

gefüllt waren. Bei dem Mangel jeder wissenschaftlichen Bildung kann es nicht verwundern, daß sich seine Phantasie bald mit ausschweifenden Ideen erfüllte und ihm die Erlangung der Kunst, Gold zu machen, als ein glänzendes und erreichbares Ziel vor Augen schwebte. So saß er denn eifrig Monate und Jahre lang und studierte die chymischen Schriften des Sincerus Renatus, des Ripläus, des Sendivogius und vor allem auch Kunckels „Laboratorium chymicum" und laborierte wacker drauf los. Man kann sich vorstellen, welche Verwirrung in seinem Geiste schließlich stattfand durch das ewige Grübeln über Schriften, die deren Verfasser zum allergrößten Teile selber nicht verstanden haben.

Unser Andreas Boldewin, der all diesen Unsinn auf guten Glauben hinnahm, ward nur immer mehr in seinem Vorhaben bestärkt und lebte der Hoffnung, daß ihm gelingen würde, den unvergleichlichen Stein zu entdecken und dadurch zu unermeßlichen Reichtümern zu gelangen. Daß er sich solchem Wahne hingab, ist am Ende nicht gerade so verwunderlich, wenn man bedenkt, daß viele Hunderte von Personen Zeit und Vermögen hinopfern, um das Perpetuum mobile zu erfinden, eine Maschine, deren Herstellung überhaupt nicht im Bereiche der Möglichkeit liegt, weil ihr Prinzip gegen die einfachsten Naturgesetze verstößt. Er ward zuletzt so hingenommen von solchen Gedanken, daß diese fixe Idee ihn ganz beherrschte und er mit der Sicherheit eines Fanatikers an den endlichen Erfolg seiner Bemühungen glaubte. Da sein Herz außerdem nur noch

an seiner schönen Tochter hing, die er abgöttisch liebte, so schwelgte er gern in dem Gedanken, daß diese dann bei so unermeßlichem und unbegrenztem Reichtume die Wahl haben würde unter den vornehmsten Freiern der Welt, so daß mindestens ein Fürst sie heimführen müsse. Darum hielt er sie ebenso wie ehemals seine junge Frau ganz abgeschieden von der Welt, so daß sie emporwuchs wie eine einsame Wunderblume.



IV. Eva.

Leonhard Brunow war als ein junger Doktor von der Universität zurückgekehrt und hielt sich bis zum Herbst, wo er eine Stelle in einer chemischen Fabrik antreten sollte, bei seinen Eltern auf. Er hatte sich im ersten Stock ein Laboratorium in seinem früheren Zimmer eingerichtet und verbrachte dort einen Teil der Tageszeit mit Arbeiten und Experimentieren; im übrigen freute er sich seiner Freiheit, die mit dem Eintritt in den neuen Beruf ein Ende nehmen sollte. Auch ihm ward mancherlei erzählt von dem wunderlichen Treiben in dem Hause des Andreas Boldewin und von der seltsamen Schönheit seiner Tochter, denn obwohl sie fast niemand zu sehen bekam, war doch ein Gerücht über dies märchenhafte Wesen in die Stadt gedrungen und alles ward natürlich außerdem fleißig übertrieben. Da der junge

Mann sein Leben in halbem Müßiggang verbrachte, so hatte er Zeit, über dergleichen nachzudenken, und da schon während seiner Kindheit alles seine Teilnahme erregt hatte, was man über das merkwürdige Treiben des Herrn Andreas Boldewin und über sein schönes Töchterlein erzählte, so beschäftigte er sich viel mit solchen Gedanken und es erwuchs in ihm der brennende Wunsch, eine nähere Kenntnis dieser Verhältnisse zu gewinnen.

Aber wie sollte dies geschehen, da das Boldewinsche Haus fast schwerer zugänglich war als ein türkisches Serail? Finster und verschlossen, als sei es jahrelang nicht bewohnt, lag das Haus da, und in den geheimnisvollen Garten konnte man von keiner Seite aus einen Blick werfen. Der junge Doktor hatte die Kühnheit, sich bei Herrn Boldewin als ein Gleichstrebender zu einem Besuche anmelden zu lassen, allein er bewirkte nichts als eine schroffe Abweisung. Und doch war er nur durch eine Wand von jenem Garten getrennt, und zwar durch die seines Laboratoriums. Neben diesem lag eine kleine Kammer, in der allerlei altes Gerümpel und dergleichen aufbewahrt wurde, und diese war ganz finster, weil sie merkwürdigerweise gar kein Fenster hatte. Als er dort einmal zwischen alten Büchern kramte, zu welchem Geschäfte ihm die offene Thür des Laboratoriums ein spärliches Licht gab, fiel ihm dies plötzlich auf, da es doch nicht gewöhnlich ist, selbst in solchen alten Häusern, daß Räume ganz ohne Licht gelassen werden. Er fing an, die Wände zu betrachten, konnte aber

nichts entdecken. Zugleich setzte sich aus irgend einem Grunde die Thür, die stets eine Neigung hatte, ins Schloß zu fallen, in Bewegung und that sich zu, so daß er plötzlich im Dunkeln war. Als er das Buch, das er eben in Händen hielt, fortstellen wollte, um die Thür wieder zu öffnen, fiel ihm durch die Lücke, in der das Buch gestanden hatte, eine feine, glänzende Linie in die Augen, wie ein Sonnenriß, durch den das Tageslicht schimmert. Er rückte schnell das Büchergestell von der Wand ab und fand dahinter eine kleine Fensteröffnung, die mit Rahmen und Scheiben noch vollständig versehen, jedoch von außen ersichtlich mit Brettern vernagelt war. Das eine dieser Bretter ließ durch einen feinen Riß das Licht schimmern. Das Fenster öffnete sich zum guten Glück nach innen, und als er dies bewerkstelligt hatte, fand er, daß er von dem Ziele seiner Neugier, dem geheimnisvollen Garten, nur durch eine dünne und schon ziemlich morsche Bretterwand getrennt war. Zugleich dämmerte ihm plötzlich auf, daß er in seiner Kindheit viel von einem Streit hatte sprechen hören, den sein Vater mit dem alten Klaus Boldewin um ein Fenster geführt hatte, welche Angelegenheit aber, noch bevor die Sache zum Prozeß kam, gütlich geschlichtet worden war. Der junge Mann stand eine Weile und horchte, allein hinter dem Bretterverschlag war nichts vernehmlich als ein sanftes, sommerliches Summen und ein Rauschen und ein Flüstern wie von Blätterwerk, und als er das Auge an den Sonnenriß legte, bemerkte er nichts als ein grünliches Geflimmer da=

hinter. Er ging in sein Laboratorium, holte einen Zentrumsbohrer und begann, obwohl ihm das Herz klopfte und ihm seine Handlungsweise nicht ganz in der Ordnung erschien, leise und vorsichtig ein sauberes, rundes Loch in die Bretterwand zu bohren. Das Holz war alt und nachgiebig, und von oben rieselte durch die Erschütterung reichliches Wurmmehl hernieder. Plötzlich, als er einen etwas stärkeren Druck anwendete, gab das ganze Bretterwerk, das durch Querriegel zu einer zusammenhängenden Tafel verbunden war, nach, das morsche Holz löste sich von den Nägeln, deren Köpfe längst weggerostet waren, und die ganze Bescherung rauschte mit ziemlichem Lärm zwischen der Wand und dem Rankenwerk von wildem Wein, der diese dicht bedeckte, in die Tiefe. Eine Flut von grünlichem Lichte drang durch das besonnte Blätterwerk in die langjährige Finsternis der Kammer ein und beleuchtete das erschrockene Gesicht des jungen Doktors. Zugleich erfüllte ein Strom von süßem Lindenblütenduft den dumpfigen Raum mit frischem Wohlgeruch.

Da alles still blieb, bis auf ein emsiges Summen fleißiger Bienen, faßte Bernhard neuen Mut, bog vorsichtig die Ranken des wilden Weines beiseite und steckte den Kopf hindurch, um in den fremden Garten zu blicken. Daß er dort einen blühenden Lindenbaum sah, bereitete ihm weiter keine Verwunderung, aber was unter diesem zu schauen war, jagte ihm solchen Schreck ein, daß er beinahe schnell wieder zurückgefahren wäre. Unter dem Baume standen

nämlich zwei Stühle und ein Gartentisch und auf dem Tische ein Teller mit Erdbeeren. Dies war es nun zwar auch nicht, was ihm das Blut zum Herzen trieb, aber auf dem einen dieser Stühle saß ein wunderschönes Mädchen von etwa siebzehn Jahren und sah mit großen, schwarzbraunen Augen verwundert auf ihn hin, indes die eine ihrer schlanken Hände mit einer Erdbeere auf halbem Wege innehielt. Indem nun diese jungen und hübschen Leute auf einander hinstarrten, erröteten sie beide sehr. Dann blickte das Mädchen ein wenig seitwärts und lachte halb verlegen und halb verwundert, sah wieder auf den jungen Mann hin und errötete noch stärker. Plötzlich, auf ein Geräusch vom Garten her, fuhr sie zusammen und erbleichte.

Aengstlich und verstohlen winkte sie Bernhard zurück, und obwohl er kaum etwas hörte, sah er doch, daß ihre Lippen Worte formten, die er zu verstehen glaubte. Sie schienen ihm seltsamerweise zu lauten: „Der Alte kommt!"

Schnell fuhr er mit dem Kopfe zurück und ließ die Ranken des wilden Weines sich wieder schließen. Auf dem Kies des Gartensteiges ward nun ein schlürfender Schritt hörbar und ein kurzes, trocknes Husten ließ sich vernehmen. Dann sprach jemand mit einer häßlich knarrenden Stimme: „Was war das eben für ein Geräusch, Eva?"

„Geräusch? ach!" antwortete diese, „ja mir ist auch so, als hätte ich was gehört. Es war wohl die große Nachbarskatze; sie ist immer hinter den Sperlingen her."

„So so! Nun, ich gehe jetzt zur Apotheke," sagte Herr Boldewin, „in einer halben Stunde bin ich wieder da. Adieu, mein Schatz." Dann entfernten sich die Schritte wieder, hallten weiterhin über das Steinpflaster des Hofes, eine Thür ward in der Ferne zugeschlagen und dann war es wieder still bis auf ein emsiges Summen fleißiger Bienen in dem blühenden Lindenbaum.

Nach einer Weile wagte Bernhard wieder hinauszublicken. Eva stand an dem Tische und machte sich mit den Erdbeeren zu schaffen, indem sie diese fortwährend von neuem auf dem Teller ordnete. Dann sah sie flüchtig von der Seite auf den jungen Mann und sagte so vor sich hin: „Nun ist er fort."

Bernhard wußte durchaus nicht, was er sagen sollte, das Herz schlug ihm mächtig bange, aber in seinem Kopfe war kein einziger Gedanke von klarer Form, sondern nur ein seltsames Strömen und Sieden unklarer, aber holder Empfindungen. Natürlich verfiel er auf das Trivialste und sprach mit einem Blick auf die Erdbeeren: „Wachsen die in Ihrem Garten?"

„Ach ja, viele," erwiderte Eva, dann aber sah sie plötzlich auf ihn hin und fragte: „Haben Sie da schon öfter durchgeguckt?"

„Nie!" sagte Bernhard und legte unwillkürlich die Hand aufs Herz, obwohl man das draußen gar nicht sehen konnte. Das Mädchen schwieg eine Weile und drehte eine Erdbeere am Stengel zwischen den Fingern, sah dann wieder von der Seite auf ihn hin und sprach

wie als Antwort auf Bernhards Frage: „Sie sind sehr reif und süß.“

„Ich glaub' es wohl!“ antwortete Bernhard und nickte heftig mit dem Kopfe. Eva blickte suchend eine Weile um sich her und endlich blieben ihre Augen an einer leichten Leiter hangen, die weiterhin an dem Stamme eines Frühkirschenbaumes lehnte. Bernhard war diesem Blicke gefolgt, und als sie dies bemerkte, errötete sie wieder ein wenig, sagte aber ganz tapfer: „Meinen Sie, daß sie hinaufreichen wird?“

„Gewiß!“ rief Bernhard, indem ihm das Herz zitterte über die merkwürdige und liebliche Entwicklung der Dinge. „Ich sehe es von hier, sie reicht ziemlich hinauf.“

Eva sah wieder eine Weile in den Garten hinein und zauderte. Dann zog sie ein wenig mit den weißen Schultern, lachte heimlich und verlegen vor sich hin und holte die Leiter, um sie an die grünberankte Mauerwand zu legen. Dann nahm sie den Teller mit Erdbeeren und stieg langsam die Sprossen hinauf. Als sie die genügende Höhe erreicht hatte, hielt sie den Teller, sich gerade aufrichtend, hoch empor, so daß Bernhard, wenn er den Arm lang ausstreckte, ihn eben erreichen konnte. Dieser aber faßte nun auch Mut und sagte: „So geht das nicht. Sie müssen ganz herauf kommen.“

Langsam, mit niedergeschlagenen Augen stieg Eva höher wie in einem Bann, indem sie, als die Leiterholme aufhörten, mit der Linken in das grüne Geflecht des wilden Weines griff. Endlich waren die

beiden jungen Gesichter auf einer Höhe und ganz nahe bei einander. Unwillkürlich bog sich Bernhard ein wenig zurück, als fürchte er sich vor dem leuchtenden Zauber mädchenhafter Weiblichkeit, der wie ein holdes Wunder vor ihm aufgestiegen war. Eva schlug die sammetbraunen Augen auf und eine Weile ruhten die beiden Blicke stumm ineinander. Dann gingen die langen dunklen Wimpern wie Schmetterlingsflügel einigemale hastig auf und nieder, wie um den seltsamen fremden Augenstrahl abzuwehren, das Mädchen wandte das Haupt seitwärts und hielt Bernhard stumm den Teller hin. Dieser wollte ihn ergreifen, hielt aber zugleich die schlanken Finger, die ihn umspannt hielten, in den seinen, und wie vor Berührung des Feuers zuckte er zurück, um den Teller an der anderen Seite zu fassen. Darüber kam dieser ins Schwanken, und da jeder glaubte, der andre hielte ihn, fiel er hinab.

Eva wollte nach ihm greifen und verließ sich dabei zu sehr auf die Haltbarkeit der grünen Ranken, an die sie sich mit der Linken geklammert hatte. Diese gaben nach und sie wäre gestürzt, hätte nicht Bernhard schnell ihren Arm ergriffen und sie an sich gezogen, und so geschah es denn mit einemmal, daß er die schlanke Gestalt fest umschlungen hielt, während die eine der zarten, blühenden Wangen an der seinen lag. Der Schreck über das glücklich vermiedene Unglück mochte nun wohl sehr groß sein, denn eine Weile lang wagten beide nicht diese Stellung zu verändern, während die beiden Herzen mächtig pochten und die langen Augenwimpern des Mädchens beim

Aufundniedergehen Bernhards Antlitz leise streiften. Dann glitten beide Wangen langsam und fast unmerklich aneinander hin, bis die Lippen sich begegneten, und dort geschah ein kleiner Aufenthalt, worauf beide ein wenig auseinander fuhren. Jedoch Eva schien nicht zu zürnen über das letzte kleine Ereignis, sie sah nur etwas verwundert und nachdenklich aus über eine Sache, die ebenso neu als beängstigend angenehm war. Ein leiser, kaum merklicher Druck des Armes, der sie umschlossen hielt, genügte, die mehrfache Wiederholung dieses ersten Versuches herbeizuführen, bis endlich ein unbekanntes Feuer durch ihre Adern lief, so daß sie sich stärker abdrängte und das Gesicht abwendend unter tieferen Atemzügen mit sanft erglühten Wangen seitwärts blickte.

„Ich muß nun fort!“ sagte sie leise.

„Noch nicht,“ erwiderte Bernhard, „wir sind ja Nachbarskinder und haben uns noch nie gesehen.“

Da kam es mit einemmal wie Uebermut in die dunklen Augen. Sie blickte Bernhard fast verschmitzt an und sagte: „O doch! Ich habe Sie schon öfter gesehen.“

„Wie ist das möglich?“ sagte dieser.

Eva lachte ein wenig und erwiderte: „Wenn ich mich sehr langweile, da schleiche ich mich manchmal in die dunklen Vorderstuben. Dann klettre ich auf einen Stuhl und gucke durch die Herzlöcher nach den Leuten, die vorübergehen. Da habe ich Sie schon zweimal gesehen. Und neulich, als Sie den Vater besuchen wollten, da habe ich durch das kleine Flurfenster ge-

sehen, wie Sie dort standen und warteten und sich indes die alte Wanduhr besahen. Ach, der Alte hat noch eine ganze Woche gebrummt, aber jetzt sagt er doch manchmal, er möchte Sie doch wohl einmal sprechen. Das wäre wunderschön, wenn Sie zu uns ins Haus kommen dürften."

„Ach du!" sagte Bernhard plötzlich und zog sie an sich.

„Ja, du, du!" erwiderte Eva, schlang die Arme um seinen Hals und verbarg den Kopf an seiner Brust.

Eine Hausthürglocke läutete in der Ferne und Eva fuhr erschreckt empor. „Er kommt schon zurück!" rief sie, stieg eilfertig die Leiter hinab und trug sie fort, so schnell sie konnte. Bernhard zog sich ebenfalls zurück und ordnete, so gut es ging, die arg verbogenen Ranken des wilden Weines. Dann hallten bedächtige Schritte näherkommend über das Steinpflaster des Hofes, und nach derselben Richtung hin eilten leichte Füßchen über den knirschenden Gartenkies. Abgerissene Laute eines kurzen Gespräches drangen in Bernhards Ohr, und dann ward es wieder still bis auf ein emsiges Summen fleißiger Bienen in dem blühenden Lindenbaum.



V. Der Alchemist.

Herr Andreas Boldewin saß unablässig in seinem Laboratorium, grübelte über seinen alten Büchern, die gefüllt waren mit dem Aberwitz finsterer Jahrhunderte, und suchte den Stein der Weisen. In seinen Tiegeln häufte er die sonderbarsten Dinge zusammen, und sein Schmelzofen, den er sich nach alten Vorschriften erbaut hatte, war oft Tag und Nacht im Gange. Zuweilen schien ihm eine Klarheit in den Unsinn zu kommen, den er aus den alten Schmökern schöpfte, und dann ward seine Thätigkeit fieberhaft, so daß er Essen und Trinken und Schlaf darüber vergaß. Aber alles zerrann ihm wieder in Rauch und Schlacke. Ach, er wußte nicht, daß die wahre Goldmacherkunst längst erfunden war, wenn auch in anderm Sinne, als die alten Laboranten meinten, und daß ein einziger, vielseitig verwendbarer Stoff, wie zum Beispiel die Salicylsäure, dem Erfinder unendlichen Reichtum zu schaffen im stande war. Zuweilen jedoch stiegen Zweifel in ihm auf und erzeugten den Wunsch, mit irgend einem Eingeweihten über diese Dinge zu sprechen. Da er aber gewohnt war, in diesem Falle bei dem Apotheker, an den er sich zu wenden pflegte, nur Achselzucken oder ihm unverständliche Ausdrücke zu finden, so ging er schon seit der Zeit, als Bernhard ihn vergeblich hatte besuchen wollen, mit dem Gedanken um, sich an diesen zu wenden, denn auch in diese Abgeschlossenheit waren Gerüchte über die Gelehrsamkeit des jungen Chemikers gedrungen. Als er nun ein-

mal bei Tisch diesen Gedanken wieder vorbrachte, verstand es Eva in listiger Weise, ihn in diesem Vorhaben zu bestärken, und nachdem er noch einige Tage geschwankt hatte, kam dieser Entschluß wirklich zur Reife. Bernhard Brunow war nicht verwundert, als die alte Köchin den Zettel mit einer Entschuldigung wegen der einstigen Abweisung und der Bitte um einen Besuch überbrachte, denn er war darauf schon durch das kleine Fenster in dem wilden Wein vorbereitet worden. Als er sich nun zum zweitenmal in das geheimnisvolle Haus begab, ward er von der Alten über den Hof in den Garten geführt und trat dann ein wenig pochenden Herzens bei dem Goldmacher ein. Dieser befand sich in seinem Arbeitszimmer, das er als ein richtiger Laborant überhaupt selten verließ, da er sich in dem schmutzigen, verräucherten Raume, in dem ein stumpfer Geruch nach Chemikalien und Kohlendunst herrschte, jederzeit am wohlsten fühlte. Ursprünglich war dies ein wohlgeschmücktes Gartenzimmer gewesen, und unter dem Ruß, Staub und Schmutz, der die Wände und die Decke gleichmäßig überzog, daß sie einem wohlangerauchten Meerschaumpfeifenkopf zu vergleichen waren, bemerkte man noch die geschweiften Muscheln und Rahmen üppiger Rokokoverzierungen und die Spuren reichlicher Vergoldung. In den früher offenen Kamin war nun ein Schmelzofen von sonderbarer Konstruktion hineingebaut, in dem auch heute ein Feuer glühte, und auf dem Sims dieses Kamins, sowie auf verschiedenen schmutzigen, von Säuren zerfressenen und von den mannigfaltigsten Flüssigkeiten

gefärbten Tischen und Geräten stand und lag ein wahrer Wust von Gefäßen, Tiegeln und andern Gegenständen, darunter sich besonders eine Anzahl von Flaschen bemerklich machte, deren farbiger Inhalt in dem sonst so verräucherten Zimmer auf das leuchtendste in der Sonne schimmerte. Im Grunde sah es in dieser Werkstatt eigentlich nicht viel anders aus als in einem allerdings besonders verschmutzten und unordentlichen chemischen Laboratorium gewöhnlicher Art.

Herr Boldewin, mit einem alten Schlafrock angethan, der vielfach fettig, von Säuren zerfressen und mit Brandflecken ausgestattet war, kam Bernhard etwas verlegen entgegen. Er war ein mittelgroßer Mann mit dünnem, strähnigem Haar und einem fetten, grauen Gesichte, dem ein Paar runde Augen von fast gelber Farbe etwas Eulenhaftes verliehen. Er hatte die Gewohnheit, den Leuten, mit denen er sprach, über die linke Schulter hinweg zu sehen und von Zeit zu Zeit das vielfach um den Hals geschlungene schwarzseidene Tuch, das ihm als Binde diente, im Nacken mit dem Zeigefinger zu lockern. Nachdem er etwas wie eine verworrene Entschuldigung hervorgestottert und Bernhard ersucht hatte, auf einem alten Sofa Platz zu nehmen, während er sich in einen Lehnstuhl mit Ohrenklappen setzte, begann er unablässig die Hände umeinander zu drehen und zu reiben, bis er endlich hervorschoß: „Sie sind nun wohl ein großes Licht in der chemischen Wissenschaft, Herr Doktor?“ Als Bernhard bescheiden ablehnend erwiderte,

daß er sich nach Kräften bemüht habe, in die Geheimnisse dieser ausgedehnten, täglich wachsenden und fortschreitenden Wissenschaft einzudringen, aber noch weit entfernt sei, wirklich etwas zu leisten wie seine großen Lehrer und Meister, da fiel der Alte mit hämischem Kichern, das in der Gegend des Kehlkopfes seinen Wohnsitz hatte, ein: „Ja, die Herren Professoren sollen ja ungeheuer klug sein und meinen, daß sie allein was können und daß die alten Alchemisten dumme Leute gewesen sind.“

Bernhard versuchte nun, Herrn Boldewin einen Begriff zu geben von den ungeheuren Fortschritten, die die Chemie als Wissenschaft in den letzten hundert Jahren gemacht hat, wie die Chemiker früherer Jahrhunderte nur im Dunkeln tappten gleich jemandem, der in finsteren, weitverzweigten Kellergewölben tastend etwas sucht, dessen Ort ihm nicht bekannt ist. Das war nun bei dem Herrn Boldewin wohl übel angebracht, denn sein erdiges Gesicht rötete sich und der Zeigefinger seiner rechten Hand lockerte heftig an der Halsbinde, während die Linke eifrig das blanke abgescheuerte Knie seiner alten schwarzen Hosen rieb.

„Oh, oh, oh!“ sagte er, „das geht zu weit, junger Herr Doktor. Und wenn Ihre Professoren Ihnen das gesagt haben, so sage ich Ihnen, daß die alten Gelehrten viel gewußt haben, davon man jetzt keine Ahnung mehr hat. Der Beweis ist doch der, daß man ihre Bücher nicht mehr versteht. Unter den alten Alchemisten waren welche, die zu den größten Gelehrten ihrer Zeit gehörten, glauben Sie denn, daß solche Leute Bücher

schrieben, die sie selber nicht verstanden? Nein, sie wußten, was man nicht mehr weiß und was verloren gegangen ist. Und haben sie nichts geleistet? Brandt entdeckte so nebenher die Herstellung des Phosphors, Böttcher die des Porzellans, das ist wohl gar nichts, he? Haben Sie nichts von dem berühmten Kunckelglas gehört. Nun, Kunckel war auch ein Alchemist und kein schlechter!"

Bernhard sah wohl ein, daß er mit dem verbohrten alten Herrn auf diese Art nicht weit kommen würde, und gedachte sich nicht weiter auf Streitigkeiten mit ihm einzulassen. Ihm war schon einige Zeit eine Inschrift aufgefallen, die neben dem Kamin an die rauchgeschwärzte Wand gekritzelt war. Sie lautete: „Diamand, Weinstein, Federweiss, nuzzen Gold, vierfach Feuer bereitet, der Feind findet den Stein."

Er fragte, was das zu bedeuten habe.

„Ach, damit," sagte Herr Boldewin, „habe ich viel Zeit verloren. Ein ganzes Jahr habe ich darüber gegrübelt und laboriert. Es gibt ein altes Buch, das betitelt ist: ‚Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii u. s. w.', für gewöhnlich nennt man es aber die ‚Insel Felsenburg'. Das Buch hat ein sehr kluger und erfahrener Mann geschrieben, der auch von der Alchemie nicht geringe Kenntnisse besaß. Es enthält viel Lebensgeschichten, darunter auch die des Monsieur Plager, der ein tüchtiger Laborant war. Darin findet sich nun eine Beschreibung, wie der berühmte Daniel Artista in Gegen-

wart des Herrn Plager vermöge einer Messerspitze voll rubinroten Pulvers zwei Pfund Blei in das feinste Gold verwandelt und später bei seiner plötzlichen Abreise dem Lehrmeister des Herrn Plager 6 Gran des köstlichen Pulvers und die Nachricht hinterläßt, daß aus dem 3. Verse des 28. Kapitels im Buche Hiob durch ein reines Anagramm der richtige Prozeß zu finden sei, den Stein der Weisen zu erlangen. Dieser Vers lautet: ‚Es wird ie des finstern etwa ein Ende, und iemand findet ia zuletzt den Schieffer tief verborgen.‘ Daraus haben nun die beiden Laboranten durch Buchstabenversetzung in achtmonatlicher Arbeit das herausgebracht, was dort an der Wand angeschrieben steht. Im Anfang, als ich erst begann zu arbeiten, habe ich darüber viel Zeit verloren, aber jetzt habe ich es schon lange aufgegeben. Ich arbeite jetzt fast nur mit Quecksilber oder Merkur, wie die alten Schriftsteller sagen, denn ich bin der Meinung des Sendivogius, der in der Beschlußrede seiner ‚Chymischen Schriften‘ sagt: ‚Der Merkur ist des Goldes Haus!‘“

In Bernhards Kopfe begann es sich wunderlich zu drehen, als er dieses sonderbare Zeug mit so viel Ueberzeugung und Eifer vortragen hörte, er glaubte sich einem Irrsinnigen gegenüber zu befinden, obwohl die gelben Augen des Herrn Boldewin gerade besonders pfiffig blickten.

Dieser war nun einmal im Zuge und fing an, von seinen Experimenten zu erzählen, bei welcher Gelegenheit er so sonderbare veraltete Ausdrücke und alchemistisches Kauderwelsch brauchte, daß Bernhard

ihm kaum zu folgen vermochte. Aber ein wahres Angstgefühl ergriff ihn, als ihm plötzlich die Gefahr klar ward, in der der Alte bei seinen mangelnden chemischen Kenntnissen täglich schwebte, zumal da er so viel von dessen Darstellungen verstand, daß die Furcht gerechtfertigt war, Herr Boldewin möge sich durch sein stetes Arbeiten mit Quecksilber gründlich vergiften oder auch einmal gelegentlich durch Knallquecksilber in die Luft sprengen. Denn er glaubte zu verstehen, daß die Experimente, die der fanatische Alchemist für die nächste Zeit vorhatte, in der Behandlung von Quecksilber mit Salpetersäure und Alkohol bestehen würden, wodurch sich unfehlbar das äußerst explosive Knallquecksilber bildet. Bernhard versuchte dem Goldmacher dies klar zu machen, allein dieser grinste nur überlegen, zwinkerte pfiffig mit den Augen und sagte: „Was denken Sie, junger Herr Doktor. Ich bin ein alter Laborant, habe hier in diesem Raum schon destilliert und digeriert und sublimiert, als Sie noch gar nicht geboren waren, und bin, wie Sie sehen, noch niemals in die Luft geflogen.“ Dann kicherte er wieder so recht von Herzen, daß er ganz rot im Gesicht wurde.

Bernhard wollte es aus guten Gründen mit dem Alten nicht verderben und schwieg auf diese Antwort. Sie unterhielten sich dann von einigen gleichgültigen Dingen, und zuletzt empfahl er sich in der Hoffnung, daß er, da ihm nun einmal der Eingang dieses Hauses geöffnet gewesen, noch öfter dort zugelassen werden würde.

⁂

VI. Heimlichkeiten.

Von Eva war in all dieser Zeit keine erfindliche Spur zu sehen oder zu hören gewesen. Zwar waren Bernhards Blicke immerfort durch die verwitterten Scheiben in den Garten geschweift, aber nichts hatte sich dort gezeigt, als ein sanftes Wiegen grüner besonnter Zweige, und nichts war vernehmlich gewesen, als der laute, schwatzende Gesang eines Gartenlaubvogels. Als er nun aber den weiten, dunklen Vorflur betrat, wo die riesigen Leinenschränke standen und die alte englische Wanduhr in der Einsamkeit tickte, da huschte plötzlich eine helle Gestalt hinter der Treppe hervor und umschlang ihn unter listigem Lachen. „Martha ist aus auf den Markt," flüsterte Eva dann, „und der Alte kommt um diese Zeit niemals in diese Gegend. Komm, komm!"

Damit zog sie ihn an der Hand einen Gang entlang, öffnete die Thür zu einem niedlichen, sonnigen Zimmer und schob ihn hinein. Dann lachte sie noch einmal fast lautlos und freute sich wie ein Kind über ihren Einfall. Als sie nun beide auf dem alten geblümten, schnörkelbeinigen Sofa saßen, rief Eva: „Angeboten hat er dir natürlich nichts, daran denkt er nicht, aber ich!" Damit sprang sie auf, holte einen Teller mit gezuckerten Erdbeeren, eine Flasche süßen spanischen Weines und zwei Gläser herbei, alles in einer zierlichen Eilfertigkeit und doch ein wenig unbeholfen, so daß man sah, Gäste zu bewirten, gehörte nicht zu den Uebungen dieses Hauses. Sie war offen=

bar sehr stolz auf diese Idee und sah Bernhard leuchtend an. „Es sind die letzten aus dem Garten,“ sagte sie, „ganz überreife, dunkelrote, für dich sind sie aufgespart.“

Sie schenkte ein und dann stießen beide an, aber ganz leise, daß nur ein zarter Ton von den alten, mit eingeschliffenen Anfangsbuchstaben verzierten Spitzgläsern ausging, und dann tranken sie auf ihr heimliches Glück. „Soll ich nicht zu deinem Vater gehen und ihm sagen, daß wir uns lieben?“ sagte Bernhard plötzlich. Sie sah ihn erschrocken an.

„Nein, das darfst du nicht!“ sprach sie dann schnell, „denn der Alte wirft dich ganz gewiß hinaus! Du glaubst es gar nicht, wie fest das in ihm sitzt, daß ich einen Fürsten oder doch wenigstens einen Grafen heiraten soll, wenn er erst das Goldmachen erfunden hat.“ Hier fügte sie ein kleines, etwas unehrerbietiges Gelächter ein und fuhr dann fort: „Wenn wir bei Tische sitzen, oder wenn er sonst mit mir zusammen ist, so spricht er fast nur davon und malt mir vor, was ich dann alles haben werde: die herrlichen Schlösser und Landgüter, die kostbarsten Pferde, die vergoldeten Kutschen und die gestickten Seidenkleider und unzählige Bedienten.“

„Er wird und kann das nie erfinden,“ sagte Bernhard, „und sollen wir darauf warten? Es muß doch etwas geschehen, oder wenigstens ein Versuch gemacht werden!“

Eva hielt eine Erdbeere am Stengel, die so rot war wie ihre schwellenden Lippen. Sie drehte

diese eine Weile im Zucker herum und verzehrte sie dann nachdenklich. Dann sagte sie plötzlich: „Das ist ja aber so einfach! Du mußt mich entführen!“

Bernhard sah sie ganz verblüfft an, denn sie machte diesen Vorschlag scheinbar im vollsten Ernst und ohne daß sie etwas Auffälliges darin zu finden schien. Sie aber fuhr eifrig fort: „Du mußt nicht denken, daß ich nicht weiß, wie es in der Welt hergeht. Erstens erzählt Martha mir alle Geschichten, die in der Stadt passieren; die sind oft wunderlich genug. Und dann bringt sie mir Bücher mit aus der Leihbibliothek — viele hundert habe ich wohl schon durchgelesen. In den Büchern ist es doch immer so — wenn es gar nicht anders geht, dann kommt eine Entführung. Ich denke mir das wunderschön, so süß und so graulich um Mitternacht, wenn wir in einer mit vier schnellen Pferden bespannten Kutsche über die Heide jagen!“

Dies alles sagte sie, als handle es sich um die natürlichsten Dinge von der Welt, und sah dazu aus wie ein Märchen. Es ging eine Frische und ein Duft süßer junger Weiblichkeit von ihr aus, wie sie so dasaß mit dem knappen Kleidchen aus einem veralteten, wunderlich geblümten Stoff, aus dessen zartem Spitzenbesatz der schimmernde Nacken und die hold gerundeten Schultern sich emporwölbten, um auf dem schönsten Halse die Wunderblume des anmutigen Köpfchens zu tragen. Als Bernhard sie nun eine Weile ganz nachdenklich anblickte und sich in die schwarzen Augen vertiefte, die zu denen gehörten, in deren Grunde immer

etwas wie Wunder und Geheimnis schwimmt, da ging es wieder wie ein Lächeln über ihr Gesicht und sie sagte: „Ach du, küsse mich doch lieber!“

Sie sank hingebend in seinen Arm und bot ihm die vollen Lippen dar. Nun genossen sie die Stunde und gedachten einstweilen der Zukunft nicht mehr. Draußen vor dem halboffenen Fenster summten die Fliegen, die Schwalben schossen zwitschernd vorüber, und aus dem Garten tönte der unablässige Gesang des Laubvogels. Zuweilen brachte von den Lindenbäumen ein stärkerer Lufthauch eine Wolke süßen Duftes, die das Zimmer mit Wohlgeruch füllte.

Eva trug um den Hals eine feine goldene Kette, deren Enden sich zwischen die Hügel des zarten, jugendlichen Busens verloren. Bernhard zog daran und brachte eine glatte goldene Kapsel zum Vorschein, ganz warm von ihrem lieblichen Versteck. Eva nahm ihm das Medaillon aus der Hand und öffnete es durch den Druck auf eine Feder. Es zeigte sich darin ein schönes, aber etwas schwermütig blickendes Frauenbildnis. Ueber Evas Antlitz ging ein ernster Zug, sie küßte das Bildnis und sagte: „Meine süße Mutter! Sie war nicht glücklich, sie liebte einen andern!“

„Aber woher weißt du das?“ fragte Bernhard peinlich berührt, „du hast sie ja gar nicht gekannt.“

„O, ich weiß alles,“ sagte Eva, „ich habe die alte Martha im Gespräch mit ihrer Freundin belauscht, da habe ich alles erfahren. Sie glaubten, ich sei in meinem Zimmer, ich war aber in der Kammer nebenan, wo die alten Kleider hängen.“

Plötzlich umschlang sie mit ihren weißen Armen ganz fest seinen Hals, legte den Mund dicht an sein Ohr und flüsterte leise, aber eindringlich: „Ich weiß noch mehr! Ich weiß auch, wer der Mann ist und habe ihn sehr lieb, weil meine Mutter ihn so gern hatte. Er wohnt im Hause nebenan und sieht so schön und stattlich aus, wie ich mir einen Fürsten denke. Früher, da ging er jeden Morgen zu einer bestimmten Stunde aufs Amt und da habe ich oft in der Vorderstube gestanden und ihm durch das Herzloch im Laden zugenickt; er konnte mich ja aber nicht sehen." Dann löste sie wieder die liebliche Schlinge, in welcher Bernhard gefangen war, lehnte sich ein wenig seufzend zurück und sagte: „Ach, könnt' ich ihm nur einmal die Hand küssen!"

Der wohlerzogene Bernhard war wieder ganz bestürzt über die Harmlosigkeit, mit der Eva alle diese Dinge vorbrachte, und sagte nichts weiter als: „Aber mein liebes Kind, das ist doch wohl nur Geschwätz von alten Weibern."

Sie sah ihn mit einem sonderbaren Blicke an: „Die Leute finden, ich sähe ihm ähnlich," sagte sie.

Es durchzuckte Bernhard wie ein Schlag. Fürwahr, das war nicht zu leugnen. Er sah plötzlich den auch ihm wohlbekannten Amtsrichter im Geiste vor sich. Da waren dieselben schwarzbraunen Augen, dieselbe feine gerade Nase, dieselben ein klein wenig zu vollen Lippen, die zu dem sonstigen Eindruck des Antlitzes etwas Genußbegehrendes hinzufügten, da waren sogar einzelne kleine Bewegungen und eine

eigentümliche Art zu lächeln, die beiden gemeinsam angehörte. Bernhard fuhr sich mit der Hand über die Stirne, als wolle er dort etwas fortscheuchen, das ihm peinlich und qualvoll war, aber Eva nickte befriedigt vor sich hin, als wollte sie sagen: „Ich weiß, was ich weiß, und was ich weiß, das weiß ich sicher!"

Sie füllte die Gläser wieder mit dem süßen, feurigen Spanierwein, hob das ihre empor und sagte: „Wir wollen anstoßen auf das, was uns teuer ist." Die Gläser klangen sanft zusammen und dann bemerkte Bernhard fast mit Schrecken, daß Eva auf einen Zug das ziemlich große Spitzglas leerte, und sah zugleich, daß schon die Glut des vorher genossenen aus ihren Augen leuchtete und ihre Wangen von seinem ungewohnten Feuer sanft gerötet waren. „Liebe Eva," sagte Bernhard, indem er die Flasche beiseite schob, „der Wein ist süß, aber stark, du kennst seine Tücke nicht."

Sie lachte übermütig: „Aber ein rechter Schulmeister bist du doch, ein rechter alter Schulmeister! Ich glaube, du bist furchtbar brav!"

In diesem Augenblick klang die Hausthürglocke und in demselben Moment schon huschte Eva hinaus, und Bernhard vernahm, wie sie die Thür von außen verschloß und den Schlüssel abzog. Eine Weile darauf hörte er sie mit der alten Köchin sprechen und kurz dahinter diese mit schlürfenden Schritten über den Hof nach der Küche gehen. Eva kam wieder zurück, ergriff Bernhard an der Hand und zog ihn hinter

sich her. „Nun ist der alte Spion wieder im Hause,“ sagte sie, „nun sind wir keinen Augenblick mehr sicher.“

Sie verabschiedete sich hastig auf dem Hausflur, doch als Bernhard die Thür öffnen wollte, hielt sie ihn zurück und rief ängstlich: „Nein, so geht das nicht!“ holte schnell eine kleine leichte Trittleiter herbei, stieg empor und hielt die Hausthürglocke fest, daß sie nicht läuten konnte, und so wie ein Dieb schlich sich Bernhard davon.



VII. C_2 Hg N_2 O_2.

Der junge Chemiker, lebhaft angeregt durch sein Gespräch mit dem sonderbaren Goldmacher, konnte in der Folge seine Gedanken kaum abwenden von den wunderlichen Experimenten und Anschauungen, von denen er dort gehört hatte. Er quälte sich vergeblich ab, Gründe und Beweise zu erfinden, den Alten von der Nutzlosigkeit und Thorheit seiner Arbeiten zu überzeugen, allein immer sah er wieder ein, daß dies ein vergebliches Bemühen sein werde, ebenso wie es unmöglich ist, jemanden wieder zur Vernunft zu bringen, der sich einmal in die Quadratur des Zirkels, das Perpetuum mobile oder in das lenkbare Luftschiff verbissen hat. Zugleich war Bernhard von einer steten Unruhe gequält, wenn

er an die neueren Experimente des Alten dachte; er konnte den Gedanken an die Gefahren, mit denen dieser in seiner Unwissenheit spielte, nicht los werden, der Gedanke an die furchtbaren explosiven Wirkungen des Knallquecksilbers verließ ihn gar nicht mehr, und dies gedieh bald so weit, daß ihn jedes laute Geräusch zusammenfahren ließ und er zuweilen des Nachts aus dem Schlafe emporschreckte, in der Meinung, einen lauten Knall vernommen zu haben.

Schließlich in seiner Unruhe verfiel er darauf, eine geringe Menge des gefährlichen Stoffes, an dem er eine so plötzliche Teilnahme gewonnen hatte, selber herzustellen, und obwohl diese so klein war, daß von einer zufälligen Explosion keine wesentliche Gefahr zu befürchten war, so ging er doch sonderbarerweise mit Zittern und Herzklopfen an diese Arbeit. Er bereitete sich eine Kältemischung, indem er salpetersaures Ammoniak mit Wasser mischte, setzte ein weites Glasgefäß hinein und löste darin drei Gramm Quecksilber in sechsunddreißig Gramm Salpetersäure auf. Sodann fügte er siebzehn Gramm Alkohol hinzu, schüttelte diese Mischung tüchtig um und dämpfte die alsbald entstehende heftige Reaktion durch einen weiteren Zusatz von siebzehn Gramm desselben Stoffes. Nachdem sich nun nach einer Weile das Knallquecksilber aus dieser Mischung in farblosen Krystallen abgeschieden hatte, nahm er mit einem Holzspan einen Teil davon hervor, trocknete ihn auf Fließpapier und ging nun unter einem, ihm als gewiegtem Chemiker selbst unerklärlichen Bangen daran, sich von den gefährlichen Eigen=

schaften des soeben hergestellten Stoffes zu überzeugen. Ihm war, als beginge er eine verwerfliche That, die besser unterbliebe, und jedes Geräusch, das sich draußen in der schwülen Stille des heißen Sommertages hervorthat, erschreckte ihn. Er legte das Knallquecksilber auf einen langen Kienspan, klemmte diesen in eine Ritze der Tischschublade, entzündete das Holz am äußersten Ende und beobachtete dann den Verlauf der Sache aus gesicherter Entfernung. Ein leichter Rauch stieg von dem knisternden Spane auf und verbreitete einen harzigen Duft im Zimmer, und während das kleine Flämmchen aufflackerte und allmählich dem Orte näher brannte, wo der Explosionsstoff niedergelegt war, empfand Bernhard ein Herzklopfen und eine peinliche Spannung, daß er fast anfing, sich dessen zu schämen, da er doch sonst gar nicht zu den Leuten gehörte, denen das angespannte Warten auf einen Schuß oder Knall unangenehme Empfindungen bereitet. In dem Augenblick nun, da die Flamme des harzigen Holzes schon ganz in der Nähe jenes Stoffes flackerte und in weniger als einer Minute die Wirkung vorauszusehen war, geschah plötzlich ein so furchtbarer Knall, daß die Grundfesten des Hauses erschüttert wurden, die Fenster klirrten, die Thüren aufsprangen und Bernhard vor Schreck fast vom Stuhle fiel. Ein knisterndes Krachen und ein Rieseln des Kalkes von den Wänden folgte hinterher, dann ward es totenstill. Von einer schrecklichen Ahnung erfüllt, stürzte Bernhard in das Nebenzimmer. Dort lagen die Scheiben des kleinen Fensters

zum Nebengarten eingedrückt und zersplittert am Boden. Er riß es auf und schaute durch den wilden Wein in den Garten des Goldmachers. Zur Seite, wo hinter dem Grün des Buschwerks das Laboratorium gelegen war, quoll eine schwere, gelbgraue Wolke von Staub und Rauch hervor und verlor sich langsam in die stille Sommerluft. Nun hörte er die kreischende Stimme der alten Martha in der Ferne und eilte so schnell er konnte auf die Straße. Hier waren die Leute zusammengelaufen oder schauten mit angstvollen Gesichtern aus den geöffneten Fenstern und thaten ratlose Fragen aneinander. Ohne sich aufhalten zu lassen, eilte Bernhard an ihnen vorüber durch die schmale Quergasse und kam noch rechtzeitig vor dem Boldewinschen Hause an, bevor die arg erschrockenen Umwohner mit ihren Vermutungen zu einem richtigen Schluß gekommen waren, denn die erste Meinung der Leute ging dahin, die Explosion sei in der Werkstatt eines benachbarten Feuerwerkers geschehen, und dorthin lief einstweilen die Menge zusammen. Als Bernhard in dem Garten anlangte, fand er die alte Martha dort, die jammernd vor den Trümmern des zerstörten Laboratoriums stand, und Eva, die ihn starr und geisterbleich mit großen Augen verwirrt anblickte. Die Thür des ehemaligen Gartenzimmers hing zersplittert in ihren Angeln, die Fenster waren zerstört und große Stücke aus den geborstenen Mauern nach außen geworfen. Die Decke war zum Teil eingestürzt, die größte Menge der Dachziegel herabgeworfen, und die zersplitterten Sparren des Dachgebälkes ragten in die

Luft empor. Seltsam war es, daß ein Schwalbennest unter dem Dachvorsprung ganz unversehrt geblieben war und die Alten, als sei nichts geschehen, zwitschernd ihre Jungen fütterten. Als Bernhard in den zerstörten Raum eindringen wollte, fühlte er plötzlich seine Hand festgehalten. „Geh nicht hinein!“ flüsterte Eva.

Er entwand ihr die Hand. „Laß mich,“ sagte er, „vielleicht ist noch Hilfe möglich.“ Sie schüttelte den Kopf. Als er zurückkehrte, las man den Schauder auf seinem Gesicht. Halb bedeckt von den Trümmern der eingestürzten Decke, hatte er den alten Goldmacher gefunden mit zerschmettertem Kopfe. Unterdessen waren Leute forschend in das Haus eingedrungen, und der Garten füllte sich mit Menschen, die mit bangem Flüstern die Stätte des Unheils umstanden und die Beete zertraten. Die Nachricht verbreitete sich mit geheimnisvoller Schnelligkeit in der Stadt, und immer mehr Leute drangen in den sonst so ängstlich verschlossenen Garten. Dann kamen die Gerichtspersonen, um den Thatbestand aufzunehmen, unter der Leitung des benachbarten Amtsrichters. Als dieser einige Worte der Teilnahme an Eva richtete, sah er sie mit einem Ausdrucke erinnernder Verwunderung an, während sie mit einem seltsamen Blicke zu ihm aufsah. Er blickte nachher noch einmal scharf und heimlich nach ihr hin, fuhr hierauf mit der Hand über die Stirn, als wolle er etwas hinweglöschen, und wandte sich dann seinem traurigen Geschäfte zu. Als er später in einem der nach dem Garten gelegenen

Zimmer am Tische saß und dem Schreiber das Protokoll diktierte, und aller Aufmerksamkeit gerade auf Bernhard gerichtet war, der seine Mutmaßungen über die Entstehung des Unglückes auseinandersetzte, da fühlte der Amtsrichter plötzlich eine weiche, warme Berührung auf seiner Hand, die er über die Stuhllehne hinabhängen ließ. Als er sich verwundert umsah, erblickte er Eva, die leise zur Thür hinausglitt. Bernhard sprach unterdes weiter, aber nach einer kurzen Zeit unterbrach ihn der durch seine schnelle Auffassungsgabe berühmte Amtsrichter und bat ihn fast ein wenig verwirrt, er möge doch die Güte haben, die letzten Sätze noch einmal zu wiederholen.



VIII. Wie es weiter kam.

Der einzige Bruder von Evas Mutter war Landmann. Er hatte sich durch Fleiß und Geschick ausgezeichnet und schließlich durch eine Heirat die zur Bewirtschaftung eines großen Gutes so notwendigen Geldmittel in die Hand bekommen. Jetzt war der noch junge Mann bereits in dem glücklichen Besitz des sehr großen Gutes Wiesenthal nicht weit von der Stadt und sah sich schon nach andern Erwerbungen um. Sofort nachdem die Nachricht von dem Unglück und dem schrecklichen Tode des alten Goldmachers zu ihm gedrungen war, hatte er anspannen

lassen und seine schöne junge Nichte zu sich geholt. Diese hatte in einer heimlichen Stunde stürmischen Abschied von Bernhard genommen und nun war es zu Ende mit den verstohlenen Zusammenkünften an dem verborgenen Fenster, und nur noch Briefe gingen zwischen ihnen hin und wider. So verrann die Zeit und ein Monat ging ins Land. Zu Anfang des August kam ein Brief von Eva, der Bernhard, trotzdem er fortwährend gegen dies Gefühl anzukämpfen versuchte, in eine sonderbare Unruhe versetzte. Er lautete:

„Mein geliebter Bernhard!

Gestern habe ich im Park eine Stelle entdeckt, die ist wunderschön, und ich möchte wohl dort mit Dir zusammen sein. Denke Dir, ganz am Ende, wo der Park in den Wald übergeht, da zweigt ein Weg ab, fast ganz verwachsen, daß man die Büsche voneinander biegen muß, wenn man dort gehen will. Dieser führt zu einem kleinen Platz am Wiesenrand, wo ein kleines Wasser entspringt, in Stein gefaßt, und darüber breitet eine alte, mächtige Linde ihre Zweige aus, und ringsum ist dichtes Gebüsch, so daß man von der alten, bemoosten Steinbank aus, die sich dort befindet, nur durch eine Lücke die weite Wiese sehen kann und den fernen Wald, der sie umgibt. Hinter der Bank ist eine Bildsäule, ein kleiner nackter Junge aus Stein mit Flügeln, der schießt mit einem Bogen und zielt auf mich, wenn ich dort sitze. Dort ist es so heimlich, und man ist ganz aus der Welt. Mir gefällt es hier in Wiesenthal noch immer sehr gut, nur daß

Du nicht bei mir bist, das ist nicht schön. Onkel und Tante sind stets so freundlich gegen mich und auch die Kinder. Ich weiß nicht, ob ich Dir geschrieben habe, daß wir jetzt Besuch haben. Es ist der jüngste Bruder von meiner Tante und heißt Albert Brinkmann. Er studiert Medizin schon über fünf Jahre; Medizin soll das schwerste Studium sein, aber nun wird er bald sein Examen machen, das soll auch sehr schwer sein, sie werden so oft examiniert, ich glaube wohl sechsmal. Ich sage immer Onkel Albert zu ihm, und darüber müssen wir viel lachen. Denke Dir, vor acht Tagen war große Gesellschaft hier zu meiner Tante Geburtstag, und aus der Umgegend waren alle Bekannten geladen, solche, die Onkel und Tante gern haben, aber auch solche, die sie nicht gern haben, denn das geht nicht anders. Am Abend wurde viel getanzt, nur ich tanzte nicht mit, weil ich es nicht gelernt habe, und dann habe ich ja auch Trauer. Sonst haben alle Damen getanzt, selbst die alte dicke Madame Beselin, die dreihundert Pfund wiegt. Ihr Tänzer sagte aber nachher, lieber wolle er eine ganze Last Korn zu Boden tragen, als die noch einmal um den Saal bringen. Er schwitzte aber auch ordentlich und sie auch. Ich würde nicht mehr tanzen, wenn ich so dick wäre. Albert sagte nachher, es sei doch eine Schande, daß ich nicht tanzen könne, und nun habe ich alle Tage Stunde bei ihm. Er tanzt himmlisch, das sagen alle Damen, und ich lerne es furchtbar schnell, die gewöhnlichen Rundtänze kann ich alle schon recht gut; ‚wie Oel‘, sagt Albert. Du

sagtest einmal, Du hättest nicht tanzen gelernt; wenn wir einmal wieder zusammen sind, da sollst Du es bald lernen, das will ich Dir schon eins, zwei, drei beibringen. Onkel Albert spielt auch sehr schön Klavier, und denke Dir, wenn man ein Handtuch über die Tasten deckt, so ist ihm das vollständig egal, er spielt doch alles ganz richtig. Da habe ich nun wirklich ‚Onkel‘ geschrieben, es ist doch zu komisch. Nun aber muß ich schließen, denn ich muß in den Park zum Schießstand. Pistolenschießen lerne ich nämlich auch bei ‚Onkel‘ Albert. Zuerst habe ich recht vorbeigeknallt, denn ich machte beim Abdrücken immer die Augen zu, jetzt treffe ich aber schon manchmal die Scheibe, und einmal habe ich sogar ins Zentrum geschossen, aber nur aus Versehen, denn es war in der ersten Zeit, als ich noch die Augen zumachte. Er aber schießt ganz famos und war in Heidelberg der beste Pistolenschütze. Denke Dir, er hat schon siebzehn Mensuren gehabt, aber nicht mit Pistolen, sondern mit Schlägern. In Heidelberg nannten sie ihn das Notenblatt, weil er auf der linken Backe fünf Horizontale übereinander hatte; die sind aber sehr gut geheilt und nicht mehr viel zu sehen. Doch nun muß ich wirklich schließen.

Es grüßt und küßt Dich tausendmal
Deine Dich innig liebende
Eva.“

Es ist nicht zu verwundern, daß Bernhard diesen Brief mit ein wenig gemischten Empfindungen las und daß er ihm ein Gefühl des Unbehagens und der

Unruhe hinterließ. Er war der erste junge Mann, der mit dem schönen Kinde in Berührung gekommen war — hatte nicht vielleicht ein bloßer sinnlicher Instinkt das junge und feurige Mädchen so schnell in seine Arme geführt? Ihr hatte nie eine Mutter zur Seite gestanden, und Klatschgeschichten, die nicht für ein reines Ohr bestimmt waren, nebst unpassenden Romanen waren die geistige Nahrung ihrer frühen Mädchenjahre gewesen. Nun ward sie plötzlich aus ihrer Einsamkeit mitten in die unbekannte Welt versetzt, die mit tausend neuen Reizen auf sie einstürmte, und alle Verlockung, die für Mädchen, die von Kind auf unter Menschen leben, durch Erziehung oder Gewöhnung sich abstumpft, drang doppelt ein auf ein unerfahrenes Herz, das keine Vorsicht kannte.

Diese Unruhe wuchs und ward zur Qual, als ein weiterer Brief von Eva zur gewohnten Zeit nicht eintraf. Nun litt es ihn nicht länger in der Stadt, die widerlichsten Gedanken bestürmten ihn und ließen ihm keine Ruhe — er mußte sich Gewißheit verschaffen. Das Gut und dessen Umgebung war ihm bekannt, denn mit dem Sohne eines benachbarten Besitzers befreundet, hatte er einmal die Sommerferienzeit in der Gegend verbracht, jedoch den jetzigen Inhaber kannte er nicht. Es war aber eine gute Krugwirtschaft in dem Dorfe, wo er einzukehren gedachte, um dann weiter seinen Zweck zu verfolgen. An einem heißen Augusttage brach er auf und gelangte nach dreistündigem Marsche in eine große Waldung, die zum Teil jenem Gute zugehörig war. Es war

ein friedlicher und stiller Sonntag, in den die wilde Unruhe seines Herzens wenig hineinpaßte. An den Grabenufern zur Seite des Weges blühten unzählige Blumen und schauten alle wie mit stillen, kleinen Gesichtern nach ihm hin. An lichteren Stellen summte ein mannigfaches Geschlecht von Fliegen, und Libellen aller Art tanzten an den sandigen Abhängen dahin oder standen schwirrend in der Luft, während sich auf den kleinen Waldwiesen Kaisermäntel und Perlmutterfalter lautlos im Sonnenschein wiegten. Und alle die so leicht beweglichen Wipfel standen wie versteinert da, als lauschten sie mit allen Blättern auf die große, sommerliche Stille. Dieser feierliche Frieden ward ihm fast zur Pein. Endlich trat er aus dem Walde und sah eine mächtige Wiese vor sich liegen, an deren Rande der Weg entlang führte. Gegenüber erhoben sich die stattlichen Baumwipfel des Parkes von Wiesenthal. Als er nun zwischen Wiese und Wald hinschreitend dorthin gelangt war, fand er zur Seite eine kleine unverschlossene Heckenpforte, die in den Park hineinführte, und nun beschloß er, anstatt auf dem breiten Fahrwege fortzuschreiten, der zum Dorfe führte, seinen Weg durch den Park zu nehmen, zumal da er nicht fürchten durfte, in dieser heißen Nachmittagsstunde, wo man auf dem Lande die Kühle des Hauses aufzusuchen pflegt, dort jemandem zu begegnen. Auch verlockte es ihn stark, jenen verborgenen Ort an der Quelle aufzufinden, den Eva in ihrem Briefe erwähnt hatte.

Nichts störte an diesem Sommernachmittage die

feierliche Stille der Natur. Bernhard schritt auf einem Wege dahin, der sich am Rande der Wiese entlang zog und zur Seite von einem jener fast lautlos dahinfließenden Bäche des Tieflandes begrenzt war. Um die Stämme der alten Weiden flogen schon jene schönen Schmetterlinge, die den Herbst verkündigen: der bunte Admiral und der sammetbraune Trauermantel, dessen Flügel wie mit Gold eingefaßt sind. So schritt Bernhard eine Weile fort, bis aus dem Park eine mit Haselbüschen, wilden Rosen, Weißdorn und andern Gesträuchen bewachsene Halbinsel in die Wiese vorsprang. Zwischen dem mannigfaltigen Gebüsch hatte sich wilder Hopfen mächtig emporgerankt und dadurch waren an manchen Stellen fast undurchdringliche Dickichte gebildet. Vor diesem Orte bog der Weg ab und führte tiefer in den Park hinein. Als Bernhard dieser neuen Richtung eine kurze Strecke gefolgt war, stutzte er plötzlich, denn er sah einen schmalen, etwas verwahrlosten Weg, der in das Dickicht der Halbinsel hineinführte. Offenbar war seit lange für diesen Steig nichts gethan worden, denn er war mit Gras und Kraut hoch bewachsen und die umliegenden Büsche hatten ihn stellenweise mit ihren Wurzelschossen erfüllt. Es durchzuckte Bernhard wie ein Schlag, als er bemerkte, daß der Weg offenbar vor kurzem begangen war, denn die hohen Gräser waren wie von menschlichen Fußtritten niedergebogen und richteten sich zum Teil mit leisem Knistern wieder empor. Eine plötzliche Hoffnung erfüllte ihn; vielleicht war dies der Weg,

der zu Evas Lieblingssitze ging, und er traf sie dort allein. So leise wie möglich verfolgte er den schmalen und etwas gewundenen Pfad, der auf die gegenüberliegende Wiesenbucht zuzuführen schien, und bald erkannte er, daß dort ein mächtiger Lindenbaum seine rundliche Kuppel wölbte. Als er so pochenden Herzens weiter schritt, erschien dort plötzlich unter dem Dämmer der Lindenzweige durch eine Lücke im hopfenberankten Gebüsch wie in einem Rahmen das Steinbild eines geflügelten Amors, der mit Pfeil und Bogen in die Welt hineinzielte. Nun schlug ihm das Herz fast bis zum Zerspringen. Als er eine Weile still stand, um sich zu beruhigen, hörte er ein sanftes, tönendes Rieseln wie von fließendem Wasser, und nun, was war das? Das war kein klingendes Quellengeplätscher mehr, obgleich es ihm ähnlich erschien, das war ein leises, kurzes Mädchenlachen, und so lachte auf der Welt nur eine. Aber wenn sie lachte, war sie nicht allein. —

Bernhard stand an einer Biegung des Weges und die Aussicht ward ihm verdeckt durch ein dichtes, hopfenberanktes Gebüsch von Nußbaum und wilden Rosen, durch dessen Lücke er nur den grauen steinernen Amor sehen konnte. Leise trat er einige Schritte vor, nun ward das Gebüsch, das ihm die Aussicht versperrte, lichter und bot eine andre kleine Lücke dar, und durch diese sah der unglückliche Bernhard noch mehr, als er gefürchtet hatte. Dort sah er Eva zärtlich hingeschmiegt an einen jungen, hübschen Mann in heller Kleidung, der ihren schlanken Leib umschlungen hielt, während sie, mit beiden Armen seinen Hals um-

fassend, zurückgebogenen Hauptes in seinen Küssen aufging. Noch konnte es ein Irrtum sein, obwohl sich die ihm so wohlbekannte schlanke, zärtliche Gestalt in ihrem schwarzen Kleide deutlich von dem hellen Anzuge des jungen Mannes abhob, doch plötzlich fuhren alle drei Teilnehmer dieser Begebenheit in jähem Schreck zusammen, denn eine Schwarzamsel, die in der Gegend ihren Geschäften nachging, hatte Bernhard bemerkt und erhob nun jenes zeternde Warnungsgeschrei, das dem birschenden Jäger so verhaßt ist, weil es dem klugen Wilde seine Anwesenheit verrät. Die jungen Leute unter dem Lindenbaum schreckten auseinander und wandten ihre Gesichter jenem Orte zu, woher der plötzliche Lärm kam, und nun sah Bernhard — es war kein Zweifel mehr, sein Geschick war entschieden.

Das junge Paar beruhigte sich bald, Eva lachte darüber, daß sie sich so hatten erschrecken lassen, jenes entzückende, kleine, kurze, silberne Lachen, und dann wandten sich beide ihrer verliebten Beschäftigung wieder zu.

Bernhard hatte, als er sich zur Seite bog, um nicht gesehen zu werden, in den dornigen Zweig einer wilden Rose gegriffen. Die spitzigen Haken drangen in sein Fleisch ein, allein er ließ die Ranke nicht los, sondern packte nur noch fester zu, der Schmerz that ihm wohl. So stand er eine Weile, während es ihm dunkel vor den Augen ward, und rang nach Fassung.

Dann löste sich langsam seine Hand von dem

dornigen Zweige und lautlos, wie er gekommen, ging er davon, hinter sich lassend den schönsten Traum seiner Jugend.



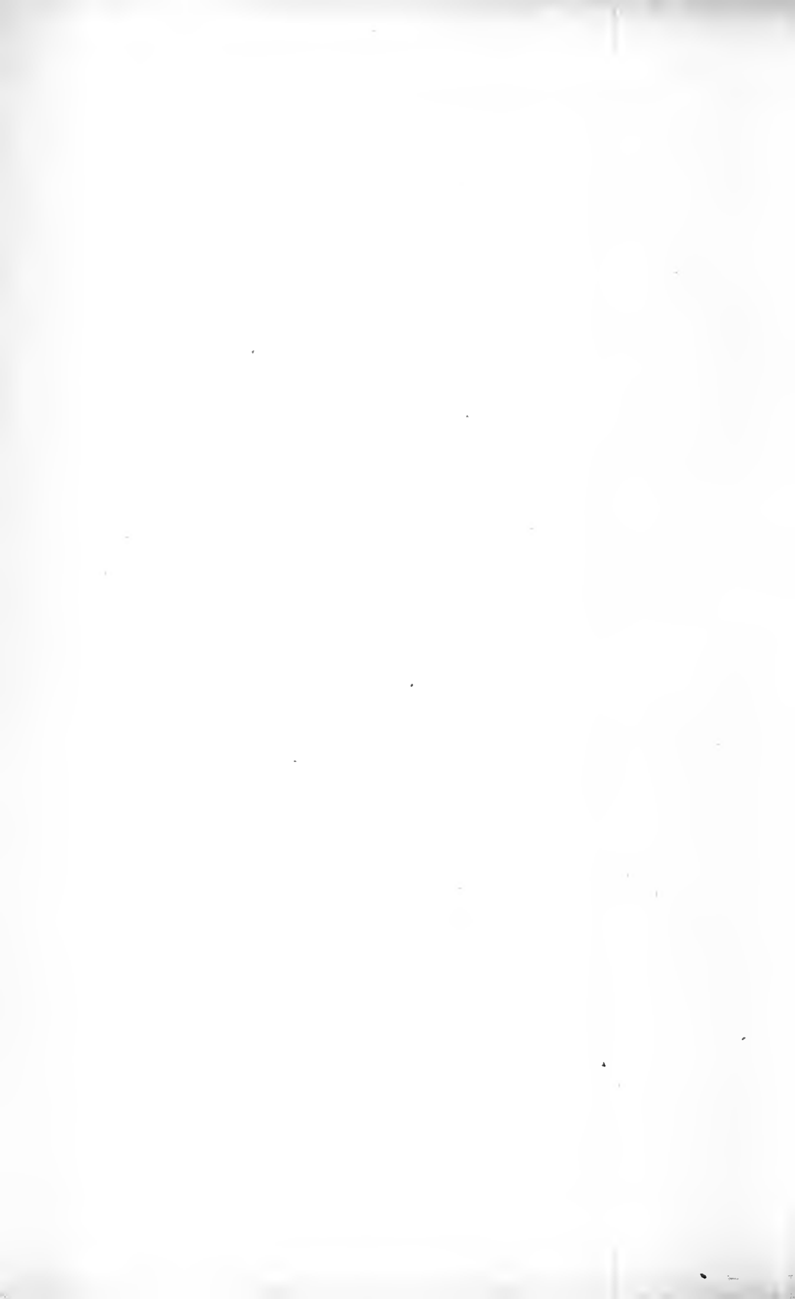
IX. In der Dämmerung.

Es dunkelte schon, als der Doktor Bernhard Brunow in jener Fliederlaube des Gartens vor der Stadt aus seinen Träumereien dadurch erweckt wurde, daß ein Mädchen der Wirtsleute kam, den Tisch abzuräumen, weil unterdes der Himmel sich bezogen hatte und schon einige Regentropfen fielen. Er stand auf mit einem kleinen Seufzer, zugleich war aber um seinen Mund das stille Lächeln dessen, der überwunden hat. Er machte sich auf den Heimweg. Unter den Ulmen und Platanen war es schon dunkel, leer und still, nur der Regen trommelte auf den Blättern. Der Doktor wanderte nun in der Dämmerung langsam seinen Weg, während die Tropfen leise auf ihn hernieder rieselten. Noch stärker und würziger kam in der Kühle des Abends der Heuduft aus dem Wiesengrunde, die Blätter der wilden Rosen am Wegesrande hauchten ihren apfelartigen Geruch aus, und in dem dunklen Gebüsch schlug zuweilen abgebrochen wie aus einem Traume heraus eine Nachtigall. Dann kamen zur Seite die Gärten der Landhäuser und füllten rings die Luft mit einem Hauch von blühenden Rosen und Jasmin, und dann war

wieder die schwarze Chaussee da und der stumpfe und dem Doktor doch so heimische chemische Dunst. Er wanderte vorüber an den zahlreichen Fabrikgebäuden, die am Tage so lärmreich und geräuschvoll waren, doch nun so still und tot dalagen und mit mannigfachen dunklen Giebeln und Schornsteinen in die dunstige Regenluft emporragten. Dann tönte das Brausen des Wehres am Mühlenthore vor ihm; er stand eine Weile und blickte nachdenklich in das stürzende Wasser und den fließenden Schaum, ging dann nach der andern Seite, wo das Wasser glatt war und jeder Regentropfen einen kleinen Kreis um sich machte, in dessen Mitte das Wasser zierlich aufhüpfte, und diesem Spiele sah er lange zu. In den sonst so frischen und thätigen Doktor war wohl heute ein ganz besonders träumerischer Geist gefahren. Dann schlenderte er langsam durch das altertümliche Mühlenthor und die wegen des Regens fast leeren Straßen seiner Wohnung zu. Als er in sein Zimmer trat, dessen Fenster geöffnet waren, fand er es ganz erfüllt von frischem Lindenblütenduft und der Kühle des Regens. Er zündete kein Licht an, sondern nahm eine Cigarre und setzte sich in einen Lehnstuhl ans geöffnete Fenster. Dort saß er noch lange, während draußen die Linden blühten und der feine Regen unabläßig auf sie niederrieselte.

Hans Beinharts Abenteuer.







I. Die Heimkehr.

Fünf Jahre hindurch war ich nicht in meiner Vaterstadt gewesen, da mein Beruf mich auf Reisen und Arbeiten in fremde Länder geführt hatte. Endlich für längere Zeit in die Heimat zurückgekehrt, hatte ich mich, sobald es anging, freigemacht, um zum erstenmal seit Jahren in ungestörter Ruhe einige Wochen bei meiner Mutter zu verleben. Wie behaglich berührte es mich, als das erste Plattdeutsch wieder an mein Ohr tönte, und wie gern lauschte ich den behäbigen Gesprächen meiner Mitreisenden, deren Mundart jenen breiten Beigeschmack hatte, an dem meine Landsleute in der Fremde sofort erkannt werden. Schon jetzt wehte mich etwas an wie Ruhe und Frieden, die Leute hatten alle so wundervoll viel Zeit, und die Bahnbeamten betrieben ihr Geschäft nicht in unwürdiger Hast, sondern hübsch gemächlich und ohne jede Uebereilung. Es ist jetzt in dieser Hinsicht sehr viel anders geworden, aber damals war noch die schöne Zeit, da man in der Station Kleinen auf die Frage, wann der Zug weitergehe, von dem Schaffner

die Antwort erhalten konnte: „Ja, ich weiß's auch nich, zehn Minuten kann's woll noch dauern." Es dauerte dann aber gewiß noch zwanzig, welche angenehme Pause man mit der Vertilgung vortrefflicher Krabben-Butterbröte würdig ausfüllen konnte. Der Zug ruckelte so gemächlich durch die fruchtbare Landschaft, daß man den Stand der Feldfrüchte in aller Ruhe betrachten und vergleichen konnte, und die Goldammern, behaglich nebenher fliegend, immer noch Zeit hatten, auf jeder Telegraphenstange ihr Liedchen zu singen. Jedoch in das Reich der böswilligen Erfindung möchte ich die Geschichte von jenem Landbriefträger verweisen, der mit einem gewissen Zuge jedesmal eine Strecke mitzufahren pflegte. Als er sich nun aber einmal ausnahmsweise zu Fuße auf den Weg machte und nach dem Grunde befragt wurde, da sagte er, wichtig einen Brief emporhebend: „Hüt heww ik kein Tied to führen — dei Breif hett Ihl!"

Im übrigen kam man zuletzt doch auch an, gerade so wie heute, und so traf ich denn glücklich in meiner Vaterstadt ein. Ich übergab meinen Gepäckschein einem Dienstmanne und machte mich zu Fuß auf den Weg. Viele Menschen und Städte hatte ich gesehen, und eine Fülle des Neuen war an mir vorübergerauscht, doch nun war mir mit einemmal so zu Mute, als sei ich in den Drehpunkt der Zeit gekommen, wo sie stille steht, denn hier war alles so, als ob ich es gestern erst verlassen hätte. Auf dem Bahnhofe lungerte wie gewöhnlich Adi Lemmermann, Müßig-

gänger von Profession, der mal in grauen Zeiten irgend ein Examen nicht hatte hinter sich bringen können und nun schon seit lange von den Zinsen eines kleinen Vermögens lebend als Mörder und Dieb bekannt war, allerdings nur von jener harmlosen Sorte, die die Zeit totschlagen und dem lieben Gott den Tag abstehlen. Mit demselben nichtssagenden Blicke wie vor Jahren betrachtete er die Aussteigenden und sah so überflüssig aus wie immer. Auf der Promenade begegnete mir, die Hände auf den Rücken gelegt und den Kopf etwas in den Nacken gerichtet, der uralte emeritierte Prorektor Rein auf seinem gewohnten Spaziergange um den Pfaffenteich. So uralt sah er schon aus vor fünfzehn Jahren, als ich vor ihm auf der Schulbank saß und er mich von Zeit zu Zeit, wenn ich wieder einmal meine unüberwindliche Abneigung gegen die alten Sprachen allzudeutlich kundgegeben hatte, mit milder Stimme fragte: „Beinhart, wann gehen Sie ab?“ worauf die ganze Klasse im Chore zu antworten pflegte: „Noch lange nicht, Herr Prorektor.“ Dann schüttelte er sanft sein weißes Haupt und sagte: „Das ist schade!“ Nicht weit hinter ihm kam auch richtig der ewig betrunkene Böttcher Maaß angetorkelt, wie er so oft schon seit unzähligen Jahren torkelte, und hinter ihm war wie immer ein johlendes Gefolge hoffnungsvoller Knaben. Auch dies rief liebliche Jugenderinnerungen in mir wach, denn diesem Manne verdankte ich eine der unverdientesten, aber gewaltigsten Maulschellen, die jemals gebacken worden sind.

So aufgelegt zu allerlei dummen Streichen ich auch immer war, beteiligte ich mich doch niemals an den Hänseleien, mit denen die Jugend Betrunkene oder geistig Gestörte, deren immer einige in solcher Stadt frei herumlaufen, so gern verfolgt, und Böttcher Maaß, Pauline Panköke, oder der große Dichter Kägebein waren sicher vor mir. Als nun einmal wieder die unnützen Jungen um den torkelnden Böttcher Maaß beschäftigt waren und ihn mit kleinen Steinen und andern Gegenständen warfen, verwies ich ihnen dies und forderte sie auf, das unglückliche Geschöpf ruhig laufen zu lassen, womit ich allerdings nicht den geringsten Erfolg erzielte. Böttcher Maaß aber, in Zorn versetzt durch einen Stein, der ihn ans Schienbein getroffen und ihn in seinen heiligsten Gefühlen verletzt hatte, machte plötzlich einen Ausfall, bei dem die andern auseinander sprühten, während ich in dem Gefühle meiner Rechtschaffenheit und Tugend und erfüllt von unbegreiflicher Vertrauensseligkeit und monumentaler Dummheit ruhig stehen blieb. Böttcher Maaß, sich an das einzig Bleibende in der Flucht der Erscheinungen haltend, stürzte auf mich los, holte stolpernd aus und versetzte mir eine Maulschelle, die mein Vertrauen auf Recht und Gesetzmäßigkeit bedenklich erschütterte und mich zu Zweifeln an der göttlichen Vorsehung verleitete. Aber ich habe ihm dies längst verziehen und ihn sogar später zum Helden meines ersten Epos gemacht, „die Maassiade“ genannt.

Ja, alles war in dieser Stadt noch wie früher,

nur die kleinen Mädchen, die vor fünf Jahren noch Reifen und Ball spielten, waren stattliche Damen mit Sonnenschirmen und modernen Hüten geworden; die Reifen trugen sie in den Kleidern und auf den Ball gingen sie. Dieses Geschlecht wächst einem in gewissen Jahren am schnellsten aus der Kundschaft. Die Primaner und Sekundaner in ihren bunten Mützen gingen, wie ich später zu sehen Gelegenheit hatte, denn jetzt waren sie noch in der Schule, ehrbar wie immer und im Bewußtsein der Würde ihres Standes und der Höhe ihrer gesellschaftlichen Stellung einher; einige drehten bereits heftig an einem kleinen Schatten unter der Nase und beneideten gewiß Frau Rebekka Bonnheim, die wie immer vor ihrem Seifenladen stand und sich wieder einmal vierzehn Tage lang nicht rasiert hatte, ein Umstand, der im Verein damit, daß sie mit Seife ausschließlich nur handelte, ihrem alten, fetten Gesichte einen hohen Reiz verlieh. Ach, und die alten, wohlvertrauten Läden sahen meistens noch gerade so aus, wie vor langen Jahren. Vor dem kleinen Schaufenster des alten Freudenberg, mit dem ich so manches Geschäft in Kandiszucker und Murmeln abgeschlossen hatte, standen noch dieselben gekreuzten Thonpfeifen und staubigen Tabakspakete und dieselben blinden Gläser mit Backpflaumen, Grütze und Erbsen und dieselbe Flasche Kalmüser-Schnaps mit der schönen Inschrift:

„Ein Kalmüser hilft schon sehr,
Zwei Kalmüser noch viel mehr.“

Wie oft hatte ich davorgestanden und darüber

nachgedacht, wozu er denn nun wohl eigentlich helfen möchte! Im Ladenfenster des Zuckerbäckers Grübel prangte noch immer die braunangemalte Göttin aus Gips, die in meinen Jugendphantasien eine so große Rolle spielte, denn ich war des festen Glaubens, sie sei durch und durch aus lauter Chokolade und darum von unermeßlichem Werte. In meinen Träumen von Glück und Reichtum fehlte nie die Scene, wie ich bei Herrn Grübel eintrat, mich in leichtem Tone nach dem Preise seiner Chokoladengöttin erkundigte, ohne weiteres die geforderte Summe bezahlte und mit einer vornehmen Handbewegung befahl, sie in meine Wohnung schaffen zu lassen. Ich pflegte dann in nachlässiger Weise hinzuzufügen: „Legen Sie auch ein Schock Ihrer berühmten Apfeltorten bei." Ja, wohin waren diese Kinderträume geschwunden! Soeben kam eine heiße Platte dieser beliebten Törtchen aus dem Ofen, eine Wolke von verlockendem Dufte durch die offene Thüre sendend, allein, obwohl ich so viel Geld bei mir trug, um den Grübelschen Laden auszukaufen, ging ich kaltsinnig vorüber. Nie hätte ich als Kind geglaubt, daß solche Wandlung möglich wäre.

Nun kam ich an den Dom, der, auf dem höchsten Punkte der Stadt gelegen, mit seinem braunroten Ziegelgemäuer ernst und massig auf das Häusergekribbel zu seinen Füßen herabschaut. Die Dohlen kläfften in seinen Mauerlöchern und die Turmschwalben schweiften schreiend um seine Giebel so wie es immer war. Als ich den kühlen Kreuzgang

durchschritt, der zwei an den Dom angebaute frühere Klostergebäude, die jetzt das Gymnasium enthielten, verbindet, war es gerade vier Uhr, und ein wohlbekanntes Donnern und Rumoren erhob sich in dem Gebäude, denn die Nachmittagsschule war zu Ende. Dann kam in langen und hastigen Sprüngen jemand die breite Holztreppe herabgepoltert: es war der erste der Schüler, dem es gelang, die Freiheit zu gewinnen. Das war ich immer gewesen in früherer Zeit, dies war einer der wenigen Ehrgeize, die ich damals hegte, und ich sah mir voller Teilnahme nun meinen Nachfolger an. Er war ein kräftiger Tertianer, etwas braungebrannt und sommersprossig, und in seinen Augen lag ein Ausdruck, der mehr an Wald, See und Wiese als an Studierlampe, Bücher und Schreibpapier erinnerte. Ja, es war alles noch beim alten.

Jetzt ging ich den alten Schulweg, den ich wer weiß wie oft zurückgelegt hatte, und es rührte mich fast, denn alles war so wohlbekannt. Je näher ich der Wohnung meiner Mutter kam, je eiliger wurden meine Schritte, bis ich endlich um die Ecke bog und das Haus in Sicht kam. Ja, nicht allein das Haus, denn aus dem Fenster lauschte der liebe, wohlbekannte, alte und doch noch so jugendliche Kopf, und nun nickte er, daß die sauberen Spitzen der Haube zitterten. So war es auch schon oft gewesen, wenn ich in den Ferien oder zu kurzem Urlaube heimkehrte, denn wir beide liebten nicht die Empfangskomödie auf dem Bahnhofe, aber so lange Zeit hatte noch niemals dazwischen gelegen. Nun klingelte zeternd die Haus-

thürglocke, und mit denselben mächtigen drei Sätzen, die mir noch von früherer Zeit her in den Gliedern lagen, war ich die Treppe hinauf und wieder daheim.



II. Wieder daheim.

Nichts ist der rührenden Sorgfalt und Ausdauer zu vergleichen, mit der eine Mutter ihren Sohn betrachtet, wenn er längere Zeit von ihr getrennt gewesen ist. Es scheint, als wolle sie das in Jahren Versäumte nun in kurzem desto gründlicher nachholen. Als wir nun bei dem duftenden Extrakaffee saßen, zu dem die Mutter, wie sie scherzend sagte, mir zu Ehren eine Bohne mehr genommen hatte, während ich es mir nicht nehmen ließ zu behaupten, es müßten mindestens zwei gewesen sein, wurde sie nicht müde, mich anzusehen und zu fragen und zu erzählen, während ich meine Augen im Zimmer umhergehen ließ, wo mich alles so wohlvertraut und bekannt anlächelte und selbst die Bilder an den Wänden auf mich hinsahen, als freuten sie sich meiner Heimkehr. Ja, die prachtvollen Nelken auf den Fensterbrettern schienen sich mit roten und gelben Gesichtern nach mir umzublicken und schienen die Köpfe zusammenzustecken und zu flüstern: „Da ist er ja, unser Sohn.“ Dann kam die „sanfte Doris“ herein, unser ältliches Dienstmädchen, das meine Mutter schon acht Jahre hatte. Sie lächelte sehr verschämt und reichte mir

die Hand, knixte und ward rot und meinte, der junge Herr wäre so braun geworden, das käme wohl, weil es in Spanien so heiß wäre. Die Dienstmädchen meiner Mutter wurden immer Doris genannt, weil sie sich an diesen Namen gewöhnt hatte, und da schon eine lange Prozession dieser durch unser Haus gewandelt war, gleich der Erscheinung im Macbeth, so wurden sie durch ein bezeichnendes Beiwort unterschieden, wenn man ihrer gedachte. Da war die „schreckliche Doris", an deren kurze Anwesenheit sich greuelvolle Erinnerungen knüpften, und die am Arme eines Vertreters der irdischen Gerechtigkeit unser Haus verlassen hatte, um eine Zeitlang in einer Staatsspinnanstalt dem öffentlichen Wirken entzogen zu werden; da war die „donnernde Doris", deren kräftiger Schritt das Haus zittern machte, und deren Denkmal ein Monte Testaccio von zerbrochenem Geschirr bildete; da war die „gefühlvolle Doris", die weinen konnte, wann sie wollte, und eine Tyrannin war; die „schöne Doris", die sich sehr bald dem einträglicheren Ammenberufe zuwandte; die „geschwätzige," die „lange", die „dumme", die „Soldaten-Doris", und wie sie sonst noch hießen. Alle aber an Ausdauer hatte unsre letzte, die „sanfte Doris" übertroffen, obwohl von ihr bis zu einem Ideale auch noch einige Siriusweiten Entfernung vorhanden waren. Insbesondere scheute sie jede anstrengende Arbeit und suchte sich einer solchen gern durch eine stets sich bereitwillig einstellende Krankheit zu entziehen. Sie pflegte dann meine Mutter etwa durch folgende, im

sanftesten Tone gesprochene Erklärung zu überraschen: „Wie es nu mit die Wäsche werden soll, Frau Doktorin, das weiß ich nich — ich geh zu Bett.“ Aber sonst war sie eine Seele.

Plötzlich sagte meine Mutter: „Denke mal, beinahe hätte ich unser Haus verkauft, schon vor fünf Jahren, gerade als du fortgegangen warst nach England. Ich habe dir gar nichts davon geschrieben, weil ich weiß, wie du an dem Hause hängst, und ich fürchtete, du würdest mir dennoch zureden, weil das Gebot so außerordentlich gut war. Zwölftausend Thaler konnte ich bekommen; denke nur, als dein Vater es erwarb, hat er nur fünftausendsechshundert gegeben.“

„Wie ist das möglich?“ fragte ich verwundert.

„Nun, der Amerikaner nebenan, der damals hierherzog, wollte es mit Gewalt haben, hauptsächlich des Gartens wegen. Die Zaunnachbarschaft war ihm unangenehm, und da unser kleiner Garten an der andern Seite von dem fensterlosen Hintergebäude des Nebenhauses begrenzt ist, so hätte er sein Reich ganz für sich gehabt. Er war bei mir und wurde sehr ungnädig, als ich nicht wollte. Er konnte es absolut nicht begreifen, daß ich das Geschäft ausschlug. Zuletzt geriet er förmlich in Wut und lief fort. Seitdem verachtet er mich. Ich bin Luft für ihn, und wenn er in seinem Garten herumpusselt, wie es den ganzen Tag geschieht, denn er hat ja weiter nichts zu thun, da sieht er mich nicht. Dieses kleine Stück der Welt, das uns gehört, ist für ihn

überhaupt nicht mehr vorhanden, es könnte ebensogut in Neu-Guinea liegen oder auf dem Monde."

Dies machte mich neugierig und ich fragte: „Was ist er denn eigentlich für ein Mann, der Amerikaner?"

Meine Mutter antwortete: „Ein Ungetüm ist er und zwar ein höchst sonderbares. Er stammt aus unsrer Stadt und ist der Sohn des alten, längst verstorbenen Registrators Rodekamp, den du nicht mehr gekannt hast. Er war der einzige und sollte studieren, darauf hatte sein Vater sich ganz versessen, obwohl der Junge lieber zur See gegangen oder Landmann geworden wäre. Mit großer Not hat er denn auch das Gymnasium absolviert und ist auf die Universität gegangen. Dort hat er nun immerfort studiert und ist nicht fertig geworden, acht Jahre lang, bis ihm sein Vater nichts mehr hat geben können, weil er um diese Zeit gestorben ist. Mit dem geringen Erlöse aus dessen Nachlasse ist der junge Rodekamp, dem natürlich an dem eigentlichen Studieren gar nichts lag, nach Amerika gegangen, und da hat man lange Zeit nichts wieder von ihm gehört. Er ist übrigens einer der berühmtesten Studenten von Deutschland gewesen, soll dreiundsiebzig Duelle gehabt haben und schamlos viel Bier haben trinken können. In Jena erzählt man noch von ihm als von einem Heros der alten Zeit. Wie er sich dann in Amerika sein großes Vermögen erworben hat, das weiß man nicht recht, darüber sind allerlei verschiedene Legenden verbreitet; die einen sagen mit

Fabrikation von Stiefelwichse, ein andrer, der in Amerika war, behauptet, er habe in allen Zeitungen, ja an den Häuserwänden und selbst an Felsen, die an der Eisenbahn liegen, John Rodekamps Hühneraugenwasser angezeigt gelesen, und ein dritter wieder will wissen, er habe Geld gemacht durch einen schwungvollen Handel mit Schweineschmalz. Das Wahre aber ist, daß er vor fünf Jahren mit einer hübschen, kleinen, zwölfjährigen Tochter und einem, wie es scheint, ansehnlichen Vermögen aus Amerika zurückkehrte und sich hier das Nachbarhaus mit dem großen Garten kaufte. Dort lebt er ganz allein mit seiner Tochter, einer Köchin und einem alten Diener, denn mit keinem kann er sich vertragen, und schimpft auf alles Deutsche, das Gute mit eingeschlossen. Den ganzen Garten hat er mit Zwergobstbäumen und Beersträuchern, Wein, Pfirsichen, Aprikosen und Schattenmorellen an Spalieren angepflanzt und nur am Rande einige von den schönen, alten Obstbäumen von früher stehen lassen. Es ist merkwürdig, wie unter seinen Händen alles gedeiht, obwohl er ein so widerborstiger alter Geselle ist; aber das muß ich sagen, es ist eine Pracht! Diese idyllische Neigung und dieses Geschick sind mir bei seinem Charakter ein Rätsel, und dann hat er noch eine andre Gewohnheit, die mir sehr zuwider ist. Des Abends nämlich nach vollendeter Arbeit sitzt er in seinem Gartenzimmer und trinkt unmenschlich viel starken Grog, und dabei überkommt ihn zuweilen die Erinnerung an seine langjährige Studentenzeit und deren

ruhmvolle Tage. Dann muß ihm die arme Eveline das Kommersbuch holen und ihn auf dem Klavier begleiten, wenn er mit fürchterlicher Stimme seine alten Studentenlieder abgröhlt. Jetzt, da es warm geworden ist, geschieht dies bei offenem Fenster, und ich kann dir sagen, lieber Hans, wenn er so recht in Begeisterung gerät, dann ist diese ganze Gegend eigentlich unbewohnbar!"

„Das ist doch ein ganz netter und eigentümlicher Zug von ihm," sagte ich.

„O, pfui," sagte meine Mutter, „denke doch an das arme Mädchen, das dabei sitzen muß, wenn er singt:

,Bayrisch Bier und Leberwurst
Und ein Kind mit runder Brust
Und ein Glas Krambambuli,
Donnerwetter Paraplui!'

Und das ist noch nicht mal das schlimmste von allen. Aber ich glaube, das gute Mädchen hört gar nicht danach hin."

Als ich mich nun des Näheren nach Eveline erkundigte, da ward meine Mutter ganz begeistert: „Das ist ein hübsches, sanftes und gutes Kind," sagte sie, „sie muß das von der Mutter haben, die schon in Amerika gestorben ist, vom Vater hat sie nur die Nase, die das einzig Hübsche an ihm ist und in seinem Gesichte wohnt wie ein Einsiedler in der Wüste. Wenn der Alte nicht zu Hause ist, was aber selten geschieht, da kommt sie gleich an das Geländer, wenn ich im Garten bin, und da plaudern

wir miteinander. Ihre Mutter hat sie kaum noch gekannt, und als wir neulich mal beide recht herzlich miteinander waren, da beugt sie sich mit einemmal auf meine Hand und küßt sie. ‚Kind,‘ sage ich, ‚was machen Sie?‘ Da sieht sie mich mit einem Paar von Thränen verschleierter Augen an und sagt: ‚Ach, ich möchte Sie zur Mutter haben!‘ Lieber Hans, da wurde mir ganz seltsam zu Mute, und da küßten wir uns und haben ein bißchen zusammen geweint.“

Ich schwieg eine Weile, aber zuletzt prickelte mich ein neckischer Gedanke, der mir durch den Kopf schoß, so sehr, daß ich ihn aussprechen mußte: „Dem Mädchen könnte ja vielleicht geholfen werden!“ sagte ich.

Meine Mutter gab mir einen kleinen Klaps auf die Hand, dann aber nickte sie mir ernsthaft einigemal zu und sagte mit einem kleinen Seufzer: „Ja, das wäre schon gut, aber das alte Ungetüm!“

Als ich am Abend hinaufging in das kleine Giebelzimmer, in dem ich meine Knabenzeit verlebt hatte, strömten neue Erinnerungen mit Macht auf mich ein, denn hier war noch alles in derselben Ordnung wie vor fünf Jahren, als ich nach der Aufgabe meiner Stellung und vor dem Antritte der andern, die mich ins Ausland führte, einige Wochen in der Heimat verbrachte. Das Zimmer war ein richtiges Hans Beinhart-Museum. Den Oberteil der Thür zur Schlafkammer einrahmend, hing dort immer noch die bogenförmig ausgestopfte Riesenschlange, die mir ein Onkel Seekapitän vor Zeiten mitgebracht hatte, einstmals der größte und vielbeneidete Schatz meiner Kind-

heit. Dort auf dem schiebladenreichen Schranke für die Steinsammlung stand die selbsterbaute Elektrisiermaschine nebst andern physikalischen Apparaten, an den Wänden hingen, sauber in Glaskästen gereiht, selbstgefangene Schmetterlinge und dazwischen andre Raritäten, nebst einer Reihe von Pfeifen aus der Zeit meines Studiums, gekreuzte Schläger mit Cerevis und Verbindungsband, und in Gruppen geordnet die Bilder von „Freunden“, deren Namen ich schon zum Teil wieder vergessen hatte. Und wie sauber und in Ordnung war das alles. Meine Mutter hielt Zimmer und Bett jederzeit so im stande, daß ich kommen konnte, wann ich wollte, und immer alles zu meiner Aufnahme fertig fand. Auf dem Arbeitstische lag Papier und Mappe bereit, das sonderbare, alte Bronzeschreibzeug war frisch mit Tinte gefüllt, Schere, Papiermesser, Rot- und Blaustift, Federhalter und Radiergummi waren sorgfältig geordnet, und als ich prüfend den Deckel des Tabakskastens öffnete, fand ich ihn voll Varinaskanaster von Saniter und Weber in Rostock. Wahrhaftig, auch daran hatte sie gedacht. Seit fünf Jahren hatte ich keine lange Pfeife mehr geraucht. Ich stopfte mir eine, ein ungeheures Renommierinstrument aus meiner Studienzeit, mit farbigen Quasten und dem Verbindungswappen, setzte mich auf den alten, lederüberzogenen Lehnstuhl ans offene Fenster und rauchte die Pfeife der Erinnerung. Es war eine warme und etwas wolkenverhangene Mainacht, aus den Gärten stieg ein würziger Duft jungen Lebens zu mir empor und hier und dort war in dem

dunstigen Dunkel ein matter, weißlicher Schein von blühenden Kirschbäumen bemerklich. In einiger Ferne, wo der Schimmer von erleuchteten Fenstern durch die Zweige glomm, ward jetzt ein Klavier angeschlagen, und bald ließ sich eine rauhe, fürchterliche Berserkerstimme vernehmen, die mit gewaltiger Inbrunst das Lied anstimmte:

„O alte Burschenherrlichkeit,
Wohin bist du verschwunden,
Nie kehrst du wieder, goldne Zeit,
So froh und ungebunden!
Vergebens spähe ich umher,
Ich finde deine Spur nicht mehr:
O jerum, jerum, jerum,
O quae mutatio rerum!"

So ging es fort, alle sechs Strophen hindurch. Schön war der Gesang fürwahr nicht, allein von so grausamer Wirkung wie meine Mutter fand ich ihn nicht. Das kam wohl daher, weil er in meinem Herzen eine gleiche Saite anklingen machte. Denn niemand wohl, der einige Jahre seiner schönsten Jugendzeit auf deutschen Hochschulen verbracht hat, kann dies nach Inhalt und Melodie gleich wunderbare Lied hören, ohne daß eine sanfte Rührung sein Herz bewegt. Und so vermochte ich ohne Zorn dem furchtbaren Gesange des alten Sonderlings zu lauschen.

*

III. Im Garten.

Am andern Morgen erwachte ich schon früh, und der sonnige Morgen verlockte mich, sogleich aufzustehen und in den Garten hinabzugehen. Zuvor aber hielt ich mich eine Weile vor dem Borte auf, wo sich in sauberen Einbänden die wer weiß wie oft gelesenen Bücher meiner Jugendzeit befanden. Wie vertraut schauten mich die alten Freunde an, und welche Fülle von Entzückung und von sanften Freuden hatten sie einst in mein Herz gegossen! Nur ein Kind vermag zu lesen und das Gelesene zu genießen; wer vermeint, daß gereifte Erkenntnis zur Erhöhung dieser Freuden beitrage, der irrt sich. Es ist gerade wie mit der ersten Liebe. In Erinnerung an diese kindlichen, aber unvergleichlichen Genüsse nahm ich ‚Paul und Virginie‘ in der schönen Pforzheimer Ausgabe mit den Illustrationen von Tony Johannot, Meissonnier, Français und andern mit mir in den Garten, und ganz unwillkürlich lenkte ich meine Schritte zu dem Orte hin, wo ich in früherer Zeit so manche Stunde lesend und in eine fremde Zauberwelt versunken zugebracht hatte. Wir hatten dort einen alten Apfelbaum, dessen Stamm in so schräger Neigung emporstieg, daß man mit einiger Geschicklichkeit an ihm hinaufgehen konnte. Dort, wo sich seine Aeste teilten, bildete sich eine Art von bequemem Lehnsessel, und zu diesem Orte stieg ich mit meinem Buche empor. Doch bevor ich anfing zu lesen, ließ ich meine Blicke über den Nachbargarten schweifen und sah nun

von meinem erhöhten Sitze, wie sehr sich dieser in den letzten fünf Jahren verändert hatte. Die frühere schattige Baumwildnis, in der ich mit den Nachbarskindern die herrlichsten Spiele ausgeführt hatte, war verschwunden, und statt ihrer sah man reihenweise und sauber gehalten, die gleichmäßigsten Zwergobstbäume von der Welt, hochstämmige Stachelbeer- und Johannisbeersträucher und wohlbeschnittene Himbeerpflanzungen. An andern Orten wieder erblickte man ganze Reihen von Gitterwänden, an denen Pfirsich und Aprikose bereits verblüht waren, während Schattenmorellen ganz in leuchtendem Weiß und Weinreben im ersten jungen Grün standen. Alles war sauber und sonnig und wie nach der Schnur, außer an den Rändern des Gartens, wo der Nachbar noch einige der mächtigen Obstbäume und dichten Gebüsche aus früherer Zeit hatte stehen lassen. So begrüßte ich mit Vergnügen meinen alten Freund, einen gewaltigen Bergamottenbirnbaum, der, obwohl schon einige große Hohlräume zeigend, doch noch ganz gesund war und sich auch in diesem Jahr über und über mit weißlichen Knospen bedeckt hatte. Er besaß die Eigenschaft, auch einen Teil unsres Gartens mit seinem Ueberflusse zu bedenken, so daß ich mich bei diesem „Wirte wundermild“ schon oft hatte zu Gaste laden können, wenn er in windiger Nacht köstliche Früchte auf unsern Rasen gestreut hatte. Ich betrachtete ihn deshalb mit Wohlwollen, obgleich ich nicht ahnen konnte, daß dieser gute Baum mir noch einmal einen höheren Freundschaftsdienst zu leisten bestimmt war.

Rings glänzte der schönste Frühlingsmorgen. Der Gartenlaubvogel, der Mönch und die graue Grasmücke sangen unglaublich, dazwischen schmetterten die Buchfinken, die Bienen summten in lauter Duft und ein weicher Morgenwind wühlte in Knospen und Blüten und jungen Früchten wie ein Geizhals in seinen Schätzen. Ich lehnte mich behaglich in meinen natürlichen Lehnstuhl zurück, schlug mein Buch auf und vertiefte mich in seinen Inhalt. Eigentlich nicht so sehr in diesen als in die Gedanken meiner eigenen Kindheit, die zwischen den Zeilen hervorblühten und aus den so oft andächtig und grübelnd betrachteten Bildern mir entgegenlächelten. Doch allmählich ergriff das kleine Naturgedicht in seiner zarten Einfachheit mich aufs neue, so daß ich mit stiller Rührung den einfachen Erlebnissen der guten Leute auf Isle de France folgte, bis mich endlich ein seltsames Gefühl überkam, das mich veranlaßte aufzublicken und nach einer bestimmten Richtung zu sehen. Im Nachbargarten unter dem großen Birnbaume stand ein junges, schönes Mädchen und blickte verwundert auf mich hin. Sie mußte von der Seite genaht sein, wo die Zweige mich verdeckten, und hatte nun plötzlich mit Erstaunen bemerkt, welch eine seltsame Frucht unser alter Apfelbaum trug. Als ich so plötzlich aufblickte, errötete sie ein wenig und schien einen Augenblick zu zaudern, ob sie weiter schreiten sollte, an mir vorbei, oder wieder umkehren. Aber nur eine ganz kurze Weile, dann setzte sie den unterbrochenen Weg fort, während ich mich schnell aus meiner bequemen Lage

aufrichtete und der lieblichen Nachbarin meinen Gruß darbrachte. Sie dankte durch eine leichte Verbeugung, die zugleich vornehm und verbindlich war, und wendete mir dabei im Vorübergehen noch einmal die dunklen Augen zu. Zugleich schien mir um den lieblichen Mund der leise Schimmer eines Lächelns zu schweben. Dann war sie vorüber und verschwand zwischen dem Laubwerke.

Was war denn nun eigentlich geschehen, daß sich die Welt mit einemmal verändert hatte? Die Sonne schien, die Vögel sangen, die Bienen summten und die Blätter rauschten wie zuvor, und doch war alles anders. Warum kam es mir plötzlich so ungemein albern vor und unpassend für meine Jahre, in einem Apfelbaum zu sitzen und „Paul und Virginie" zu lesen, ein Buch, das ebenso plötzlich ohne allen Reiz für mich war? Ich kletterte sofort aus dem Baume heraus, legte das Buch auf eine Bank und ging nachdenklich in dem kleinen Garten umher. Welch ein Segen ist es doch um ein schönes Menschenkind in der Blüte der Gesundheit und Jugend. Wie ein Geschenk Gottes erscheint solche liebliche Bildung und erfüllt das Herz mit Dank, daß auf dieser Erde solches möglich ist. Was Dichter oder Künstler uns schufen, erscheint doch immer nur wie ein matter Traum und wie ein Abglanz, wenn uns das Bild, das wir im Herzen tragen, plötzlich leibhaftig begegnet als ein holdes Wunder.

Ich spähte durch eine Lücke im Gebüsch, und siehe da, in einiger Entfernung tauchte die schöne

Gestalt wieder aus dem Blätterwerke hervor und ging langsam, halb von den niedrigen Büschen verborgen, dem Nachbarhause zu. Ich sah auch, wie das Mädchen heimlich seinen Blick wieder zu dem Apfelbaume schweifen ließ und, fast enttäuscht, daß sie dort niemand mehr bemerkte, die Augen suchend umherschickte. Dies alles geschah in einem kurzen Augenblicke, dann schritt sie ruhig weiter auf das Haus zu und verschwand darin. Nachdem ich noch eine Weile in einem wunderlichen Gefühle von unbegründeter Glückseligkeit in unserm Garten umhergewandert war, that sich in dem Nachbarhause eine Thür auf, und ein mittelgroßer, starker und ganz in weißen Baumwollenstoff gekleideter Mann trat in die Erscheinung und ging, während er aus einer kurzen Holzpfeife mächtig rauchte, in den Garten hinein, wo er alsbald geschäftig war und nacheinander jeden Strauch und jeden Baum sorgfältig besichtigte. Bei dieser Gelegenheit näherte er sich mir allmählich, und ich besah ihn mir aus der Verborgenheit. Außer seiner weißen Kleidung und seinem gelblichen Panamahute war fast nur Rotes an ihm zu sehen. In dem gesunden roten Gesichte saß die feine, gerade Nase, die schon meiner Mutter aufgefallen war, unter zwei hellgrauen und von dichten, wulstigen Brauen überwölbten Augen. Der etwas große Mund mit den schmalen Lippen war nur wie eine scharfe Linie sichtbar, und zu beiden Seiten bis an seine Winkel ging ein dicker, rötlicher Backenbart, schon mit etwas Grau gemischt. Das übrige Rot waren zwei stattliche Hände, ein seidener Taschen-

tuchzipfel, der aus der Brusttasche hing, und ein Paar rote, lederne Morgenschuhe. So friedfertig der Mann sich auch im Augenblicke beschäftigte, so hatte ich doch das Gefühl, daß es für eine fernere erfreuliche Entwickelung der Dinge günstiger sei, wenn ich mich zur Zeit noch nicht sehen ließe, und benutzte einen Augenblick, da er mir den Rücken wendete, um in das Haus zurückzukehren.



IV. Morgenstunde hat Gold im Munde.

Für das Frühaufstehen bekam ich jetzt eine nie gekannte Passion, zur großen Verwunderung meiner Mutter, die sich daran nicht beteiligte und im übrigen dies für eine Reiseangewohnheit hielt, die sich bald geben würde, denn es läge nicht in der Familie. Am nächsten Morgen war ich schon vor sechs Uhr im Garten, und meine schöne Nachbarin mochte wohl diese Passion mit mir teilen, denn sie war auch schon dort und machte sich mit den Blumen zu thun, die der Vater ihrer Pflege überließ. Ein sonderbares Zusammentreffen fügte es, daß die Pflanzen, die ihrer Sorgfalt jetzt am meisten bedürftig waren, gerade in der Nähe unsres niedrigen Gartenzaunes wuchsen. Wenn ich nun sagen sollte, wie es kam, so wäre das schwer, denn wer vermag in der Folge alle die kleinen Fäden und Maschen zu entwirren, aus denen so holde Netze gesponnen werden, die

halben Blicke, die von ganzer Wirkung sind, jenes Abwenden, das das Gegenteil bedeutet, jene zarte Sprache, in der ein kleines Neigen oder Aufwerfen des Kopfes mehr sagt, als der Mund je wagen würde, und alle diese nichtigen und wundervollen Dinge, die so zart sind wie ein Hauch und doch fester binden als Stahl. Und als nach einer Woche etwa das Netz nun fertig war, da gedachte der kleine listige Gott, der es gewoben hatte, es auch zu prüfen, schwang sich hinab von dem blühenden Zweige, wo er sich bis dahin mit seinen Waffen spielend gelagert hatte, und flog, in eine gewaltige Hornis verwandelt, mit schrecklichem Summen um Evelinens schönes Köpfchen. Da diese nun eine große Furcht vor diesem Tiger unter den Insekten besaß, so ward sie bleich und ratlos und wußte nicht, ob sie fliehen oder nach dem Tiere schlagen sollte. Ich bemerkte dies, trat schnell an das Geländer und rief: „Schlagen Sie nicht, es wird Ihnen nichts thun, wenn Sie sich ruhig verhalten!“

Aber die Furcht vor diesem Insekte war so groß, daß Eveline schutzsuchend auf mich zueilte und sich angstvoll an das Geländer klammerte, während die Hornis noch immer summend ihr Haupt umschweifte. Ich ergriff sanft aber fest ihre beiden Arme und sagte: „Nun, Fräulein Eveline, halten Sie sich ganz ruhig wie eine Marmorfigur, da wird dem Tierchen die Sache schon langweilig werden.“

Eveline schlug die Augen nieder vor meinem nahen Blicke und errötete sanft. „Lachen Sie nicht

über meine große Furcht," sagte sie. „Ich hatte in Amerika eine Freundin, die ward bei einem Sommerausfluge aufs Land von solchen Tieren fast totgestochen und lag wochenlang krank. Denken Sie, drei können einen Menschen töten."

„Und sieben ein Pferd," sagte ich. Sie nickte ernsthaft. Ich weiß nicht, ob diese naturhistorische Angabe auf Wahrheit beruht, allein sie ist weit verbreitet und ward mir schon als Kind von unserm alten Kutscher Johann unter Flüchen beschworen.

Es ging nun doch nicht an, daß ich sie immer noch an den Armen hielt, deshalb glitt ich leise hinab und bemächtigte mich ihrer Hand. „O, diese Handschuhe sind so häßlich," sagte sie da und streifte die weichen Lederstulpen ab, die sie im Garten trug. Die schöne, weiße Hand aber ließ sie mir, indem sie sich mit ängstlichem Blicke umschaute und sagte: „Das Tier wird doch nicht wiederkommen?"

„Ich kann mir kein Wesen denken," erwiderte ich da, „das so von Gott verlassen wäre, Ihnen weh zu thun." Du liebe Zeit, man sagt ja meistens Alltäglichkeiten in solchen Lagen, aber sie kommen von Herzen. Sie lächelte ein wenig und begann auf Flucht zu sinnen; ich fühlte, wie sie ihre Hand zu befreien suchte. „Ach bitte gehen Sie noch nicht," sagte ich.

„O doch, ich muß jetzt," erwiderte sie, „um diese Zeit steht mein Vater auf; es wäre schrecklich, wenn er uns bemerkte, er darf ja nicht einmal sehen, daß ich mit Ihrer Mutter spreche."

War es das Bewußtsein, daß wir nun ein kleines Geheimnis miteinander hatten, was mich plötzlich so kühn machte? Ich führte die schöne, sanft widerstrebende Hand an meine Lippen und küßte sie. Eveline ward verwirrt und bat: „O lassen Sie mich doch gehen. Morgen . . .“ sie vollendete nicht, aber dies „Morgen“ klang so verheißungsvoll. Unsre Augen trafen sich eine Weile, und dann nach einem Augenblicke war sie fort. War das, was so sanft auf meinen Lippen glühte, wirklich ein Kuß gewesen? Ein Kuß, wie ein vorüberfliegendes Rosenblatt, das sich wie ein Hauch an die Lippen schmiegt und dann weiter flattert, ein Kuß, wie wenn der Wind von fernen blühenden Feldern eine Wolke balsamischen Duftes eilend vorüberträgt, flüchtig wie ein Gedanke. Am liebsten hätte ich nun Rad geschlagen, wäre auf den Händen gegangen oder in die Bäume geklettert, so unparlamentarisch war mir zu Mute. Da nun dies alles doch nicht schicklich erschien, so rannte ich hinaus in das einsame Werdergehölz und mag mich dort wohl einigermaßen sonderbar betragen haben. Das weiß ich noch ganz sicher, daß ich mutterseelenallein auf dem Zeltenberge gesessen und über den im Sonnenlichte flimmernden See hinaus Hurra! geschrieen habe, so laut ich konnte. Mein innerer Mensch hatte zu hohe Dampfspannung, es war ganz notwendig, daß das Sicherheitsventil geöffnet wurde. Ich will sogar offenherzig bekennen, daß ich schon das Messer in der Hand hatte, um in eine schöne Buche ein kunstvolles E einzuschneiden. Als ich aber um den Baum

herumging, um mir den besten Platz auszusuchen, da fand ich, daß dieser schon einmal von mir für solchen Zweck benutzt worden war in jener holden Jugendzeit, da ich siebzehn Jahre alt war und für die schöne Helene eine überschwengliche Liebe pflegte, ohne daß diese wahrscheinlich die geringste Ahnung davon hatte. Da stand es noch deutlich, ein großes H, und rings-herum ein schönes geräumiges Herz, alles schon recht verwachsen, aber noch gut zu lesen. Ich schämte mich ein wenig meiner verspäteten Jugendlichkeit und steckte das Messer wieder ein. Das aufgefundene Doku-ment hatte die erfreuliche Wirkung, die hasenfüßigen Aeußerungen meiner Begeisterung etwas herabzu-dämpfen, so daß ich mich hinfort wieder eines gesitteten Betragens befleißigte und wie ein manierlicher Spazier-gänger heimkehrte.

Wo der leichte Zaun unsres Gartens an einem dichten Gebüsch des benachbarten vorüberführte, da waren schon seit alter Zeit einige Latten beweglich und ließen sich beiseite schieben, so daß ein nicht zu starker Körper bequem durchzuschlüpfen vermochte. Dieser Mechanismus, der bereits früher den Kinderverkehr zwischen den beiden Nachbargärten vermittelt hatte, war noch in bester Ordnung und wurde bereits am andern Morgen von mir seiner ursprünglichen Bestimmung wieder übergeben. Was konnte ich an einem so köstlichen sonnigen Maimorgen holderes thun, als mit einem schönen, geliebten Mädchen, das mit der Hingabe der Unschuld sich an mich schmiegte, in einem blühenden Garten zu wandeln und jene

Gespräche zu führen, deren größte Bedeutung nicht in den Worten liegt, sondern in den angenehmen Thaten, die sie begleiten. So hatte der Mai doch noch nie geblüht — die Apfelbäume standen in rosigem Schimmer, und als wir unter dem alten Birnbaume endlich Abschied voneinander nahmen, da schüttelte er wie segnend einen Schnee von weißen Blumenblättern auf uns herab.

Wir hatten aber die Rechnung ohne den Indianerspürsinn des alten Amerikaners gemacht und bei unserm verliebten Thun nicht beachtet, daß die Gartensteige ganz frisch geharkt waren. Als nun gegen acht Uhr der Alte wie immer den ersten Gang durch den Garten machte, da gelangte er bald an eine Stelle, wo er den Boden mit besonderer Aufmerksamkeit in Augenschein nahm, denn neben den schmalen, zierlichen Fußstapfen seiner Tochter bemerkte er andre kräftigere, die offenbar von Männertritten herrührten, sich jedoch um ein Beträchtliches von jenen unterschieden, die durch die eisenbeschlagenen geräumigen Lederbottiche seines Dieners hervorgebracht wurden.

„Hm, Hm!“ brummte er und ward noch viel röter als gewöhnlich. Dann machte er sich an die Verfolgung der Spuren. Bis hierher war seine Tochter mit dem Fremden vorgeschritten und hier hatten sie eine Zeitlang verweilt, wie die Stapfen zeigten, die in einem kleinen Umkreis vielfältig nebeneinander standen. Es war dies in einer durch Gebüsch und Baumwerk gedeckten Gegend geschehen, wohin man

weder von seinem Hause noch von dem Nebengarten aus sehen konnte. Herr Rodekamp paffte eine Weile furchtbar aus seiner kurzen Holzpfeife, spuckte dann einen mächtigen Strahl seitwärts aus und machte seinem Herzen durch einen etwa zwei Meter langen, wundervoll konstruierten Fluch amerikanischer Herkunft Luft. Sodann schritt er weiter. Die Spuren liefen wieder zurück nach dem Orte, wo sie hergekommen waren, und fast überall, wo höheres Buschwerk oder alte Bäume eine Deckung gaben, wiederholten sich die Anzeichen, daß beide eine Weile stehengeblieben waren, ein Umstand, der ihn stets von neuem veranlaßte, in seine reiche Sammlung altehrwürdiger Flüche zu greifen. Endlich langte er unter dem großen Birnbaume an, wo sowohl die erste Begegnung als auch der Abschied stattgefunden hatte, und hier sah er die Spuren seiner Tochter vom Hause her- und wieder zurücklaufen, während die der Männerfüße in dem dichten Gebüsch an dem Zaune des Nachbargartens verschwanden. Fast hatte es den Anschein, als hege er noch die Hoffnung, den fremden Vogel dort zu ertappen, so vorsichtig schlich er an das Dickicht heran und stierte, die Büsche beiseite biegend, hinein. Da es leer war, drang er hinein und entdeckte bald das Geheimnis des Lattenzaunes. Finster brütend stand er dann eine Weile und stierte rot wie der untergehende Mond in das kleine Gärtchen der Nachbarin, während er unausgesetzt mit allen Fingern in seinen Backenbart fuhr und ihn emsig nach beiden Seiten auszog. Da er von meiner Anwesenheit noch keine Ahnung

hatte, so blieb ihm die Hauptsache bei diesen Begebenheiten natürlich ziemlich dunkel, jedoch ein Gedanke, der ihm bald darauf durch das Gehirn schoß, schien ihm zu gefallen und verlängerte den schmalen Mund mit den eingekniffenen Lippen zu einem boshaften Grinsen. Dann nickte er befriedigt vor sich hin und begab sich an seine gewohnte Arbeit, während es ihm scheinbar Befriedigung gewährte, die Strophe eines bekannten Studentenliedes vor sich hinzubrummen, die da lautet:

Geh du nur immer hin,
Wo du gewesen hast,
Und binde deinen Gaul
An einen dürren Ast!

Diesen Gesang wiederholte er wohl an die siebenmal, während er dabei Raupen von den Bäumen las und sie mit seinen breiten Füßen und mit Genuß an der Sache tottrat.



V. Der Schwur.

Ohne eine Ahnung zu haben von dem Unwetter, das sich in der Stille zusammengebraut hatte, standen wir beide am andern Morgen vor sechs Uhr schon wieder unter dem alten Birnbaum. Aber während wir uns des sicheren Maximums gegenseitigen Glückes zu erfreuen gedachten, schlich bereits eine furchtbare Depression in Gestalt des alten Herrn Rodekamp,

vom Buschwerk gedeckt, durch den Garten, und als ich gerade mit Eveline, die das Köpfchen an meine Brust schmiegte, in einer mündlichen, aber stummen Unterhaltung begriffen war, die uns beide sehr interessierte, ward ich mit einmal aufgeschreckt durch den eisernen Griff einer mächtigen Hand an meiner Schulter und den Klang einer fürchterlichen Stimme, die rief: „Ei, da haben wir ja den Gartendieb!"

Eveline fuhr entsetzt zurück und verbarg das Gesicht in den Händen, doch ich, nachdem ich mich durch eine schnelle Drehung vom Griffe dieser Faust befreit hatte, gewann schnell meine Fassung wieder und sagte: „Mein Name ist Hans Beinhart, ich bin Ingenieur der Eisenwerke von Bering & Röttgers in Westfalen und bitte um die Hand Ihrer Tochter Eveline!"

Auf diese Frechheit, denn als solche erschien ihm meine plötzliche Werbung doch wohl, schien er nicht vorbereitet zu sein, denn er war zuerst ganz sprachlos und ward dunkelrot vor Zorn, und seine hellgrauen Augen leuchteten unheimlich unter den buschigen Brauen hervor. Endlich schnappte er nach Luft und stieß die Worte hervor: „Zu solchem Zwecke kommt man durch die Hausthür! Sie sind ja aber ein Zaunkriecher! Sie sind nichts als ein Gartendieb!"

„Zum Glücke führen oft die wunderlichsten Wege, Herr Rodekamp!" sagte ich ganz ruhig.

Das ereiferte ihn noch mehr, und wütend rief er aus: „Ein ordentlicher Kerl geht den geraden Weg und erarbeitet es sich. Aber andre junge Laffen

wollen es sich bequemer machen und es sich erheiraten. Das glaube ich wohl, daß das ein hübscher und amüsanter Weg ist. Aber ich habe keine Lust, Schmarotzer zu ernähren!"

Ich wurde immer ruhiger, je mehr er sich ereiferte, und sagte so sanft und zugleich eindringlich wie ich konnte: „Herr Rodekamp! Zaunkriecher, Gartendieb, Laffe und Schmarotzer sind nicht die Ausdrücke, mit denen Sie sich bei Ihrem zukünftigen Schwiegersohne in Gunst setzen können. Ich bitte Sie deshalb, dergleichen nicht zu wiederholen und mich eine Weile ruhig anzuhören. Die Sache liegt so: Ihre Tochter Eveline und ich lieben uns sehr und möchten uns gern recht bald heiraten. Was mich betrifft, so habe ich eine gute Stellung, bin nicht ganz ohne Vermögen, und besitze ein Patent auf eine Erfindung, das mir sehr angenehme Nebeneinnahmen verschafft. Ich bin also vollständig in der Lage, eine Familie zu gründen und mehr als ausreichend zu erhalten. Irgend einen Teil ihres hochgeehrten Vermögens bedarf ich nicht dazu, daran ist mir auch gar nichts gelegen, sondern Sie mögen damit thun, was Ihnen beliebt. Ich begehre nur Ihre Tochter, allerdings den größten Schatz, den Sie zu vergeben haben."

Herr Rodekamp, der wohl merkte, wie wenig er mit der gewohnten Grobheit erreichte, hatte unterdes seine Taktik geändert, verzog den schmalen Spalt seines Mundes zu einem Lächeln, das wahrscheinlich für liebenswürdig gelten sollte, verbeugte sich ein

wenig und antwortete mir in einer ungewöhnlich hohen Stimmlage, so verbindlich er nur konnte: „Ja, mein lieber Herr Ingenieur und Patentbesitzer, das ist nun gerade der Schatz, den ich Ihnen zu geben am allerwenigsten geneigt bin, zumal da Sie vermöge der Ihnen angeborenen Klugheit doch wohl ganz genau wissen, daß der andre, den Sie mit einem etwas verächtlichen Beigeschmack mein hochgeehrtes Vermögen nannten, doch schließlich daranhängt. Sie werden sich wohl ohne meine Tochter behelfen müssen. Sie werden ferner jetzt die Ehre haben, hier diesen Steig entlang zu spazieren bis an jene Thür. Dort werden Sie den Ausweg auf die Straße ohne Mühe finden. Ich darf Ihnen nicht zumuten, daß Sie sich noch einmal der Unbequemlichkeit unterziehen, durch diesen Zaun zu kriechen, Herr Patentbesitzer. Ich habe die Ehre.“ Damit verbeugte er sich, so gut er bei seiner völligen Figur konnte, reichte seiner Tochter Eveline, die schluchzend danebenstand, den Arm und sagte in seinem gewöhnlichen Tone: „Heule nicht, Line, es nützt dir ja doch nichts. Komm, wir wollen mal sehen, ob die Gravensteiner gut angesetzt haben.“

Das war ja wirklich ein unbehaglicher alter Tyrann, und ich fühlte, wie jetzt in mir der Zorn aufstieg, und ich rief: „Herr Rodekamp, ist das Ihr letztes Wort auf meine ehrliche Werbung?“

Er antwortete wieder, so sanft er nur konnte: „Jawohl, Herr Beinhart, es thut mir leid, Ihnen das wiederholen zu müssen, aber Sie kriegen sie nie! — Nie!“ fügte er dann noch einmal hinzu, indem

er dieses Wort mit beleidigender Weichheit aussprach, als wäre es aus Schmelzzucker. Unterdes hatte sich ein stärkerer Wind aufgemacht, kam durch den Garten dahergerauscht und streute aus dem verblühenden Birnbaume zu unsern Häupten eine ganze Wolke duftigen Blütenschnees auf uns herab. Der Alte sah hinauf und nun kam ihm ein neuer Gedanke, diese ihm scheinbar sehr zusagende Sorte von sanftmütigem Hohne noch weiter an mir auszulassen, und er fuhr fort: „All und jede Hoffnung will ich Ihnen doch nicht nehmen, junger Mann. Sehen Sie, wenn es mal so kommt, daß an diesem alten Bergamottenbirnbaum Rosen blühen, lauter Rosen, dann will ich mit mir reden lassen. Dann sollen Sie meine Tochter haben, das schwöre ich Ihnen. Denken Sie, lauter Rosen. Es wird ein poetischer Anblick sein!“

Damit hatte er sich zum Gehen gewendet, zog seine Tochter mit sich und brach in ein ungeheures, schallendes Gelächter der Befriedigung aus, in dessen Zwischenpausen er mit großem Vergnügen immer wieder die Worte „lauter Rosen“ einflocht.

Was sollte ich nun machen? Es blieb mir nichts andres übrig, als einstweilen besiegt und geschlagen den Rückzug anzutreten, ja meine Lage war fast schimpflich zu nennen, und die Hoffnung, diesem hartnäckigen Feinde günstiger beizukommen, einstweilen sehr gering.

Meine Mutter sah mir, als ich zum Kaffee kam, meine niedergeschlagene Stimmung sofort an, und

nach einer kleinen Weile beichtete ich. Ich hätte nie gedacht, daß meine Mutter so in Zorn geraten könnte. Sie ward ganz außerordentlich böse, und ich glaube, sie faßte es kaum, wie man ihrem Einzigen in einer nach ihrer Meinung so gerechten Sache auf dergleichen schnöde Weise begegnen könne.

„I, das soll ja doch gleich ..." sagte sie, „das ist ja ein ganz gewöhnlicher Mensch. Ja, gewöhnlich!" wiederholte sie, und zwar mit einer Betonung, die diesen Ausdruck als eine wahre Pandorabüchse voll ehrenrühriger Bezeichnungen erscheinen ließ. Alle Fische in dem großen See meiner Vaterstadt wären gestorben, hätte man dieses Wort in ihn versenkt.

„Aber," fuhr sie fort, „wenn er glaubt, daß ihm das gelingen wird, da irrt er sich. Armer Junge, nimm dir's nicht zu Herzen, es wird ja alles gut. Sie will, du willst, ich will, da werden wir doch den bockbeinigen Amerikaner unterkriegen! Aber daß du mir das jetzt erst sagst! Ja, wenn alles verfahren ist, da kommt das Kind zur Mama. Aber warte nur, das bring' ich schon zurecht."

Damit lief sie eilfertig hinaus in ihr Schlafzimmer, und ich hörte sie dort eifrig in den Schränken kramen. Nach einer Weile kam sie wieder heraus, ganz stolz geschmückt und feierlich anzusehen. Sie trug ein perlgraues Kleid von schwerer Seide, den schönen Amethystschmuck, der noch von ihrer Urgroßmutter stammte, und ein fast ebenso altes Besitztum von echten Spitzen. Ihre Hände umspannten eine feste, verschlossene Ledermappe, die, wie ich wußte,

ihre sämtlichen Papiere von Wert enthielt. Dann sprach sie sehr entschieden zu mir: „Jetzt sagst du kein Wort gegen das, was ich thun will, denn es hilft dir doch nichts. Ich gehe jetzt in aller Form auf die Brautwerbung für meinen Sohn, und dieser wird sich ganz still auf das Sofa setzen, eine Zigarre rauchen und abwarten, was daraus wird.“

Wenn über meine Mutter die Thatkraft kam und ihre inneren Sprungfedern in Spannkraft gerieten, das wußte ich wohl, dann mußte man sie gewähren lassen, und deshalb fügte ich mich und sagte nur: „Versuche dein Heil!“ Im Innern aber glaubte ich nicht an einen Erfolg.

Nach einer halben Stunde etwa kam sie wieder zurück als ein Gefäß voller Zorn und Enttäuschung. Sie war glücklich bis zu Herrn Rodekamp vorgedrungen, hatte aber gar nichts ausgerichtet. Sie war mit derselben beleidigenden Höflichkeit behandelt worden wie ich vorhin und hatte auf alle ihre Vorstellungen nur ein sanftmütiges „Niemals“ zu hören bekommen. Als sie ihm ihre ganz behagliche Vermögenslage auseinandersetzte, hatte er nur die Hand erhoben, als lägen Haus und Garten und alle die hübschen Hypotheken und Staatspapiere wie ein Federflaum darauf, und hatte darüber hingeblasen. Als sie ihn beschworen hatte, nicht das Glück seiner einzigen Tochter und ihres einzigen Sohnes einer bloßen Laune wegen zu vernichten, da hatte er die schmale Spalte seines Mundes um das Doppelte verlängert und bloß gelächelt. „Als ich dieses schreckliche Lächeln sah,“

rief meine Mutter, „da riß mir die Geduld, und da habe ich ihm gesagt, daß er ein herzloses Ungetüm ist. Er aber blieb immer gleich höflich und sprach, mein Urteil sei ihm zwar nicht schmeichelhaft, aber meine Gefühle müsse er achten. ‚Grüßen Sie Ihren Herrn Sohn und Patentbesitzer,‘ sagte er dann, ‚und vertrösten Sie ihn auf die Zeit, wenn die Rosen blühen.‘ Dabei lächelte er wieder so gräßlich. Sag mal, was soll das heißen?“

Ich erklärte ihr dies, worauf sie mich eine Weile starr ansah, dann heftig mit dem Kopfe nickte und ausrief: „Das ist er ganz. Das ist seiner würdig. Ich möchte, dieses Land hier würde despotisch regiert und ich wäre der Obertyrann. Dann wüßte ich, was ich thäte!“



VI. Gottfried Lüben.

In meiner Vaterstadt, die ich frühzeitig verlassen hatte, besaß ich wenig alte Bekannte, denn jene, die in der Schulzeit meine Freunde waren, hatten fast alle, wie ich, in der Fremde ihr Glück gesucht. In einem Lande, das beinahe nur aus großen Gütern besteht, geringen Handel und wenig Industrie besitzt, ist immer eine große Menge der jungen Leute zur Auswanderung genötigt, weshalb man meinen Landsleuten auch überall in der Fremde in einer auffallend großen Anzahl begegnet.

Der beste Freund, den ich dort hatte, war bedeutend älter als ich, und seine Bekanntschaft hatte ich in meiner Tertianerzeit gemacht, als ich meine freien Stunden mit allerlei fanatisch betriebenen Liebhabereien ausfüllte. Herr Gottfried Lüben war ein wenig als Sonderling bekannt, wie alle Leute, die still für sich leben und mit Vorliebe Dinge betreiben, die nicht jedermanns Sache sind. Einer der stärksten Triebe, die der großen Menge innewohnen, ist der, gleich der Wüste eine Ebene zu bilden und nichts unter sich zu dulden, das eigne Art zeigt. So sich nun einer still und bescheiden absondert, seine eignen Gedanken zu denken und sein eignes Leben zu leben, da zucken sie die Achseln über ihn und sind immer geneigt, einen Mangel an dem Mechanismus seines Gehirns vorauszusetzen. Und doch sind oft gerade solche Menschen gleich den erquicklichen Blüten zwischen einem öden Meer von Sand und Steinen, und man darf wohl sagen, daß derartige Leute oft dem Fortschritte in der Welt einen größeren Anstoß gegeben haben, als die Tausende, die mit dem Strome schwimmen. Nun war allerdings Herr Lüben weder ein Genie noch ein einsamer Denker, sondern ein friedlicher Bankbeamter, der in einem Hause mit hübschem Garten in der Vorstadt lebte und seine freie Zeit mit unendlichem Fleiße durch allerlei Betriebe ausfüllte, die sämtlich in einer leidenschaftlichen Liebe zur Natur ihren Ursprung hatten. Ein hübsches Talent zum Zeichnen und Malen hatte er nach der Richtung hin ausgebildet, daß es ihm möglich

war, fast jeden deutschen Vogel farbig aus dem Kopfe darzustellen. Er ward nicht müde, diese seine Lieblinge in allen möglichen Größen und allen denkbaren Zusammenstellungen aufs neue zu malen, und jedesmal, wenn ich ihn nach längerer Zeit besuchte, fand ich ihn beschäftigt, die zierlichen und bunten Geschöpfe nach einem neuen Grundgedanken zu Gruppen zu vereinigen. Sein kleiner Garten war mit Sorgfalt zum angenehmen Wohnplatze für die lieblichen Sommergäste hergerichtet, und er hatte die Freude, in jedem Jahre eine Anzahl von Nestern zu hegen und zu beschützen, denn ihre wahren Freunde erkennen diese klugen Tierchen gar bald. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß die katzenhegenden älteren Jungfrauen der ganzen Umgegend von einem finsteren Verdachte erfüllt waren wegen des Umstandes, daß, wer weiß wie oft, um die Zeit, wo die kleinen Vögel nisten, ihre süße Miez oder ihr würdiger Murr nicht mehr zu der gewohnten Morgenmilch erschienen und trotz aller Forschung der Verbleib des angenehmen Lieblings in ein grausiges Dunkel gehüllt blieb. Ach, wenn sie gewußt hätten, was ich wußte, daß ein großer Teil der farbigen Blumenpracht des Lübenschen Gartens aus den Leichen ihrer gemordeten Hausgenossen hervorwuchs, daß dieser jauchzende Vogeljubel über blutigen Gräbern erschallte, da hätten sie wohl tödlichen Groll in ihren jungfräulichen Herzen gehegt. Herr Gottfried Lüben hat mir selbst unter diabolischem Schmunzeln anvertraut, daß er in einem einzigen Jahre schon einmal fünf-

unddreißig dieser Todfeinde seiner gefiederten Lieblinge zur Strecke gebracht hätte, wie er sich jägermäßig ausdrückte. „Dieser Garten ist von ungeheurer Anziehungskraft für die ganze Katzenschaft der Umgegend," sagte er, „und wenn ich sie ruhig gewähren ließe, dann würden sie hier Tag und Nacht herum botanisieren und mir alle meine kleinen Vögel aufessen, und zum Ersatze hätte ich dann nur den Genuß ihrer nächtlichen Hochzeitsgesänge im Frühjahr und ihr Gewälze auf meinem wilden Baldrian."

Eine zweite Eigentümlichkeit dieses Gartens war nämlich die, daß er nur einheimische Pflanzen und Gesträuche enthielt, wie sie in den verschiedenen Gauen unsers Vaterlandes wachsen. Insbesondere für wilde Rosen hegte Herr Lüben eine Vorliebe und hatte sich seit lange bemüht, die verschiedenen deutschen Abarten in seinem Garten zu vereinigen. Seine Neigung für diesen schönsten unserer einheimischen Sträucher ging so weit, daß er sogar in seinem kleinen Gewächshause eine Treiberei eingerichtet hatte, um sich auch zu ungewöhnlichen Zeiten seiner Lieblingsblüten erfreuen zu können. In diesem Garten fand man den Seidelbast, der oft schon im Februar mit duftenden, rosigen Blütenruten dasteht und im Sommer mit leuchtenden Scharlachbeeren bedeckt ist, den roten Traubenholunder, der das Gebirge liebt, den wilden Schneeball, die wohlriechende Myrica aus norddeutschen Torfmooren und eine Unzahl andrer einheimischer Sträucher. Es war ihm sogar gelungen, die sagenreiche Mistel auf einem seiner Bäume anzusie-

deln, wobei er genau das Verfahren der Natur zur Verbreitung dieser Pflanze eingeschlagen und sich der Vermittelung einer in Gefangenschaft gehaltenen Misteldrossel bedient hatte. An dem, was sonst auf den Gartenbeeten hervorsproßte, um nach einem oder zwei Sommern wieder zu vergehen oder auch beständig aus Zwiebeln und Knollen wiederzukehren, konnte man sehen, über welche Fülle von Anmut, zarter, farbiger Bildung und süßem Duft das eigene Vaterland gebietet, und daß keine Anleihen bei dem schreienden Prunk der Fremde nötig sind, um eine schöne und harmonische Wirkung zu erreichen. Ich würde kein Ende finden, wollte ich alles aufzählen, was in diesem anmutigen kleinen Garten zu sehen war, und was das Museum des kleinen Landhauses, das darin lag, noch alles an Schätzen und Wunderlichkeiten barg, denn kaum ein Gebiet der Naturkunde gab es, auf dem mein unermüdlicher Freund nicht gesammelt hätte.

Das Bedürfnis nach Rat und Mitteilung trieb mich am Nachmittage dieses Tages zu ihm hin, allein ich fand ihn nicht zu Hause. Auf seinem Arbeitstische lag ein halbvollendetes Blatt eines neuen Zyklus, den er in Arbeit hatte: „Die Vögel unsrer Gärten in den vier Jahreszeiten.“ Es war der Frühling, den er darstellte, und ringsum lagen die schimmernden Farbenschälchen, die er benutzte, und standen ausgestopfte Vögel, die als Modell gedient hatten. Daneben lag aufgeschlagen ein Band des ‚Naumann‘. So ruhig und friedlich war es hier und alles so in sich selbst abgeschlossen. Von

den Wänden schimmerten aus sauberen Glaskästchen einheimische Schmetterlinge und Käfer, gemalte und ausgestopfte Vögel sahen von allen Seiten mit blanken Augen auf mich hin, auf einem offenen Eckborte glänzten farbige Krystalldrusen und flimmernde Erzstufen in einfallenden Sonnenstrahlen, während anderwärts wieder schöngebogene Muscheln zarten Porzellanglanz von sich gaben. Dazu war durch das ganze Zimmer ein sanfter Duft nach Naturalien und gutem Varinaskanaster verbreitet, in das geöffnete Fenster leuchtete ein sonniges Grün und ein farbiger Schimmer von Frühlingsblumen und tönte ein wirres, aber liebliches Geschwätz der verschiedensten Vogelstimmen. Ja, hier war Friede und Behagen, daß es meinem unruhig bewegten Herzen fast weh that.

Ich erfuhr, daß Herr Lüben ausgegangen sei, um dem Treiben eines Eisvogels, dessen Standplätze er kürzlich entdeckt hatte, nachzuforschen, daß er aber für mich hinterlassen hätte, er würde am Abend im „Uhlenhorst“ zu finden sein. Ich wanderte nachdenklich an das Thor und strich stundenlang durch die wallenden Kornfelder und vorüber an saftigen Wiesen. In den blühenden Hecken sangen die Ammern und Hänflinge, und über mir war es wie ein Dach von lauter Lerchenjubel. Es war ein herrliches Wetter, aber im stillen sehnte ich mich nach düsterem Wolkengeschiebe, nach Sprühregen und Wind, der die flatternden Wipfel beugt, denn dies entsprach meiner Stimmung.

⁂

VII. Im Uhlenhorst.

Der ‚Uhlenhorst‘ war weiter nichts als eine Weinstube, deren Besitzer Jakob Uhl hieß. Uhl ist der plattdeutsche Name für Eule, und deswegen hatte vor langen Jahren einmal jemand für dieses Lokal, das er mit Vorliebe besuchte, einen ausgestopften Waldkauz gestiftet, der alsbald mit klugen, dunkelbraunen Glasaugen von der Wand aus auf die zechende Gesellschaft heruntersah. Diese Idee gefiel, und auch dem Wirte behagte dieses Wahrzeichen; deshalb ward dieser eine Kauz der Keim zu einer mächtigen Eulensammlung, die sogar einige Seltenheiten enthielt. Ueber den Thüren saßen diese seltsamen Tiere reihenweise, blickten von oben angebrachten Borten herab und stierten mit gelben Augen aus finstern Winkeln hervor. Und nicht allein ausgestopfte Eulen hatten sich eingefunden, nein allmählich auch solche aus jedem möglichen Material, aus Holz, Pappe, Gips und Metall; Maaßkrüge in Eulenform gab es dort und eine ganze Sammlung jener künstlichen Eulen und Eulchen jeder Größe, wie sie die Japaner so zierlich aus Federn herstellen. Dieser seltsame Schmuck gab der Weinstube einen besonderen Reiz und machte sie zu einer Stadtmerkwürdigkeit, die jedem Fremden gezeigt werden mußte. Auch dies trug dazu bei, die Sammlung durch seltene Stücke zu vermehren, denn eines Tages traf von einem Schiffskapitän, der manchen vergnügten Abend im Uhlenhorst verlebt hatte, eine große Kiste ein, die

eine ganze Sammlung von ausgestopften ausländischen Eulen enthielt, die, wie der schöne Ausdruck lautet, eine tiefgefühlte Lücke auszufüllen bestimmt waren.

Als ich in den Uhlenhorst kam, saß Lüben schon da an einem Ecktische des kleinen Seitenzimmers, überschattet von den ausgebreiteten Flügeln eines mächtigen Uhus, der im Begriffe war, einen ausgestopften Hasen zu verzehren. Dies war Lübens Lieblingsplatz, ihm zu Ehren hing dort auch in schwarzem, poliertem Holzrahmen ein von ihm gemaltes Gruppenbild, sämtliche Eulen Deutschlands darstellend, und alle übrigen Eulen dieses behaglichen, verräucherten Zimmers waren so aufgestellt, daß sie mit großen, runden Augen auf diesen Platz hinblickten. Mein Freund strich sich behaglich durch seinen bereits ergrauten Bart, als er mich erblickte, und bestellte ein zweites Glas. Bei mir zu Lande schätzt man noch den fast aus der Mode gekommenen französischen Weißwein, und so saß ich denn bald neben ihm und schlürfte nachdenklich den vortrefflichen Sauternes. Lüben war noch ganz erfüllt von seinen heutigen Erlebnissen und erzählte mit dem Feuer und der Ausführlichkeit eines Liebhabers von seinen Beobachtungen. Er hatte das Glück gehabt, den scheuen Eisvogel beim Fischen mehrfach zu belauschen, und zum Schlusse hatte er gar an einem Abhange von lehmigem Sande seine Nesthöhle entdeckt. „Der Eisvogel,“ sagte Lüben, „hat für mich immer etwas von einem Märchen gehabt, und so gut ich ihn auch jetzt kenne, etwas Unglaub-

liches haftet ihm für mich immer noch an. Man denke sich in unserm bescheidenen Norden das sonderbare kurze Geschöpf mit dem unglaublich großen Schnabel und der glänzenden Farbenpracht eines Kolibri. Wenn er so rasenden Fluges über das Wasser dahinschnurrt, und es trifft ihn ein Sonnenlicht, da leuchtet er auf in Grün, Rot, Gold und Blau wie ein fliegendes Juwel. Wie sonderbar, wenn er so stockstill auf seinem Zweige hockt und unverwandt ins Wasser starrt. Plötzlich kopfüber plumpst er hinein und kehrt dann auf seinen Platz zurück, unfehlbar mit einem Fischlein im Schnabel, das er auf wunderliche Art hinabwürgt. Und dieser sonderbare kleine juwelenglänzende Fischräuber gräbt sich in die steilen Uferwände metertiefe Gänge, an deren Ende er in einer sauberen Höhle ein Nest aus Fischgräten baut, dieses Tierchen, mit all der funkelnden Pracht des Südens geziert, bleibt im kältesten Winter bei uns, um an raschfließenden Bächen und offenen Stellen dem Fischfange obzuliegen; nicht wahr, alles dies ist doch höchst wunderlich. — Eigentlich ist es ein ganz unmöglicher Vogel!" fügte er dann schnell hinzu und sah, indem er seine kleinen Augen so weit als möglich öffnete, starr vor sich hin, gleich als vertiefe er sich im Geiste recht in dies geflügelte Wunder.

Es gehörte zu Lübens Eigentümlichkeiten, zuweilen in dieser Weise in Bewunderung auszubrechen für Einrichtungen in der Natur, die ihm sinnreich, schön oder merkwürdig erschienen, und dann fand er oft schwer ein Ende. So fuhr er auch jetzt noch eine

Weile fort, ohne ein Auge dafür zu haben, daß ich ihm nicht wie sonst lauschte, weil meine grübelnden Gedanken fortwährend in andrer Richtung geschäftig waren. Endlich, als wir schon die zweite Flasche in Angriff genommen hatten, fiel ihm doch mein Aussehen und mein verändertes Wesen auf.

„Na, was haben Sie denn?“ fragte er plötzlich. „Sie sehen ja aus, als hätten Ihnen die Jungens das Nest ausgenommen.“

„Haben sie auch,“ antwortete ich, „und zwar eines, das ich mir erst bauen wollte!“

„Hoho!“ sagte er, fuhr mit der Hand in seinen grauen Bart und sah eine Weile nachdenklich auf mich hin, während seine Augenlider fleißig auf und nieder gingen, und alle Eulen ringsumher gleichsam forschend auf uns herabblickten.

Der Uhlenhorst war heute wenig besucht; in unserm Zimmer befand sich niemand weiter, und nebenan saßen nur drei Referendare, die ihre Zeche auswürfelten. Man hörte weiter nichts als das eintönige Klappern der Würfel und dazwischen die schönen Kunstausdrücke der Spielenden, wie „Muckensturm“, „fliegende Hasen“, „höchste Hausnummer“ und dergleichen geistreiche Bezeichnungen, während zwischendurch ein donnerndes Gelächter den besonderen Beifall für etwaige außerordentliche Kapriolen der Glücksgöttin ausdrückte. Wir waren demnach ungestört, und ich konnte dem Freunde, ohne einen Horcher befürchten zu müssen, meine Angelegenheit auseinandersetzen. Die Aufmerksamkeit und Teilnahme,

mit der er zuhörte, war außerordentlich, und bis ins kleinste mußte ich ihm alle Einzelheiten berichten.

Dann versank er eine Weile in Nachdenken, bis er eine pfiffig forschende Miene annahm und fragte: „Ich glaube, den alten Birnbaum kenne ich. Ist er nicht hohl?"

„Ja, an mehreren Stellen," antwortete ich. „Noch ganz genau erinnere ich mich, daß ich als Kind mit süßem Schauder meinen ersten Griff in ein Vogelnest that, das sich in einem niedrigen Astloche dieses Baumes befand. Ein Feldsperling hatte sich dort eingebaut, und nie vergesse ich das seltsame Gefühl, das mir bei der ersten Berührung der warmen Eier von den Fingerspitzen aus durch den ganzen Körper rieselte."

„Sehr gut," sagte Lüben, der für dieses kleine Erlebnis besonderes Verständnis hatte, „und außerdem sind noch mehr Höhlungen da?"

„Ja, große und kleine," antwortete ich, „der Baum ist sehr alt, und Herr Rodekamp hat ihn wohl nur deshalb stehen lassen, weil er, wie so oft solche alten abscheidenden Bäume, an seinen gesunden Zweigen fast alljährlich eine Menge köstlicher Früchte von einer ausgezeichneten Sorte bringt. Der Baum ist mein Jugendfreund, ich habe eine gewisse Liebe für ihn."

„Sie sollen ihn noch lieber gewinnen," sagte Lüben, geheimnisvoll in sich hineinschmunzelnd. Dann fuhr er fort: „Also hohl ist der alte Birnbaum, hat mehrere große und kleine Oeffnungen. Hm, hm. — Nun, da thun wir Rodekamp den Gefallen!"

„Was meinen Sie?“ fragte ich verwundert.

„Nun, wir lassen Rosen auf ihm wachsen!“ rief Lüben, indem er seine Augen so klein machte, daß ein Halbkreis von listigen Fältchen sie umzüngelte. Dabei lachte er mit lautlosem Schüttern in sich hinein, wie es oft die Art einsam lebender Menschen ist.

Ich muß ihn dabei wohl etwas schafig angesehen haben, denn er lachte noch stärker und rief dann: „Nun, das ist doch ganz einfach. In meinem kleinen Treibhause gelangen in den nächsten Tagen so an sechs bis acht Rosenstöcke zur Blüte, und ich werde sie etwas fikatzen, daß es noch ein bißchen schneller geht. Dann in einer schönen Nacht thun wir Gartenerde bester Sorte in die Baumlöcher und pflanzen die ganze Gesellschaft mit dem Ballen da hinein. Wenn er dann kommt und seinen ganzen Birnbaum in blühenden Rosen stehen sieht und noch nicht zufrieden ist, dann kann ich ihm nicht helfen.“

Ich war eigentlich etwas enttäuscht und machte ein trauriges Gesicht zu seiner Siegesgewißheit.

„Ach, verzeihen Sie, lieber Lüben,“ sagte ich, „würde er das nicht für einen kindischen Streich halten und uns auslachen, und würde es dann nicht weit schlimmer um meine Sache stehen?“

„Ach bewahre,“ sagte Lüben, „solche alten Simpel muß man mit dem Buchstaben fangen. Sie kennen Rodekamp nicht wie ich, der mit ihm zur Schule gegangen ist. Er ist lange so schlimm nicht, wie er sich stellt, und im Grunde ganz gutmütig. Aber er gehört zu jenen nicht ganz seltenen Menschen, die sich

fast zu Tode schämen, wenn es herauskommt, daß sie eigentlich nur weichgeschaffene Seelen sind, und sich deshalb in einen Panzer von sorgfältig eingeübter Rauhigkeit hüllen, gerade wie der Einsiedlerkrebs sein nacktes, unbeschütztes Hinterteil sorgfältig in ein festes Schneckenhaus verbirgt, das er mühsam mit sich herumschleppt. Noch andre Tiere gibt es, die niemand etwas zuleide thun können und ganz wehrlos sind, weshalb die Natur ihnen zum Schutze furchterweckende Gebärden und ein greuliches Aussehen verliehen hat. Auch diesen ist er zu vergleichen. Wie es höchst solide Menschen gibt, die ihren Stolz darin finden, für liederliche Schwerenöter gehalten zu werden, so gibt es auch solche, die es erfreut, wenn ihr butterweiches Gemüt nicht erkannt und sie für hart und jeder zarten Regung unzugänglich angesehen werden. So war Rodekamp schon als Kind und als Student und wird sich seitdem wohl nicht viel geändert haben."

Alles dies konnte mich nicht überzeugen. „Es ist doch ein Kinderstreich, lieber Lüben," sagte ich, „und ich verspreche mir gar nichts davon."

„Ach was, Kinderstreich!" rief dieser mit komischer Entrüstung, „smart wird Rodekamp es finden als richtiger Amerikaner und wird froh sein, daß er mit seinem unbedachtsamen Schwur in Liebessachen so glücklich wieder herausgewickelt wird. Denn einige Tage werden darüber vergehen, und er wird unterdes eingesehen haben, daß er sich auf Sachen eingelassen hat, denen er durchaus nicht gewachsen ist. Denn er liebt seine Tochter über alles. Glauben Sie, daß er das mit ansehen kann,

wenn sie umhergeht wie eine geknickte Lilie und das Köpfchen hängen läßt wie ein welkes Vergißmeinnicht, oder wenn sie dasitzt, wie Chamisso sagt, ‚bleich und schön, wie der erste Schnee, der manchmal im Herbste die letzten Blumen küßt und gleich in bittres Wasser zerfließen wird‘? Er ist gewöhnt an ihr gleichmäßiges, freundliches und heiteres Wesen; wenn er nun das plötzlich vermissen soll, versinkt er in einen Abgrund von Trübsinn, und das hält er auf die Dauer nicht aus. Sehen Sie, lieber Freund, da müssen wir ihm die Hand zur Umkehr bieten, und er wird sie sicher ergreifen, wenn es auch nur eine Kinderhand ist, wie Sie meinen.“

Obwohl ich die Sache noch immer nicht in einem so rosigen Lichte sehen konnte, so redete mein Freund doch so lange und so eindringlich auf mich ein und wußte unserm Unternehmen so verlockende Seiten abzugewinnen, daß mir bei der dritten Flasche schon leichter ums Herz wurde und wir endlich auf das Gelingen unsres wunderlichen Vorsatzes kräftig anstießen, während sämtliche Eulen in der Runde mit großen Augen auf uns hinglotzten. Wie lange sie aber noch an diesem Abend Gelegenheit hatten, uns nachdenklich zu betrachten, während ein unglücklicher Kellner hinter dem Ofen schnarchte, und wie viele Flaschen sie haben entkorken sehen, das bewahren diese klugen und verschwiegenen Tiere still in ihrem mit Heu ausgestopften Busen.

*

VIII. In der Zwischenzeit.

Meine Mutter hatte wieder einmal große Wäsche, und mit unfehlbarer Sicherheit war die „sanfte Doris" in der Nacht vorher erkrankt. Diesmal war es Zahnweh. Trotz aller Sanftmut war das Mädchen doch sehr stark in Ausdrücken und entwarf mit qualgesättigter, leiser Stimme furchtbare Beschreibungen von den Leiden der letzten Nacht, die in der Behauptung gipfelten, daß sie vor Schmerzen unausgesetzt auf dem Kopfe gestanden hätte und an den Wänden in die Höhe gelaufen wäre. Wie sie diese beiden akrobatischen Thätigkeiten miteinander vereinigt hatte, blieb ihr Geheimnis. Von ihrer Kammer aus durchzog ein Duft von gewärmten Kamillenkissen das Haus, und dort saß sie, immer ein solches Hausmittel mit einem Tuche an die Backe gebunden, wie eine Illustration zu den Versen „Wer nie sein Brot mit Thränen aß" auf dem Bette in einer Atmosphäre von Jammer und Hoffmannstropfen. Meine Mutter war durch diesen Zwischenfall natürlich sehr in Anspruch genommen, hatte mit großer Not eine Wäscherin aufgetrieben und wurde durch ihre häuslichen kleinen Sorgen einstweilen von der größeren um mich und meine Angelegenheiten abgezogen. Die große Wäsche ist eine zeitweilige Erkrankung des Hauswesens, gegen die es kein Mittel gibt als Geduld oder Flucht, und ich mied deshalb das von Seife und Kamillenthee durchduftete Haus so viel ich konnte, trieb mich in der herrlichen Umgegend meiner Vaterstadt umher und

musterte täglich zweimal wenigstens die Fortschritte der Rosensträuche in Lübens kleinem Treibhause und freute mich, daß deren Knospen bereits in rotem Schimmer standen.

Ich habe später erfahren, daß auch im Nachbarhause um diese Zeit wenig Vergnügen herrschte, und muß meinem Freunde Lüben das Zeugnis geben, daß er ein besserer Menschenkenner war, als ich je gedacht hatte. Herr Rodekamp, der sich sein Leben lang wenig um verliebte Thorheiten gekümmert hatte, war wirklich bald um seine ganze Behaglichkeit gebracht, denn das blasse und verweinte Aussehen seiner Tochter war ihm unerträglich. Er liebte sie über alles, sie war der Sonnenschein seines Alters, und an eine Trennung hatte er nie gedacht. Nun hatte sich ein heimlicher Dieb in seinen Garten geschlichen, ein fremder, ihm ganz gleichgültiger junger Mensch, und wollte ihm den Schatz fortnehmen, der seine größte Freude war. Durch den Zaun war er sogar gekrochen; war das ein ehrlicher Weg, und konnte jemand, der solches that, es ehrlich meinen? Rodekamp hatte gar nicht daran gedacht, daß es seine Tochter kränken könne, wenn er so schroff gegen mich auftrat, denn es wollte ihm gar nicht in den Sinn, daß sie ihr Herz an eine nach seiner Meinung so windige Sache hängen könne. Sie war ja noch ein Kind nach seiner Ansicht, und Kinder greifen auch nach den giftigen Beeren, die oft von verlockender Schönheit sind. Reißt man sie ihnen aus der Hand und vernichtet sie, da weinen sie, aber nachher sehen sie ein, daß es besser so war. Er hatte

dann freundlich und väterlich mit ihr gesprochen, aber sie hatte es nicht eingesehen. Das gute Kind hatte gesagt, ich wäre der beste Mensch von der Welt und hätte so treue Augen, die nicht lügen könnten, und noch vieles, das ich aus Bescheidenheit nicht wiederholen mag, wofür sie aber der Himmel segnen möge.

Den Alten hatte es wie Verzweiflung übermannt über diese schreckliche Geschichte; er war mächtig passend in den Garten gegangen und hatte versucht, sein Herz durch einige altbewährte Flüche zu erleichtern, es war ihm aber nicht gelungen. Mit besonderer Wut trat er heute die Raupen tot, und eine unglückliche Maulwurfsgrille, die sich in einem der für diesen Zweck eingegrabenen Töpfe gefangen hatte, ward mit dem Spaten in hundert Stücke zerhackt. Zuletzt trieb ihn die Unruhe aus dem Hause, und er ging, wie er zuweilen, aber selten, that, in den Uhlenhorst, um seinen Gram in Spiritus zu setzen. Denn er schätzte nicht die schwachen Getränke und pflegte dort eine Mischung von Cognac mit sehr wenig heißem Wasser zu genießen. Da wollte es der Zufall, daß dort zwei ehrsame Bürgersleute ihr Schöppchen tranken, die gute Freunde meines Vaters gewesen waren, und als diese zufällig dessen Namen nannten, ward Rodekamp hellhörig und verstand es, nach einer Weile das Gespräch auf mich zu bringen, um die Meinung dieser Männer zu erfahren. Da war er aber gerade an die Richtigen gekommen, indem diese beiden ehrenwerten Herren eine viel zu hohe Meinung von meinen Gaben und Tugenden besaßen und nun anfingen,

ein Duett zu singen, das ich nicht wiederholen kann, weil sonst mein Ansehen in den Augen der Menschheit leicht von seinem Wohlgeruche verlieren könnte. Aber man findet es oft, daß wenn jemand in der Fremde sein Glück sucht und findet, die lieben Landsleute immer geneigt sind, dies zu überschätzen und die Lebensumstände dieses Kindes ihrer Stadt in freudigem Heimatstolze mit lieblichen Legenden zu verzieren. Dazu wußten sie Geschichten von den genialen Thaten meiner Kindheit zu erzählen, die mich selber, als ich sie später erfuhr, durch den Reiz ihrer vollkommenen Neuheit in das höchste Erstaunen setzten.

Herr Rodekamp war aber mit diesen Berichten äußerst unzufrieden, denn sie paßten durchaus nicht in sein System. Er ward noch mürrischer als zuvor und haderte mit sich und der Welt. In solchen Stimmungen war er immer geneigt, den Grund seines Mißbehagens auf die verdrehten Einrichtungen der alten Welt zu schieben, und fing an, so gotteslästerlich auf Deutschland zu schimpfen, daß die beiden alten bescheidenen und wohlwollenden Leute ganz traurig und bange wurden, ihr Schöpplein bezahlten und Rodekamp mit seinem sinnlosen Zorne allein ließen.

Ja, das Behagen war fort und kam nicht wieder; der stille Vorwurf, der auf dem blassen Antlitz seiner Tochter lag, zerstörte es immer wieder von neuem. Seine Hoffnung war, die Zeit würde mildernd einschreiten, aber hierauf zu warten war ihm eine schwere Aufgabe, denn er geizte bereits nach einem freundlichen Blick von ihr und tausend Thaler hätte er hin-

gegeben, wenn er ihr fröhliches Lachen wie sonst hätte durch das Haus schallen hören. Alles Elegische war ihm zuwider, und nun saß seine Tochter, die sonst die heitere Freundlichkeit selber war, ihm gegenüber, als hätte Matthisson sie gedichtet.

So gingen die Tage hin, und als er am Sonnabendabend bei seinem Grog im Gartenzimmer saß, da lag das Kommersbuch unbeachtet vor ihm, obwohl er schon seit Jahren gewohnt war, an diesem Abend seine rauhen Gesänge erschallen zu lassen. Aber heute war ihm danach nicht zu Mute. Er saß und trank, paffte eine Pfeife nach der andern und brütete vor sich hin. Nachdem er so über eine Stunde seine Gedanken gewälzt hatte wie Sisyphos seinen Stein, wurden diese endlich übermächtig in ihm, so daß ihm der Schluß und Kernsatz, fast ohne daß er es wollte, auf die Lippen trat: „Der verdammte Schwur!“ rief er plötzlich und donnerte dabei mit der Faust so auf den Tisch, daß Eveline, die im Nebenzimmer bei einer Arbeit saß, emporfuhr und sich nach seinen Wünschen erkundigte. Er brummte etwas Unverständliches und fuhr fort zu rauchen, zu trinken und zu schweigen, bis es Zeit war, zu Bett zu gehen.



IX. Wenn die Rosen blühn.

An demselben Sonnabend waren die Rosen in Lübens kleinem Treibhause so weit zur Blüte gekommen, daß wir beschlossen, am Sonntagmorgen in aller Frühe

unser wunderliches Attentat in Gang zu setzen. Die Astlöcher und Höhlungen des alten Birnbaums hatte ich in einer nebligen Morgenfrühe sorgfältig ausgemessen und ihren Inhalt berechnet, um danach die Menge der Erde zu bestimmen, die für unser Vorhaben nötig war, und diese stand in einem Korbe bereit. Lüben bewahrte eine heitere Zuversicht, allein mir war weniger tröstlich zu Mute; ich sah diesem Morgen ungefähr mit den Empfindungen eines Examinandus entgegen, dem das Bewußtsein, seine Nase, statt in die Bücher, vorzugsweise in das Bierglas gesteckt zu haben, die Hoffnung auf den Sieg seiner gerechten Sache bedenklich erschüttert hat. In seltsamer Scheu und wegen meines schlechten Gewissens hatte ich vermieden, meine Mutter in diese Pläne einzuweihen, und deshalb mußten alle Vorbereitungen mit besonderer Heimlichkeit angestellt werden. In der Nacht vorher schlief ich keinen Augenblick, und als kaum der Morgen dämmerte, schlich ich mich hinab, um leise die Hausthür zu öffnen und meinen Mitverschwörer zu erwarten. Dieser erschien kurz darauf mit zwei Dienstmännern, die die Rosen trugen, deren zarte Blüten in üppiger Fülle aufgegangen waren und mit leisem Schwanken über den Rand des großen Korbes nickten. Die Leute mußten sich ihre nägelbeschlagenen Stiefel ausziehen und dann ging es auf Socken über den Flur und den schmalen Hof zum Garten. Endlich waren wir in Sicherheit, und nichts im Hause hatte sich gerührt. Die beiden Dienstmänner wurden königlich belohnt entlassen und schlichen sich schmunzelnd davon. Dann

begann eine fieberhafte Thätigkeit. Mit einer kleinen Leiter konnte man von unserm Garten aus in den Baum steigen, und dies Geschäft übernahm als der jüngere und behendere ich, während Lüben mir die nötigen Handreichungen leistete. Zuerst wurden die Astlöcher und größeren Höhlungen bis zur nötigen Höhe mit Erde ausgefüllt, dann die Rosen ausgetopft und sorgfältig mit dem Ballen eingesetzt. In die kleinen Löcher kam einer und in die größeren zwei der lieblichen Sträucher. Lüben hatte eine Anzahl kleiner Töpfchen mit Linaria cymbalaria mitgebracht, einer Pflanze, die er ebenfalls sehr liebte und fast zu allen Zeiten in Blüte hatte. Diese wurden an passenden Stellen dazwischen gesetzt, also daß die zierlichen Ranken mit den feinen blaßblauen Blümchen gefällig über die rauhe Borke des Stammes herniederhingen, und nachdem im Verlaufe einer Stunde alles fertig und tüchtig angegossen war und der große alte Birnbaum in blühenden Rosen stand, da hatte das Ganze ein so freundliches und natürliches Aussehen, als sei es von selber so geworden.

Niemals werde ich die schrecklichen Stunden der Erwartung vergessen, die nun folgten bis um acht Uhr, wo Rodekamp seinen Garten regelmäßig zu betreten pflegte.

Lüben hatte mich verlassen und war den Gang hinuntergeschritten, der von unserm Garten aus zwischen Hecken an das Wasser führte. Die Ränder dieser flachen Seebucht waren von sumpfigen Rohrwiesen eingeschlossen und von einzelnen Kanälen durchschnitten,

dort wollte er ein wenig umherrudern, um nach den Rohrvögeln zu sehen. Er würde um neun Uhr zum Gratulieren wiederkommen, hatte er gesagt. Mir war das fast wie Hohn vorgekommen.

In solchen Stunden erscheint uns die Natur grausam und gefühllos, wenn gleichgültig gegen unsre Stimmung alles seinen gewohnten Gang geht, die Vögel aus voller Brust ihre Liebeswonne jauchzen, die Schmetterlinge sich umkreisen und um die Blumen tändeln und diese den leisen Morgenwind mit Düften tränken. Man mag daraus ersehen, wie ein jeder doch im Grunde gewohnt ist, das in seiner Brust pochende Herz für den Mittelpunkt der Welt anzusehen.

Endlich hörte ich die Uhr vom Turme der Nikolaikirche acht schlagen, ungefähr mit den Gefühlen eines Menschen, der fünf Minuten später hingerichtet werden soll, und nun hegte ich mit einemmale den Wunsch nach Aufschub und hoffte, Herr Rodekamp würde heute ausnahmsweise einmal nicht so pünktlich sein wie gewöhnlich. Jedoch eine Minute später klirrte dort die Glasthür des Gartenzimmers und fiel dröhnend ins Schloß; eine Weile hinterher kamen schwere Schritte die Stufen herab und knirschten auf dem Kies der Gartensteige. Dann war es still, und ich bog die Zweige des Gebüsches, wo ich im Hinterhalte lag, beiseite, um einen Ausblick zu gewinnen. Herr Rodekamp wendete mir den Rücken zu und sah scheinbar in tiefe Gedanken versunken das Haus an, wo er hergekommen war, während der Wind die taktmäßig vordringenden Rauchwölkchen seiner Pfeife beiseite

wehte. Unbehagliche Vorstellungen schienen sein Gemüt zu bewegen, denn plötzlich paffte er stärker, schüttelte mit hörbarem Grunzen heftig sein Haupt und wendete sich schwerfällig, um den unterbrochenen Weg in den Garten hinein fortzusetzen. Jedoch bald stand er wieder und starrte auf einen Zwergapfelbaum, allein wie abwesend mit seinen Gedanken, und nun konnte ich sehen, daß seine Mienen finster und verdrießlich waren, was ich für das Gelingen meines Unternehmens als kein günstiges Zeichen erachtete. Unterdes war ein Pirol, der in dem an der Seebucht gelegenen Parke des Marstalles sein Nest hatte, durch die Wipfel geschweift und ließ plötzlich aus der Spitze des alten Bergamottenbirnbaumes seinen wundervollen Flötenruf erschallen: „Vogel Bülow! Vogel Bülow!“ erklang es zweimal. Es ist mir außer allem Zweifel, daß Lüben vermöge geheimer, nur ihm bekannter Künste diesen Vogel veranlaßt hat, solches zu thun, um die Sache geschickt einzuleiten. Für eine Art Zauberer habe ich ihn immer gehalten, und als ich ihn später danach fragte, lächelte er so geheimnisvoll wie ein Kanzleiregistrator.

Rodekamp aber, der diesen wunderschönen Vogel als einen bösen Kirschendieb ingrimmig haßte, konnte sich, obwohl die Zeit dieser Früchte noch lange nicht da war, nicht enthalten, einen Blick der tiefsten Mißbilligung auf den Ort zu werfen, woher diese Flötenstimme erschallte, und dabei bekam er an seinem Birnbaume etwas zu sehen, das seine höchste Verwunderung erregte. Er hielt die Hand über die Augen

und starrte eine Weile. Dann schritt er eilfertig näher, wobei ihm die Pfeife entfiel, ohne daß er es beachtete, und stand dann wieder, indem er nach seiner Gewohnheit beide Flügel seines Backenbartes mit den Händen emsig bearbeitete und dazu so wunderliche Gesichter schnitt, daß ich hätte lachen mögen, wenn mir nicht so schrecklich ernsthaft zu Mute gewesen wäre. Plötzlich bedeckte er mit der Hand die Augen und blickte dann nach einer Weile wieder starr auf das Phänomen hin. Aber es war nicht verschwunden, es war wirklich da, überall wuchsen aus dem alten Birnbaume blühende Rosen hervor.

Jetzt hielt ich meinen Augenblick für gekommen, und obwohl mir das Herz entsetzlich pochte, kämpfte ich mit aller Kraft meine Aufregung nieder, schritt aus meinem Verstecke hervor, machte eine sehr schöne Verbeugung und sprach in so leichtem und geschäftsmäßigem Tone als ich nur vermochte: „Herr Rodekamp, die einzige und nicht gerade allzu schwierige Bedingung, die Sie mir vor einiger Zeit gestellt haben, ist erfüllt. Sie sehen, an Ihrem Birnbaume blühen bereits die allerschönsten Rosen. Ich erlaube mir deshalb zum zweitenmal um die Hand Ihrer Tochter Eveline anzuhalten!"

Herr Rodekamp war dunkelrot geworden und starrte bald auf mich hin, bald auf die Rosen. In seinem Inneren waren die widerstrebendsten Gedanken im Kampfe begriffen, wie rosige, geflügelte Engelchen, die sich mit schwarzen, meckernden Teufeln balgen, und dieser ganze Widerstreit der Gefühle spiegelte sich höchst wunderlich auf seinem zuckenden Antlitze ab.

Aber das Gute siegte, und wie eine weiße Friedenstaube senkte sich zuletzt der Gedanke herab, daß er nun mit einem Schlage der ganzen Unbehaglichkeit der letzten Tage ein Ende machen könne, und daß ihn Ruhe und Frieden nur ein Wort koste. Seine Züge klärten sich allmählich auf, er sah noch einmal auf die Rosen und dann auf mich; ein unbeschreibliches Lächeln zeigte sich um seinen schmalen Mund und zwischen den Zähnen knirschte er die schmeichelhaften Worte hervor: „Verfluchter Kerl!"

Dann wandte er sich plötzlich und rief mit so furchtbarer Stimme, daß die Sperlinge aus dem Epheu flogen und eine Nachbarkatze sich in schleuniger Flucht über das Geländer rettete: „Eveline!"

Eine zarte Stimme antwortete vom Hause her: „Ja, Vater!"

„Eveline," brüllte er dann, „komm ganz schnell her, dein Bräutigam ist da!"

Wie ich über das Geländer kam, kann ich nicht mehr sagen, ich weiß nur, daß ich plötzlich auf der andern Seite war und einer hellen Gestalt entgegeneilte, die zagend die Gartentreppe herabschritt und nicht wußte, was dieser seltsame Zuruf zu bedeuten hatte. Aber bald wußte sie es und ward fast ohnmächtig über diese schnelle Wendung der Dinge.

Noch jemand hatte diesen merkwürdigen Ruf gehört, meine Mutter nämlich, die am offenen Fenster stand und nach mir aussah, da sie mit dem Kaffee auf mich wartete. Voller Verwunderung kam sie in den Garten, und als sie dort diese unerwartete

Bescherung fand und in der ersten Aufregung fragte: „Aber Herr Rodekamp, was ist denn los?“ da rief dieser, der sich überhaupt ganz sonderbar benahm, als hätte er am frühen Morgen schon zuviel von seinem Lieblingsgetränk Cognac, mit einem kleinen Schuß heißen Wassers, genossen:

„Was hier los ist? Eine Verlobung ist los! Ich will geteert und gefedert sein, wenn das keine Verlobung ist! Ich will meinen eigenen Kopf aufessen, wenn wir hier nicht alle so glücklich sind wie die Hasen im Kohl! Kommen Sie her, Frau Doktorin, und geben Sie mir Ihre Hand, wir wollen gute Freunde sein. Verdammt noch mal, das wollen wir!“

Damit reichte er seine mächtige Pranke über das Geländer und drückte die schmale Hand meiner Mutter so kräftig, daß sie fast geschrieen hätte.

Als wir nun diese gesehen hatten, liefen wir natürlich zu ihr hin und bildeten am Geländer eine Gruppe der Freude und verwunderten Glückseligkeit, wobei die verschiedensten Küsse in allen möglichen Kombinationen durcheinander gingen. Aus dieser erfreulichen Beschäftigung wurden wir aufgeschreckt durch die furchtbare Stimme Rodekamps, der an dem Tische einer kleinen Laube in der Nähe saß und mit großer Inbrunst und an den geeigneten Stellen mit der Faust auf den Tisch donnernd folgendes Lied sang:

„Mädel ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite,
I hab di gar zu gern, i mag di leide!
Gib mir einen Kuß! — Bum!
Wie'n Kanonenschuß! — Bum!

Mädel ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite,
I hab di gar zu gern, i mag di leide!"

Der alte Herr war ja ausnehmend vergnügt heute morgen, aber er wußte wohl, weshalb er sich so närrisch benahm, denn innerlich war er furchtbar gerührt, und nur die entsetzliche Angst, es könne dies jemand bemerken, trieb ihn von einer Tollheit in die andre.



X. Ausklang.

Einige Monate nach diesen Ereignissen kam ich zu meiner Hochzeit wieder in meine Vaterstadt und zog dann mit meiner jungen Frau an den Ort meiner Thätigkeit. Dem Alten ward die Trennung sehr schwer, jedoch einigen Ersatz leistete es ihm, daß er sich unterdes mit meiner Mutter sehr angefreundet hatte und den behaglichsten Verkehr mit ihr pflegte. Ueber das ereignisreiche Geländer hinweg wurden weise gärtnerische Gespräche geführt und die Erstlinge aller Früchte bewundert. Das beste Obst wanderte in auserlesenen Stücken überhaupt immer zu meiner Mutter, und bei dessen Ueberreichung brachte der alte Herr in Anbetracht seiner sonstigen Steifigkeit die zierlichsten Verbeugungen zu stande und war wundervoll galant.

Für den alten Birnbaum mit seinen Rosen hatte er eine besondere Vorliebe gefaßt und pflegte beide mit Aufbietung aller seiner Kunst. Um diese Pflege

besser ausüben zu können, hatte er sich ein hübsches Gerüst mit Treppen und einem erhöhten Sitze um den Baum machen lassen, und dort saß er gern an schönen Abenden zwischen den Rosen und trank seinen Grog und rauchte, während meine Mutter in ihrem kleinen Garten ihm gegenüber auf der Bank saß und strickte und beide sich allerlei von ihren Kindern erzählten. Als dies wegen der vorgerückten Jahreszeit nicht mehr möglich war, luden sie sich sehr oft einmal zum Thee ein, und dann mußte ihm meine Mutter allerlei Musikstücke vorspielen, die er gern hatte. Ja einmal hat sie sogar ihren Schauder überwunden und seinen barbarischen Gesang begleitet, aber allzu borstige Lieder durfte er nicht singen. Auch hat sie ihren ganzen Einfluß angewendet, ihm den unchristlich starken Grog abzugewöhnen und ihn glücklich schon auf halb und halb herunter gebracht. Weiter aber läßt er sich nicht treiben, denn dies ist für ihn die Grenze, wo das Zuckerwasser anfängt.

So kam allmählich ein neues Frühjahr heran und mit seinem Ende die Zeit, wo die wilden Rosen von selber und ohne Treibhaus blühen, und da sah es sehr hübsch aus, wenn Herr Rodekamp mit seinem großen roten Gesichte zwischen all den zarten Blüten der herrlich gedeihenden Rosensträucher hervorschaute und zuweilen mit seltsamer Zärtlichkeit einen der Zweige aufmerksam betrachtete. Um diese Zeit ging eines Nachmittags der Eilbriefträger zuerst in Rodekamps Haus und dann in das Haus meiner Mutter. Kurze Zeit hinterher kam Rodekamp mit einem Briefe

in der Hand, so eilfertig er konnte, den Hauptsteig seines Gartens daher und strebte auf seinen Lieblingssitz an dem alten Birnbaume zu. Von der Höhe blickte er in den Nachbargarten, jedoch es war noch niemand dort. Allein gleich hernach tönte die Klinke der Gartenpforte, und meine Mutter kam auch sehr eilfertig an, ebenfalls mit einem Briefe in der Hand. Als sich die beiden Alten in Sicht bekamen, hielten sie beide zugleich die Briefe hoch, und Rodekamp brach zugleich in ein furchtbares Hurra aus. Dann saßen sie beide und blickten wieder in die Briefe.

„Ein Junge!“ rief Rodekamp.

„Wiegt achtundeinhalbes Pfund!“ sagte meine Mutter.

„Hat 'ne Nase wie der Großvater!“

„Und blaue Augen wie die Großmutter!“

„Soll Christian heißen wie ich!“

„Und Johannes nach mir!“

„Donnerwetter noch mal zu!“

„Na, na!“

Dann stieg Christian Rodekamp, so eilig wie er konnte, von seinem Sitze herab, ging an das Geländer und sagte: Kommen Sie her, Frau Doktorin, und geben Sie mir 'nen Kuß, heut geht's nicht anders!“

Und dann küßten sich die beiden alten Leute über das Geländer hinweg wie einst die jungen und waren glücklich.

Jorinde.







Vorspiel.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh und trüber Zeit, ...
Goethe.

Glücklich zu preisen ist jeder, der seine Kindheit auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt verlebt hat. Wenn ich zuweilen durch die älteren Teile von Berlin wandere und die zahlreichen blassen Kinder betrachte, die auf den Straßen und den staubigen Plätzen spielen, dann thut mir oftmals das Herz weh, wenn ich bedenke, was diese armen Kleinen entbehren müssen, allerdings, ohne daß es ihnen bewußt ist. Sie kennen oft nur ihre Etage und die Straße und allerhöchstens den sandbestreuten, reihenweise mit Bäumen bepflanzten Biergarten, in den ihre Eltern sie Sonntags mitzunehmen pflegen. Sie wissen oft nicht, was ein Regenbogen ist, weil sie vor lauter hohen Häusern noch niemals einen gesehen haben, sie kennen sogar oftmals den Donner des Himmels nicht, weil das Geräusch der lauten Straße ihn übertäubte. Da sind doch die Kinder des armen Bahnwärters, der seine Station mitten im einsamen Tannenwalde hat, wahre

Könige zu nennen, denn ihnen gehört ringsum die Welt. Ihnen gehört der kleine Bach im Thalgrunde, wo sie Mühlen bauen und Krebse greifen, und die Blumen, Schmetterlinge und Vögel sind ihnen unterthan. Der Wald ist ihr Garten, der ihnen köstliche Früchte trägt, er ist ihre Waffenkammer und ihr Spielsaal. Statt schwüler, staubiger Straßenluft atmen sie den heilsamen Harzduft, und statt des ruhelosen Drängens und Hastens einer gierig nach Erwerb und Genuß jagenden Menschenmenge umgibt sie das einsame Rauschen der Wipfel und der Gesang der Vögel in den Zweigen. Wahrlich, es ist nicht schwer zu entscheiden, wer es besser hat.

* * *

Wie bei bewölktem Himmel die Sonne durch eine Wolkenlücke einen breiten Strahl sendet und in der Ferne ein Stück grünes Ackerland, eine Waldecke, einen bachdurchschlängelten Thalgrund leuchtend aus dem Dämmer hervorhebt, so steht in meinem Geiste die Erinnerung an eine auf dem Lande verbrachte Kindheit. Es ist mir immer, als habe zu jener Zeit die Sonne viel mehr geschienen als jetzt, und als sei die Welt viel lustiger gewesen. Und in all dem Sonnenschein sehe ich ein kleines, zierliches Mädchen mit dunklem Lockenhaar und schwarzen Augen, wie sie sonst wohl nur in Märchen vorkommen, und mir ist, als hätten auch wir in einem Märchen gelebt, so daß ich mich oft zurückwünsche in das verlorene Wunderland, wohin es doch nimmer eine Rückkehr gibt.

Wie genau steht mir alles vor Augen, obgleich ich noch sehr jung war, als wir diesen Ort verließen, um in die Stadt zu ziehen. Jeder Winkel im Hause ist mir noch vertraut und bekannt, ich könnte noch heute, nach dreißig Jahren, den Plan des großen Gartens aufzeichnen und den Ort jedes Obstbaumes angeben, und was für Früchte er trug. Wie oft wandle ich jetzt im Geiste auf dem grünen Dorfkirchhofe zwischen den Gräbern und drücke mein Gesicht an die kalten Eisengitter, um mit geheimem Grauen in die Finsternis der Grabkapellen zu starren, oder sitze auf dem alten, hölzernen Glockenstuhl, um träumerisch ins weite Land und die blaue, märchenhafte Ferne zu schauen, und höre noch heut das Geschrille der tausend Schwalben, die am Chor der alten Feldsteinkirche ihre Nester hatten. Es war die gute alte Zeit, die gute, alte Zeit, von der die Menschen so viel träumen und reden, und die nichts weiter ist, als die Zeit der Jugend, da das Blut noch frisch durch die Adern rollt, die Zeit der Kindheit, da das Leben noch ein Märchen und die Welt voll lieblicher Wunder ist. In Hoffnung und Erinnerung wohnt das Glück. Wie ferne blaue Berge liegt die Zukunft vor uns und wir streben rastlos dorthin, wo wir erhoffen, das holde Wunder des Lebens zu ergründen, und müssen uns begnügen, wenn wir weiter nichts finden, als rauhe, wild bewachsene Felswände. Und schauen wir dann zurück, da liegt hinter uns in demselben sehnsuchtsvollen Blau das unwiederbringlich verlorene Land der Jugend.

Ausfahren!

Anders wird die Welt mit jedem Schritt, . . .
Mörike.

Ich habe den neuen Sammetkittel und die weißen Staatshosen an, ich bin ganz außergewöhnlich gekämmt und gebürstet worden, der äußere Mensch ist in seinem höchsten Glanz und nur der innere erhält noch die nötigen moralischen Bürstenstriche, bestehend in mütterlichen Auslassungen über den Wert der Tugend, Bescheidenheit und Höflichkeit und über den Unwert solcher Lieblingsbeschäftigungen, die nur zu sehr geeignet sind, grüne Grasflecken auf den Knieen, Löcher in den Ellbogen und nasse Füße zu hinterlassen. Aber mein Ohr hört mehr auf das Knallen der Peitsche Johanns und auf das Scharren und Schnaufen der beiden kleinen Litauer, Peter und Liese, die vor dem leichten, offenen Wagen bereits an der Thür des Pfarrhauses halten. Endlich sieht der Vater in das Zimmer und ruft: „Fertig!“ Wir verabschieden uns von der Mutter, steigen auf den Wagen und fort geht es mit lustigem Peitschenknall über den Hof und durch die Straße des Dorfes, wo die Dorfjungen, meine Gespielen, am Wege stehen und zur Begrüßung des Pfarrherrn die Mütze von den Flachshaaren ziehen, und die kleinen Mädchen knixend zusammenschießen, daß die Zöpfchen in die Höhe fliegen, wo Ali, Wasser und Spitz, lauter biedere Bauernhunde und persönliche Freunde von mir, nach einander bellend gesprungen kommen und dem Wagen das

Geleit geben. Dann geht es durch weite, wallende Kornfelder und die Ferne liegt blau dämmernd und geheimnisvoll ringsum ausgebreitet, dann durch den Wald, wo die Sonnenlichter spielen und die Stämme so seltsam durcheinander schreiten, wenn wir vorüberfahren, und es so geheimnisvoll aus den Wipfeln ruft, dann durch weiten Wiesengrund, in dem Reihen von Kopfweiden weithin wandern, bis ein Bach die Einförmigkeit durchbricht und zwischen erlenbesetzten Ufern planlos hin und her schweift, um dann wie in plötzlichem Entschlusse in großem Bogen gerade auf unsern Weg zuzukommen. Der Wagen rumpelt über eine Brücke, die Straße steigt wieder an, und nun wird zur Seite in einer Thalsenkung eine weite flimmernde Ebene sichtbar, die am Horizont dämmernd mit der Luft zusammenfließt.

„Was ist das?“ frage ich verwundert.

„Das ist die Ostsee,“ sagt mein Vater.

Aber ein kornbewachsener Hügel schiebt sich vor, und nun tauchen zwischen Obstbäumen rote Dächer und ein spitzes Türmchen auf, bald ist eine Mauer uns zur Seite, überragt von mächtigen Baumwipfeln, und plötzlich biegt der Wagen um die Ecke und fährt durch ein eisernes Gitterthor über knirschenden Kies um einen großen Rasenplatz vor ein schönes, weinberanktes Haus.

Ich weiß, daß ein stattlicher Mann und eine sehr schöne Dame uns dort begrüßten, und daß ein kleines Mädchen von etwa acht Jahren neben ihnen stand, das auf meine unerfahrenen Kinderaugen ge-

radezu den Eindruck des Ueberirdischen machte. Diese Empfindung konnte dadurch nicht vermehrt werden, daß man sie mit dem märchenhaften Namen Jorinde anredete, das erschien mir eben so einfach als selbstverständlich. Ich muß wohl mein Staunen sehr sichtbar ausgedrückt haben, denn ich erinnere mich, daß die schöne Frau lachte und mir den Kopf streichelte. Dann erhielten wir, nachdem eine gemeinsame Erfrischung eingenommen war, jedes ein Stück Kuchen und die Anweisung, in den Garten zu gehen. Als wir in einem der großen Steige des Parkes nebeneinander gingen, konnte ich nicht ablassen sie zu betrachten. Sie hatte dunkles, dichtes Haar, das in leichten Löckchen über die Stirn fiel, und ein paar schwarze, unergründliche Augen, die in einem eigenartigen, verhaltenen Glanz leuchteten. Durch das dunkelrote, mit schwarzen Spitzen besetzte Seidenkleidchen ward die Weiße der zarten Haut schimmernd hervorgehoben, aber besonders bezauberte mich die leichte Zierlichkeit aller Bewegungen; es war, als würde sie von innen heraus getragen, so schwebend wandelte sie in den zierlichen Stiefelchen über die Erde dahin.

„Wie heißt du?“ fragte sie plötzlich.

„Ich heiße Christian!“ antwortete ich. Sie lachte. Es war ein kleines, helles, silbernes Lachen, das zugleich entzückte und verletzte.

„Wie ein Dorfjunge?“ sagte sie; „das ist kein hübscher Name!“ Ich hatte noch niemals darüber nachgedacht, allein jetzt war es mir plötzlich klar, daß es beschämend und überaus gewöhnlich von mir war,

diesen Namen zu führen. Sie fuhr fort: „Ich heiße eigentlich Josephine, aber meine Eltern nennen mich Jorinde, du darfst auch so zu mir sagen." Ich empfand diese Erlaubnis als eine Vergünstigung, die mich hob und ehrte, aber eine unüberwindliche Blödigkeit hielt mich diesem reizenden Wesen gegenüber befangen, so daß ich nichts zu erwidern wußte. Sie ging eine kleine Weile schweigend dahin und blickte auf ihre zierlich ausschreitenden Füße.

„Warum hast du so große Stiefel an?" fragte sie plötzlich. Dies war nun eine ganz erschreckende Frage, die ich gar nicht zu beantworten wußte, zumal da mir in demselben Augenblicke klar einleuchtete, daß es ein Zeichen von niedriger Gesinnung sei, Stiefel zu tragen, die eine vorsorgliche Mutter und ein weiser Schuster auf Zuwachs berechnet hatten.

„Wenn du immer gar nichts sagst," fuhr sie fort, „das ist langweilig. Da wollen wir uns lieber haschen. Sieh zu, ob du mich greifen kannst!" Und wie ein Vogel fliegt, so lief sie in den grünen dämmernden Laubengang hinaus. Laufen war trotz der großen Stiefel meine starke Seite und so hatte ich sie bald eingeholt, allein unter der Hand entwischte sie mir auf einen Seitenweg und lief auf einen großen runden Platz hinaus, in dessen Mitte eine mächtige Eiche stand. Mein Ehrgeiz war erwacht und nun ging um den Baum ein heftiges Jagen an, denn die Kleine war gewandt wie der Teufel. Sie drehte und wendete sich, daß die dunklen Locken und das seidene Röckchen im Winde flogen, sie schlüpfte mir

unter dem Arme durch und umtanzte mich wie eine Elfe. Schließlich trieb ich sie doch in die Enge, allein sie wartete es nicht ab, daß ich sie ergriff, sondern sprang mir freiwillig entgegen, lehnte sich atmend an meine Brust, und indem sie mit dem von der Anstrengung rosigen Gesichte zu mir aufblickte, sagte sie: „Du kannst gut laufen, sonst hättest du mich nicht gekriegt, und hübsch bist du auch, wenn du auch nicht schön angezogen bist. Du hast schöne goldgelbe Haare, ich mag dich leiden.“

„Ich dich auch!“ sagte ich, indem ich ihr in die schwarzen Augen blickte. Sie nickte einfach mit dem Kopf, als wollte sie sagen: „Ja, das glaube ich wohl.“

Dann gingen wir Hand in Hand weiter und plauderten zusammen, was Kinder reden. Sie erzählte von ihrem Pferdchen Falada und ihrem Papagei Tütchen, ich von unserm Hunde Phylax und von meinen Kaninchen. So kamen wir an den Rand des Parkes, wo er von einem Wiesenbach begrenzt wurde. Dort war eine uralte Weide schräg gegen den Bach hinabgesunken, und wo sie ihre mächtigen Aeste aufragen ließ, bildete sich zwischen diesen ein Raum, wo man wie in einem Zimmerchen sitzen konnte. Wir stiegen den schrägen Weg hinauf und nisteten uns dort ein. Unter uns, auf dem träge fließenden Bach, blühten die weißen Wasserrosen, übertanzt von blauen Libellen, dahinter erstreckte sich weithin die sonnbeglänzte Wiese bis an den blau-dämmernden Wald, aus dem zuweilen der ferne Ruf

eines Vogels hörbar ward. Sonst war alles still, daß man das Schwirren der Libellenflügel, das Springen der kleinen Fische und das leise Gurgeln des Wassers vernehmen konnte. Jorinde hatte die Hände in den Schoß gelegt, sie sah mich an und fragte: „Was willst Du werden?"

Ich antwortete:

„Ich will ein Prediger werden, wie mein Vater."

Sie schüttelte heftig das Köpfchen. „Nein, nein," rief sie, „das darfst du nicht! Da mußt du immer schwarze Röcke tragen und ernsthafte Gesichter machen. Du sollst ein Husar werden, wie des Vaters Vetter. Der hat einen schönen blauen Rock mit silbernen Schnüren und einen Schnurrbart und so weiße Zähne. Er hat einen kleinen Mantel mit Pelz besetzt und wenn er geht, da klirren seine Sporen. Wenn du Husar wirst, da bekommst du ein Pferd, einen Fuchs oder einen Braunen, und da reiten wir zusammen in den Wald, wie der Vetter mit der Mutter. Ich möchte am liebsten Kunstreiterin werden. Im vorigen Jahre habe ich in der Stadt welche gesehen. Da bekomme ich ein rotes, ganz kurzes Seidenkleid mit Gold gestickt und silberne Schuhe und tanze auf dem Pferde, und wenn ich es gut mache, da klatschen alle die Leute und alle die Husarenleutnants und werfen mir Blumensträuße zu!"

Mir erschienen diese Zukunftsbilder märchenhaft verlockend, und obgleich ich in meinem Leben weder einen Husaren noch eine Kunstreiterin gesehen hatte,

leuchtete mir doch ein, daß schwerlich schönere Berufsarten ausgedacht werden konnten.

„Der Vetter ist hübsch,“ fuhr Jorinde fort, „er ist immer gut gegen mich, er hat mir Falada geschenkt. Ich mag den Vetter lieber leiden als den Vater, der ist immer strenge und ernsthaft, aber der Vetter ist lustig. Die Mutter hat ihn auch sehr gern.“ Dann sah sie mich mit den großen Augen geheimnisvoll an und sprach: „Ich will dir nur sagen — wenn sie zusammen sind und denken, es sieht niemand, da küssen sie sich.“ Obgleich ich nicht einsehen konnte, warum sich zwei Menschen, die sich gern hatten, nicht küssen sollten, so gewann ich doch ein dunkles, unbestimmtes Gefühl, daß in diesem Falle ein Geheimnis zu Grunde liege, das diese Dinge verbieten müsse.

Wir stiegen danach von dem Baume wieder herunter und wanderten Hand in Hand weiter durch den Garten. Wir gelangten allmählich in den Teil dessen, der an die Wirtschaftsgebäude anstieß und die Obstbäume und Küchengewächse enthielt. Dort war die Sonne mächtiger, als unter den alten Bäumen des Parkes und lag brennend auf einer langen Scheunenwand, an der Spalierbäume gezogen waren. Es war, als seien einige der Bäume mit Gold bewachsen, so leuchteten die reifen Aprikosen in dichter Fülle aus dem Grün. Als wir näher kamen, ging ein schlängelndes Rascheln durch das Gras, daß es mir kalt über den Rücken herablief.

„Was ist das?“ fragte ich.

„Es sind nur die Schlangen!“ sagte Jorinde

gleichmütig. Als sie bemerkte, daß das Ding mir unheimlich war, lachte sie und sagte: „Du bist doch wohl nicht bange? Sie stechen nicht!“

„Wie kommen sie denn in den Garten?“ fragte ich. In diesem Augenblicke klapperte es plötzlich auf dem Strohdach der Scheune.

„Hörst du wohl?“ sagte Jorinde, „er meldet sich schon — der Storch hat sie hergebracht. Es darf ihnen niemand etwas thun, der Vater hat's verboten.“ Sie ergriff meine Hand, zog mich nach sich, indem sie leise an dem Rande des Grasstreifens voranschlich und immer die Augen auf den Boden an der Spalierwand gerichtet hielt. Endlich stand sie und zeigte mit dem Finger: „Siehst du, dort?“

Auf dem gekrümmten Stamm eines mächtigen Aprikosenbaumes lag eine große Ringelnatter, die kleinen Augen waren auf uns gerichtet und die gelben, halbmondförmigen Flecke zu beiden Seiten des Kopfes leuchteten wie Gold.

„Der Schlangenkönig!“ flüsterte sie. Dann trat sie einen Schritt vor und winkte mit ihrer zierlichen Hand: „Husch, geh fort!“ sagte sie.

Das Tier glitt hinab in das Gras und schlängelte sich raschelnd davon; man sah an der Bewegung der Halme, wie es sich in der Richtung auf den Teich hin verlor.

Wir traten nun an den Aprikosenbaum — ich muß gestehen, es geschah mit etwas bänglichen Gefühlen, denn ich war in großem Respekt vor diesen Tieren erzogen worden.

„Nun sind sie alle fort,“ sagte Jorinde „Klopfe nur mal leise an den Stamm.“

Als ich dies schüchtern und zögernd ausführte und davon ein neues, ängstliches Wunder erwartete, geschah weiter nichts, als daß eine Anzahl der überreifen Goldfrüchte raschelnd ins Gras rollte. Dieser erfreuliche Anblick zerstreute den letzten Rest von Aengstlichkeit in mir, wir sammelten die Aprikosen auf und begaben uns auf eine schattige Bank, wo wir schmausten, wie nur Kinder es vermögen. Dann hörten wir in der Ferne unsre Namen rufen und machten uns auf, in das Haus zurückzukehren. Der Garten stieg hier in Terrassen nach dem Hause zu an und in den Hauptsteig waren an solchen Stellen einige Steinstufen eingeschaltet Als wir an eine dieser Treppen kamen, sprang Jorinde auf die erste Stufe, stand vor mir und sagte: „Nun bin ich gerade so groß als du, nun kannst du mir einen Kuß geben.“ Dies war nun ein beängstigendes Ansinnen, das mich überaus verwirrte, aber da es mir wiederum unmöglich erschien, den Willen dieser kleinen Zauberin nicht zu erfüllen, so faßte ich mir ein Herz und berührte flüchtig ihre Lippen mit den meinen. Sie schüttelte den Kopf, daß die Locken flogen. „Das ist nichts, das ist gar nichts, das ist nicht ordentlich!“ rief sie, fiel mir mit beiden Armen um den Hals und küßte mich herzhaft. Dann lachte sie hell auf, hüpfte die Stufen hinauf und flog den Steig entlang wie ein Sommervogel, und als ich schon die Empfindung hatte, nun würde sie durch die Zweige gehen und gegen den

blauen Sommerhimmel fliegen, da stand sie oben und winkte und rief: „Der Vetter ist da!" Als ich ihr nachgeeilt war, sah ich in dem Laubengange eine Gesellschaft lustwandeln, bestehend aus meinem Vater, den Eltern Jorindens und einem schönen, jungen Mann in der Uniform der blauen Husaren, der auf mich vollständig den Eindruck des Prinzen aus dem Märchenlande machte. Wir kehrten gemeinsam in das Haus zurück, unser Wagen stand bereits vor der Thür, wir verabschiedeten uns und fuhren davon. Jorinde nickte und lächelte mir zu, ich sehe sie noch heute, die zierliche behende Gestalt, wie sie auf dem breiten Postament neben der Treppe frei und lieblich dastand, der Traum und das Märchen meiner Kindheit.



In die Himbeeren.

Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut, . . .
Tieck.

Es war ein Jahr vergangen, da fuhr ein geschlossener Wagen vor unsre Thür, darin saß niemand weiter als Jorinde. Sie war einfacher gekleidet als damals, das aber that ihrer holdseligen Erscheinung keinen Abbruch. Sie sollte eine Weile bei uns bleiben, weshalb, erfuhr ich nicht; ich bemerkte nur, daß meine Eltern zuweilen heimlich miteinander flüsterten und die Leute das fremde, schöne Kind mit so besonderen

Augen ansahen, und daß unsre alte Trina einmal bei solcher Gelegenheit seufzte und sagte: „Ach, das Unglück — das arme Kind!“ Ich machte mir auch weiter kein Kopfzerbrechen darüber, die Thatsache genügte mir, daß sie da war, und ich in meiner Einsamkeit eine Spielgefährtin hatte. Glückliche Tage! Es waren Ferien, mein Hauslehrer war in die Heimat gereist, und die Welt und die Zeit gehörten uns ohne Abstrich. Aus dieser Periode ist mir wiederum ein Tag leuchtend in der Erinnerung geblieben. Es war die Zeit, da die wilden Himbeeren reif waren, und weil in einem benachbarten Walde deren eine Unmenge wuchsen, so wurden eines Tages Trina und Stina, unsre Mädchen, zu einem Ausfluge in das Himbeerland ausgerüstet, und wir, jedes mit einem Körbchen versehen, erhielten die Erlaubnis, sie zu begleiten. Wir brachen schon am Vormittag auf, Johann fuhr uns bis an den Wald und kehrte dann zurück. Wir wanderten auf einem Fußsteig durch die Buchenwaldung und kamen nach einiger Zeit an den Ort unsrer Bestimmung, eine Lichtung, auf der nur einzelne große Bäume verstreut standen. Sonst war der Boden mit Gras und Waldblumen, mit aufstrebendem Gebüsch und jungem Baumwuchs bedeckt. Dazwischen, in kleinen Wäldchen bei einander, standen im Schatten des Buschwerks ungezählte Himbeersträuche, ganz mit den reifen, roten Früchten übersät. Wir erwiesen anfangs einen großen Eifer, unsre kleinen Körbe zu füllen, allein bald erschien uns das Essen an dieser reich besetzten Waldestafel anmutiger als

das Arbeiten, und als auch dies allmählich seinen Reiz verlor, liefen wir umher und jagten die Schmetterlinge. Ich sehe noch deutlich vor mir die weiße, behende Gestalt, wie sie so hurtig durch das hohe Gras dahinlief, daß die schwarzen Locken flogen und die dunkelroten Bänder an dem leichten Sommerhut hoch aufflatterten. Dann setzte sie sich an einen sonnigen Abhang, wo der Thymian blühte, die Libellen in der Luft tanzten und die Eidechsen bei unserm Nahen hinwegraschelten, unter den Schatten eines Nußbusches. Ich holte Blumen herbei und sie besteckte ihren Hut damit und flocht sie in ihre Haare. Die blühenden Ranken des Jelängerjeliebers schlang sie sich um den Leib und um den oberen Rand des ausgeschnittenen Kleides steckte sie Glockenblumen und wußte die zarten Rispen des Zittergrases dazwischen zierlich zu verwenden, so daß sie wie ein duftiger Spitzenbesatz darüber standen. Unterdes war es Mittagszeit geworden — wir hörten die Klänge der Dorfglocke über die Wipfel kommen — und kehrten zu den beiden Mädchen zurück. Als diese Jorinde in ihrem Märchenschmuck ankommen sahen, ging etwas wie staunende Verwunderung über ihre Gesichter und ich sah, wie die Jüngere Trina anstieß und hörte, wie sie sagte: „Wie das Kind aussieht — wie 'ne Prinzessin!"

Nun wurde der Eßkober ausgepackt und alle die schönen Dinge, die die Mutter für uns eingelegt hatte, kamen zum Vorschein. Nach dem Essen mußte Trina Geschichten erzählen, hundertmal gehörte Märchen und Sagen, die doch immer wieder neu waren:

wie die Unterirdischen Hochzeit feierten und dergleichen, dann die schöne Geschichte vom König Rumpetrumpen und der Prinzessin Kläterpott; jetzt freilich, meinte sie, gäbe es keine Unterirdischen mehr, denn der alte Fritz habe sie vertrieben.

„In Pritzin," erzählte sie weiter, „war einmal ein Knecht, zu dem kam des Nachts die Mahr und drückte ihn, so daß er große Angst ausstand und nachher in Schweiß gebadet aufwachte. Da hat er endlich auf Rat einer weisen Frau alle Löcher in der Kammer bis auf ein einziges Astloch verstopft und seinen Mitknecht, der in derselben Kammer schlief, gebeten, wenn wieder die Nachtmahr über ihn käme, dann solle er einen Holzpflock nehmen und das Astloch damit verstopfen. Um Mitternacht ist es gewesen, als wenn eine Katze am Bette hinaufklettert, und alsbald hat es den Knecht bedrückt und geängstigt, daß er jämmerlich gestöhnt hat. Der andre aber ist leise aufgestanden und hat das Astloch mit dem Pflock verstopft. Am andern Morgen haben sie ein schönes Mädchen hinter dem Ofen gefunden, das hat der Knecht geheiratet und im Laufe der Zeit zwei Kinder mit ihm bekommen. Sie hat ihm aber oft in den Ohren gelegen, er möge ihr doch einmal das Astloch zeigen, zu dem sie hereingekommen sei, er hat aber immer widerstanden. Endlich hat er sich doch dazu bewegen lassen und den Pflock herausgezogen. Da hat sie gerufen: „O, wie läuten die Glocken in Engel-land!" und ist verschwunden. Aber des Sonntags morgens ist sie immer wieder gekommen und hat

ihre Kinder gewaschen und gekämmt und ihnen reine Wäsche angezogen."

Jorinde sah mit großen Augen vor sich hin: „Meine Mutter ist auch in England!" sagte sie plötzlich.

Die alte Trina erschrak sichtlich und rief: „Kind, was redest du? Deine Mutter ist doch zu ihrer Tante gereist in Pommern!"

Jorinde nickte ein paar Mal mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: „Das weiß ich besser!" Aber sie sagte nichts weiter. Die beiden Mädchen flüsterten miteinander und schüttelten die Köpfe, endlich fuhr Trina fort zu erzählen. Aber es war ein warmer Sommertag, und als die Alte in ihrer eintönigen Weise ihre Geschichte hersagte, da wurde zuerst Stina müde und legte den Kopf in das Gras und schlief ein, und auch Trina, die den ganzen Vormittag den alten Rücken zu den Himbeeren niedergebückt hatte, überkam die Sommermüdigkeit, sie gähnte, ihre Geschichten wurden immer verworrener und zuletzt sank sie mitten in dem schönen Märchen vom „Vogel Fenus" nach der andern Seite und fing an, erklecklich zu schnarchen.

Jorinde sah mich auffordernd an, wir standen leise auf und schlichen uns fort. „Wir wollen uns verstecken!" sagte sie, „die sollen lange suchen, bis sie uns finden."

Wir konnten uns aber für keinen Platz entscheiden und verloren uns immer weiter gegen den Rand der Lichtung, wo im Grunde ein kleiner Bach dahin-

ging. Unterwegs legte Jorinde geheimnisvoll den Zeigefinger an den Mund und sagte: „Meine Mutter ist doch in England. Sie glauben, ich weiß das nicht, aber ich habe es wohl gehört, wie sie miteinander flüsterten. Sie ist mit dem Vetter fort, und der Vater ist ihnen nachgereist. In der Nacht, ehe sie fort war, wachte ich auf, denn meine Mutter lag mit dem Gesicht auf meinem Kopfkissen und weinte. Da fragte ich sie: „Mutter, warum weinst du so sehr?" Nun schluchzte sie aber noch viel mehr und küßte mich so heftig, daß ich rief: „Mutter, Mutter, du thust mir weh!" Da drückte sie beide Hände vors Gesicht und die Thränen liefen ihr zwischen den Fingern hervor, und so ging sie zur Thür hinaus. Mein Kopfkissen war ganz naß geweint!"

Unterdes waren wir an den Bach gekommen, der mit leisem Gurgeln durch seine grünen Ufer floß. Die Blumen, mit denen sich Jorinde geschmückt hatte, waren welk geworden und ließen die Köpfe hängen. „Sie sind nicht mehr schön!" sagte sie und warf sie nacheinander in das Wasser, das sie eilend davontrug.

„Mein Vater hat mir erzählt," sagte ich, „wenn dieser Bach weiterfließt, dann wird er immer größer und nachher ist es derselbe, der an eurem Garten in Schattin vorüberfließt."

„Ach, da schwimmen meine Blumen alle nach Hause!" rief sie, lief hin und pflückte händevoll Glockenblumen und warf sie ins Wasser. „Ihr sollt Falada grüßen und Tütchen und die alte Brigitte!"

Hernach fanden wir einen Baumstamm, der als eine Brücke über dem Bach lag und gingen an das andre Ufer. Dort stieg ein mit uralten Buchen bewachsener Abhang empor, und uns trieb die Neugier, zu sehen, was wohl hinter diesem Berge sei. Als wir in dem weichen Laub dahinschreitend die Höhe erreicht hatten, senkte sich der Boden wieder zum Grunde und durch die Stämme schimmerte es hell, als sei der Wald dort zu Ende. Es war aber eine große Wiese, die wir dort fanden, rings von mächtig ragenden Buchen umstanden. Einige aufgescheuchte Rehe gingen raschelnd durch das welke Laub davon und ihre Sprünge verschallten allmählich in der Ferne. Bald war es ein seltener, bunter Schmetterling, dem wir durch das weiche Gras nachjagten, bald zog uns wieder die Kühle des Waldes in ein Seitenthal, wo ein Eichhörnchen uns weiterlockte. Rings war sommerliche Stille, nur der Pirol rief unermüdlich aus den Wipfeln. Nun gelangten wir an einen dichten Fichtenbestand und entdeckten einen Dohnensteig, der darin ausgehauen war. Hier war es totenstill in der grünen Dämmerung; wir schritten durch die langen Gänge auf dem mit abgefallenen Nadeln bedeckten Boden fast lautlos dahin und einmal scheuchten wir eine Eule auf, die uns fast ins Gesicht flog und dann mit lautlosem Fluge dahinschwebte. Es war, als seien wir in einen Irrgarten geraten, denn immer, wenn vor uns ein hellerer grüner Schein einen Ausgang anzukünden schien, bog, wenn wir dahin kamen, ein neuer Gang ab, an dessen Ende derselbe helle

Schimmer war. Einmal, als wir wieder um eine solche Ecke kamen, stand mitten in dem neuen Gange ein mächtiger Hirsch und schaute uns mit hocherhobenem Geweih aufmerksam an. Dann senkte er ruhig das Haupt und verschwand zwischen den Fichten, wir hörten, wie er langsam durch die trockenen Zweige brach.

Jorinde stand still und sah mich an. „Fürchtest du dich?“ fragte sie.

„Ich fürchte mich nicht!“ sagte ich.

„Es ist hier so einsam und dunkel!“

„Es wird bald zu Ende sein.“

Wir schritten wieder vorwärts und ich sollte recht behalten, denn plötzlich ward es ganz licht zwischen den Zweigen und die Fichtenwaldung hörte auf. Vor uns senkte sich ein mit Erlen und dichtem Unterholz bedecktes Bruchland hinab; alles war einsam und unbekannt. Mir fiel es mit einemmal auf die Seele, daß wir gar nicht mehr wußten, wo wir uns befanden.

„Wir müssen umkehren!“ sagte ich.

Wir gingen am Rande des Fichtengehölzes wieder zurück, bis wir an eine Stelle kamen, die ich von vorhin zu erkennen glaubte. Als wir eine Strecke in den Buchenwald hineingegangen waren, ward es wieder heller zwischen den Stämmen und wir eilten, in der Meinung, es sei die Wiese, fröhlich darauf hin. Als wir aber aus dem Walde traten, sahen wir, daß es eine Kuhweide war, die sich als ein Teil des umliegenden Feldes buchtartig in den Wald hinein erstreckte. Es wuchsen dort unzählige Stiefmütterchen, die uns mit Tausenden von kleinen Ge-

sichtern anblickten. Wir gingen am Rande des Waldes dahin, und als wir an die nächste Ecke kamen, sahen wir weite wallende Kornfelder vor uns liegen, grüne Wiesen im Grunde und fern zwischen Obstbäumen ein Dorf mit roten Ziegeldächern und einem spitzen Kirchturm, dessen Knopf in der Sonne blitzte. Jetzt kamen Glockentöne durch die Luft geschwommen, die Uhr schlug drei.

Wir fanden einen Fußsteig, der wieder in den Wald hineinführte und versuchten auf ihm unser Heil. Aber so weit wir auch liefen, es blieb alles fremd. Ich fing an zu rufen: „Trina! Trina!“ Meine Stimme verhallte zwischen den mächtigen Buchenstämmen, allein die Antwort blieb aus. Wir gingen weiter und weiter, doch da wir beide müde waren, setzten wir uns an einem sonnigen Abhange ins Gras.

„Wir haben uns verirrt!“ sagte ich.

„Was werden wir nun thun?“ fragte Jorinde.

Mir ging allerlei durch den Sinn, was ich in Büchern über eine solche Lage gelesen hatte. Man schlief in solchen Situationen gewöhnlich aus Furcht vor wilden Tieren auf einem Baume, was allerdings wenig Verlockendes hatte. Oder man bemerkte, wenn es dunkel wurde, in der Ferne ein Licht, aber es waren selten sehr angenehme Leute, zu deren Behausung man durch dieses Licht verlockt wurde.

„Wir werden uns ausruhen und dann werden wir versuchen, den Bach wiederzufinden!“ sagte ich; „haben wir den erst, dann weiß ich den Weg!“

„Ach, ich bin so müde!“ sagte Jorinde. Sie nahm ihren Hut ab und legte ihren Kopf in meinen Schoß. Dann gingen ihre Augenlider mit den langen dunklen Wimpern ein paarmal müde auf und nieder, zuletzt hoben sie sich nicht mehr. Sie schlief sanft. Die Mücken kamen mit feinem Summen und tanzten um das rosige Gesicht; ich nahm eine Grasrispe und verscheuchte sie. Aber an dem sonnigen Abhang summte und schwirrte es so schläfrig, durch die Wipfel ging ein leises, sanftes Rauschen, allmählich sank ich gegen den Abhang zurück und entschlief ebenfalls.

Ich fuhr plötzlich erschreckt aus dem Schlafe empor. Im Ohre lag mir der Klang meines eigenen Namens. Ich horchte auf, da kam es wieder langgezogen und ängstlich: „Christian!“

Von meiner hastigen Bewegung war auch Jorinde erwacht. „Trina!“ rief ich nun, so laut ich konnte. Wir sprangen auf und eilten dem Orte zu, wo ich die Stimme gehört hatte. Kaum waren wir den Abhang emporgestiegen, da sahen wir den Bach im Grunde und die Lichtung vor uns liegen, nur zwanzig Schritte waren wir von ihr getrennt. Trina und Stina strebten mit hochroten Gesichtern durch das niedere Buschwerk und waren sicher froh, unsrer wieder habhaft zu sein.

Wie sind mir doch alle diese kleinen, unbedeutenden Erlebnisse so unverlöschlich ins Gedächtnis gegraben, und wenn ich sie mir zurückrufe mitten im Rauschen und dem Gewühl der Weltstadt, die mich jetzt umgibt, da wird mir waldfroh und sonnig zu Mute, und es

weht mich an wie ein würziger Duft aus einsamen Gründen des sommerlichen Waldes.



Nach Jahren.

Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Wie Sprache der Heimat rauscht mir
dein Wasser, . . .
Heine.

Bald nach jenem Ausflug kehrte Jorinde nach Schattin zurück, und ich sah sie nicht wieder. Im folgenden Winter wurde mein Vater in die Stadt versetzt, ein andres Leben umgab mich, ich gewann zahlreiche Gefährten, Freund- und Feindschaften, und bald lag der Kindheitsaufenthalt auf dem Lande wie eine stille Märcheninsel hinter mir, indes ich mit frischem Mute in das unbekannte Meer hinausfuhr. Die Schulzeit ging vorüber, und die Studien begannen. Nach Ablegung meines Doktorexamens ging ich in ein kleines Bad an der Ostsee zu meiner Erholung und betrieb diese sehr gründlich; zur Abwechslung streifte ich weit in der Gegend umher.

Eines Tages wanderte ich planlos am Ufer der Ostsee entlang. Es war ein klarer Sommertag, und ein frischer Seewind trieb die Wellen rastlos rauschend ans Ufer. Es marschiert sich nirgends besser, als auf dem glatten, festen, von den Wogen bespülten Ufersand, unter dem belebenden Anhauch des mit zersprühtem

Seewasser erfüllten Windes. Ich war ganz von dem Gefühle meiner Gesundheit und Lebenskraft erfüllt und betrug mich so närrisch, wie es von einem gebildeten Europäer, der zuweilen das Bedürfnis fühlt, sich von dem steifen Zwange der Gesellschaft zu erholen, nur irgend verlangt werden kann. Ich jagte den zurückschwimmenden Wellen nach und entfloh, wenn die nächste, sich überstürzend, an der glatten Sandfläche emporleckte. Ich sprach mit lauter Stimme Verse in das Sausen und Brausen hinein, ich sprang von Stein zu Stein, bis ich mitten in dem brandenden Gischt der Wogen stand, riß meinen Hut ab und grüßte ein fernes Dampfschiff, das sich mit langem Rauchstreif am dämmernden Horizonte zeigte, und dessen Besatzung keine Ahnung haben konnte von dem winzigen Pünktchen in der Schöpfung, das hier im fliegenden Wellenschaum auf einem Steinchen hopste.

So gelangte ich weiter und weiter und kam endlich an einen Ort, wo das hohe, steile, mit Buschwerk bewachsene Ufer hinter mir gleichsam ein Kap bildete, und ich die See weit und unbegrenzt vor mir hatte. In breiten, riesenlangen Kolonnen zogen die Wogen auf mich her und erstarben zu meinen Füßen. Mir kam ein Name in den Sinn und schwebte mir bei all dem Rauschen und Brausen in den Ohren, ein Name, der eine gleiche Größe und Majestät in sich schloß. Ich fand eine glatte Fläche, die die Wellen nicht erreichten, und dort schrieb ich in den vergänglichen Sand:

„Beethoven!"

Es war ein einsamer Fleck, wo ich mich befand, das flache Vorland wurde durch das steile Ufer von der Welt abgeschlossen, zu beiden Seiten zog sich, weiß und vom Wogenschaum berändert, in welligen Linien der helle Strand zurück, das übrige war Luft und unendliches Wasser, und doch war mir plötzlich, als hörte ich ein silberhelles Lachen. War es eine Nixe, die, Schaum auf dem Haupte, hinter einem Steine lauschte? Ich schaute mich um, meine Augen schweiften an dem grünbewachsenen Abhang empor — flatterte da oben nicht ein Kleid gegen den blauen Himmel? aber schon war es verschwunden. Ich glaubte mich getäuscht zu haben und schritt weiter. Bald fand ich ein verlockendes Plätzchen am Uferabhang, wo ich mich zwischen Weiden ins Gras lagerte und träumend in das ruhelose Meer hinausblickte. Nach einer Weile machte ich mich auf den Rückweg. Als ich an die Stelle kam, wo ich vorhin den Namen in den Sand geschrieben hatte, setzte mich eine seltsame Thatsache in Verwunderung, denn das Wort war mit einer Linie in Form eines Herzens umrahmt, also:

Beethoven!

und neben meinen Spuren zeigten sich die Abdrücke von zierlichen, schmalen Füßen im Sande. Ich schaute mich verwundert um, ich glaubte wirklich im ersten Augenblick, es müsse nun gleich ein lachendes

Nixenantlitz neben einem der wellenbesprühten Steine hervorschauen. Dann betrachtete ich die Spuren genauer. Sie führten einmal her und einmal wieder zurück und leiteten schräge auf den Uferabhang zu. Als ich sie weiter verfolgte, entdeckte ich eine Art Fußsteig, der seitwärts zwischen den Sanddornbüschen hinaufführte, und indem ich den oberen Rand des Abhanges mit den Augen verfolgte, war mir plötzlich, als sähe ich hinter dem Buschwerk ein paar schmale, rote Bänder hervorflattern, aber wie ein Blitz war es vorüber. Eilends stieg ich den Abhang hinauf und fand, daß dieser Fußsteig durch ein kleines, niederes Feldgehölz führte, aber kein lebendes Wesen war ringsum zu erblicken. Ich schritt in das Buschwerk hinein, immer in der Hoffnung, bei einer neuen Biegung den Weg des rätselhaften Wesens ansichtig zu werden, allein es war vergeblich. Zuletzt gelangte ich auf eine breite, mit Hecken eingefaßte Landstraße, in die der Fußsteig einmündete. Diese Straße machte weiterhin eine kleine Schwenkung landeinwärts und führte auf ein Dorf zu, das im Grunde lag und mit seinen Dächern aus weitläufigen Baumpflanzungen hervorschaute. Als ich von meinem etwas erhöhten Standpunkt aus den Weg entlang spähte, gewahrte ich hinter der Biegung durch eine Heckenlücke eine helle, weibliche Gestalt, die sich leicht und eilig fortbewegte; an dem Sommerstrohhut flatterten zwei rote Bänder im Winde. Unterdes ich nun auf der Straße weiterschritt, verlor ich sie aus den Augen, und als ich die Biegung erreichte, war sie verschwunden. Ich war noch in den Jahren,

da man Lust an Abenteuern hat und ging weiter. Nach einer Weile bog zur Seite ein Fußweg ab und führte über das Feld zu einer Pforte, die in einer von Bäumen überragten Mauer angebracht war. Die Landstraße war leer, so weit ich sehen konnte, und die Erscheinung konnte nur diesen Pfad gewählt haben. Als ich nun meine Augen umherschweifen und sie immer wieder auf dieser Thür verweilen ließ, war mir, als öffne sie sich ein wenig und ließe etwas Helles in der Oeffnung gewahren, wie wenn jemand dort hervorluge, aber gleich war es wieder fort. Kurz entschlossen schritt ich auf die Pforte zu. Sie war alt und verfallen und knarrte kreischend in den Angeln, als ich sie vorsichtig öffnete.

Ein großer verwilderter Obst- und Gemüsegarten lag vor mir. Das Unkraut wucherte auf den Beeten, und auf den alten, schlecht gepflegten Bäumen wuchs graues Moos. Ich schritt weiter auf dem mit Gras bedeckten Steige und bald sah ich im Schein der Sonne eine lange Scheunenwand vor mir liegen, an der Spalierbäume gezogen waren. Auch diese waren nicht gepflegt, wildes Holz war an ihnen hervorgeschossen und nur wenige verkümmerte Früchte hingen daran. An der Mauer entlang lief ein breiter, trockner Grasplatz, der einen mit Weidengebüschen eingefaßten Teich umschloß. Mich überkam das sonderbare, traumhafte Gefühl, als habe ich dies alles schon einmal erlebt. Als ich näher kam, ging ein schlängelndes Rascheln durch das Gras, daß es mir kalt den Rücken hinablief, und in diesem Augenblick klapperte auf dem

Dache der Scheune ein Storch. Mich durchzuckte es wie ein elektrischer Schlag — hier hatte ich damals mit Jorinde gestanden — ich befand mich in Schattin. Aber kaum war mir dies zum Bewußtsein gekommen, da ertönte eine harte Stimme hinter mir: „Sie da, was wollen Sie hier in meinem Garten?"

Ein Mann in einer abgetragenen Joppe, dessen rotes Gesicht mit schwarzem, struppigem Bart umgeben und von einem verblichenen Jägerhut beschattet war, stand hinter mir und blickte mich mit finstern, tiefliegenden Augen an. Ich war anfangs etwas verwirrt, allein ich faßte mich und sagte sehr höflich: „Habe ich die Ehre, Herrn Wendelin vor mir zu sehen?"

„Wenn Sie mich sprechen wollen," erwiderte der andre barsch, „warum kommen Sie hinten herum und nicht durch die Hausthür, wie es sich gehört?"

Es war also wirklich Jorindens Vater, der vor mir stand. „Ich bin der Sohn Ihres alten Freundes Riedberg," sagte ich, „und bitte Sie, zu verzeihen, daß ich mich auf so ungehörige Art hier eingeführt habe."

Seine Züge wurden freundlicher. „Ihr Vater war ein Ehrenmann," erwiderte er; „seien Sie mir willkommen, es freut mich, Sie zu sehen." Dies alles aber kam so schroff und hart heraus, als sagte er eigentlich das Gegenteil. Dann gab er mir die Hand und forderte mich kurz auf, ihm ins Haus zu folgen. Wir gingen den Steig entlang, den ich schon kannte, wir stiegen die verfallenen Treppen der Ter-

rasse hinauf, wir schritten durch den dämmrigen Linden-gang, ohne daß der Alte ein Wort sagte. Er führte mich in ein mit Jagdgeräten, Hirschgeweihen und ähnlichen Gegenständen ausstaffiertes Zimmer und zog heftig an einer Glockenschnur. Eine alte Frau er-schien in der Thür, er deutete, ohne ein Wort zu sagen, mit dem Daumen auf mich, dann auf einen Tisch, der vor einem alten Ledersofa stand, und die Alte verschwand. Wir setzten uns beide, Herr Wendelin sah finster brütend vor sich hin. „Auch Theologe?“ fragte er dann plötzlich. Ich erzählte ihm, daß ich Mediziner sei und soeben mein Doktorexamen be-standen habe.

„So?“ sagte er und fuhr nach einer Weile fort: „Der eine zieht seine Nahrung aus der Schlech-tigkeit, der andre aus der Dummheit, der dritte aus der Krankheit seiner Mitmenschen. Sie saugen alle einer am andern, wer es am besten kann, der wird am fettesten.“

Ich, in meiner jungen Begeisterung für den von mir gewählten Beruf, fand mich durch eine solche Bemerkung verletzt und suchte ihm meine hohe An-schauung von dem Berufe eines Arztes darzustellen.

Er lächelte, es war ein sonderbares, gekniffenes Lächeln. „Nun gut,“ sagte er, „Sie haben noch junge Flügel, aber sie werden Ihnen die Federn schon ausrupfen, eine nach der andern. Sie sehen die Welt noch, wie sie sein sollte. Es ist etwas Schönes um die Illusionen. Es gibt ja Leute, die blind und glücklich durch das Leben wandeln und, wenn sie

scheiden müssen, sagen, es war eine gute Welt. Das sind Nachtwandelnde, die, ohne angerufen zu werden, den Weg in ihr schönes warmes Bett zurückfinden und nicht wissen, daß sie über Abgründe gewandelt sind."

Er hatte etwas Wildes und Hartes in seiner Art zu sprechen; er war aufgesprungen und ging im Zimmer umher. Dann blieb er stehen vor einer Gruppe ausgestopfter Tiere, lachte seltsam in sich hinein und fuhr fort: „Wenn Sie wissen wollen, wie das Leben ist, hier können Sie es sehen — ich habe es mir naturgetreu ausstopfen lassen!"

Ich stand auf und betrachtete die Gruppe, die allerdings mit großer Kunst zusammengestellt war. Ein Laufkäfer, im Begriff, einen kleineren Käfer zu fressen, ward von einem Sperling ergriffen, dem wiederum bereits ein Sperber im Nacken saß. Den Sperber hatte ein Wiesel an der Kehle, in dessen Weichen gleichzeitig ein Fuchs die weißen Zähne einschlug.

„So sieht's aus!" rief Herr Wendelin mit unheimlichem Lachen, „einer frißt den andern, der Große den Kleinen!" Damit riß er ein Gewehr von der Wand. „Wir können es noch vollständiger machen!" rief er, indem er auf den Fuchs anlegte, „und nun denken Sie sich noch hinter mir eine dunkle, grausige Schicksalsgestalt, bereit, ihre Krallen in mein Genick zu schlagen, dann haben wir es fertig!"

Mich ergriff ein Schauder über die rücksichtslose Wildheit, mit der diese Dinge vorgebracht wurden;

war dieser Mann nicht gestörten Geistes? In diesem Augenblicke hörte man draußen ein Geräusch. Herr Wendelin hing ruhig, als sei nichts geschehen, das Gewehr an die Wand, und eine Magd trat ein, die den Tisch deckte. Dann wurden Speisen und Wein aufgetragen, und wir setzten uns zum Essen nieder.

„Sie werden Rheinwein vorziehen," sagte er, „ich halte mich gern an Kräftigeres." Als ich bejahte, schenkte er mir ein und füllte für sich ein großes Glas mit Portwein. Dabei zitterte seine Hand so, daß ein Teil des Getränkes verschüttet wurde.

Ich that den ausgezeichneten Dingen, mit denen die Tafel besetzt war, bei meinem durch die Seeluft geschärften Appetit alle Ehre an, allein Herr Wendelin aß sehr wenig, beschäftigte sich dagegen desto mehr mit seinem starken Wein. Als er sein Glas zum zweitenmal gefüllt hatte, sagte er: „Vergessen können und blind sein, das ist die Kunst des Lebens, junger Mann. Ich wollte, ich könnte das eine und wäre das andere. Weh dem, der nicht vergessen kann, oder dem, der zu scharfe Augen hat. Ich weiß, Sie glauben nicht, was ich sage, Sie gehen hoffnungsreich, mit pochendem Herzen in das blühende Leben hinaus und erwarten blaue Wunderdinge. Aber wer sagt Ihnen, daß Ihr Herz nicht morgen schon in die große Maschinerie gerät und zermalmt und totgedrückt wird?" Er preßte die Hand auf seine Brust, sah mich starr mit den finstern Augen an und fuhr fort: „Es pocht hier noch immer, allein es ist nicht wahr, es ist alles tot. Es ist nur die Blutpumpe, die noch geht. Es

ist nur ein Holzwurm, der in dem abgestorbenen Stamm taktmäßig pickt."

Dann versank er in brütendes Nachdenken, nur von Zeit zu Zeit trank er oder schenkte sich wieder ein. Es war ganz still im Zimmer, nur daß die Fliegen summten und zuweilen sein Glas klirrte, wenn er mit seiner zitternden Hand damit gegen die Flasche stieß.

Dann strich er mit der Hand über die Stirn, schaute mich verwirrt an und sagte: „Ich habe da wohl allerlei tolles Zeug erzählt, das gar nicht in die lustige Welt paßt, die die Ihrige ist. Ja, das Leben ist wie ein Butterbrot, wohl dem, der sich auf der Butterseite befindet. Wir wollen anstoßen darauf, junger Mann!" Die Gläser klangen aneinander, er erhob sich schwerfällig und sagte: „Ich will Sie zu meiner Tochter bringen, Sie kennen sie ja von früher her. Und wenn Sie hier bleiben wollen," fuhr er im Gehen fort, „soll es mir angenehm sein. Baden können Sie hier ebenso gut. Pferde stehen Ihnen jederzeit zur Verfügung, und wollen Sie jagen — es gibt keinen bessern Wildstand in der Gegend. Wenn Sie dann zuweilen ein Glas Wein mit mir trinken wollen, so ist das alles, was ich von Ihnen erbitte."

Der Alte war ausnehmend weich geworden, sein ganzes Wesen erschien mir gegen sein erstes Auftreten wie gebrochen. Hatte er mir damals Grauen eingeflößt, so war jetzt tiefes Mitleid an die Stelle getreten. Ich willigte ein, meinen Aufenthalt nach Schattin zu verlegen, und folgte ihm zu seiner Tochter.

Wir fanden Jorinden auf einer Veranda nach dem Garten zu, wo sie sich in einem Schaukelstuhl wiegte und die Spitzen ihrer zierlichen Füße betrachtete. Neben ihr auf dem Tische lag ein Strohhut mit roten Bändern. Herr Wendelin stellte mich vor. Sie erhob sich und reichte mir die schmale, weiße Hand; ein listiger Blick des Wiedererkennens von der Begegnung am Meeresstrande streifte meine Augen. Als ihr Vater sich wieder in sein Zimmer zurückbegeben und wir uns beide gesetzt hatten, sagte sie: „Es ist hübsch, daß Sie hier bleiben, denn es ist hier über alle Maßen langweilig. Reiten Sie?“

Ich bejahte es.

„Das ist gut,“ sagte sie, „da werden wir zusammen ausreiten.“ Dann sah sie mich schalkhaft an und fragte: „Heißen Sie noch immer Christian?“

„Nennt man Sie noch immer Jorinde?“ fragte ich zurück.

„Eigentlich nicht mehr, aber Sie dürfen mich so nennen, wenn Sie wollen.“

„Wir waren einmal sehr gute Freunde,“ sagte ich dann.

„Wir können es ja auch bleiben,“ antwortete sie mit einem eigentümlichen Blick aus ihren schwarzen leuchtenden Augen. Wir standen auf und wanderten in dem verwilderten Garten umher. Sie ging mir zur Seite wie einstmals und sie übte den alten Zauber auf mich aus, nur war er noch vertieft und verstärkt durch das, was den Mann zum Weibe zieht. Sie klagte mir ihr Leid über das einsame öde Leben, das

sie führte: „Niemals sehen wir Besuch," sagte sie, „niemals besuchen wir andere. Ich langweile mich entsetzlich. Ich liege im Schaukelstuhl oder in der Hängematte und lese Romane — französische, denn die deutschen sind langweilig, ich gehe spazieren, ich reite aus, aber immer allein, und ich bin keine gute Gesellschaft für mich. Wenn ich manchmal an unserer Grenze mit meinem Pferde auf der Höhe halte und in die Ferne hinaussehe, ach, da möchte ich gleich auf und davon reiten in die weite Welt hinaus und niemals wiederkommen."



Jorinde.

Gleich einem Vogel leicht im Tanze,
Ein Dämon und ein Engelsbild.
Alfred de Musset.

Ich versenke den Blick in das grüne Laub der Bäume, die vor meinem Fenster stehen, und rufe in meine Gedanken zurück jene Zeit, die nun folgte. Ich sehe die schlanke, elastische Mädchengestalt auf dem milchweißen Schimmel neben mir reiten durch den grünsonnigen Wald und höre noch ihr silberhelles Lachen von den Wipfeln widerhallen: ich sehe sie neben mir im kurzen Jagdkleide, das die feinen, in hohe Stiefelchen geschnürten Füße freiläßt, das leichte Jagdgewehr im Arme, über das Feld streifen; ich sitze neben ihr in dem engen Jagdwagen und kutschiere durch Wälder und Felder unter Sonnenschein

und Lerchengesang. Kein Auge achtet auf uns, wenn wir stundenlang allein in Wald und Feld und an dem einsamen Meeresstrande umherschweifen, kein Ohr lauscht auf das, was wir lachend miteinander schwatzen, und so wird es niemand gewahr, daß unsere Hände sich lieber und lieber begegnen, daß unsere Schultern immer häufiger aneinander ruhen, daß plötzlich die scherzende Unterhaltung stockt und von tiefen Atemzügen unterbrochen wird, daß dieselben Augen, die sich eben noch kaum voneinander zu trennen vermochten, im nächsten Augenblick träumerisch in die Ferne starren, als sei es nicht hier, sondern dort, was sie suchen.

Es war an einem heißen Sommertage, wir waren durch den Garten gewandelt und wollten in die Kühle des Hauses zurückkehren. Wir gingen den Terrassenweg hinauf, und als wir eine der Treppen emporstiegen, stand Jorinde mit einemmal eine Stufe höher vor mir und schaute mich seltsam an. Unsere Gesichter waren jetzt auf gleicher Höhe und ich fühlte es, daß ihr in diesem Augenblick dieselbe Erinnerung durch den Sinn ging wie mir.

„Wissen Sie noch, was an dieser Stelle einst geschehen ist?“ fragte ich.

Sie antwortete nicht, aber ihre Augen sprachen: ja.

„Was war, kann wiederum geschehen!“ sagte ich leise.

Sie antwortete auch jetzt nicht, aber ihre Augen wichen nicht von den meinen, und ich sah, wie sich unter dem leichten, hellen Kleide ihr Busen hob und senkte.

Ich legte leicht den Arm um ihren schlanken Leib und küßte sie auf den Mund. Sie aber warf stürmisch die Arme um meinen Hals, der junge Busen lag dicht an dem meinen und ihre Lippen fest auf meinem Mund. Dann riß sie sich los und eilte davon. Auf der Höhe der zweiten Treppe warf sie den Kopf nach mir zurück und eilte seitwärts in den Park hinaus. Ich folgte eilig der schlanken fliehenden Gestalt, und wir jagten uns wieder wie einstmals um die Eiche, allein ihr Bestreben, mich zu meiden, war geringer als ihre Gewandtheit, denn bald lag sie mir wie von selber im Arm und that für ihre Flucht gar lieblich Buße. Wir waren wieder wie die Kinder, wir suchten die alte Weide auf, wo wir damals gewesen waren, gingen den schrägen Stamm hinauf und saßen dort eng aneinander verborgen im grünen Laub und trieben allerlei verliebte Thorheit. Unter uns gurgelte wieder leise der Bach, über den weißen Wasserrosen tanzten die blauen Libellen und über die sonnbeglänzte Wiese flogen, sich in der Luft jagend, verliebte Schmetterlinge.

Endlich kam einige Vernunft bei mir wieder zum Durchbruch und ich sagte: „Heute noch werde ich zu deinem Vater gehen und ihn um deine Hand bitten."

Es ging etwas wie Kälte und Verwunderung über ihr Gesicht, offenbar hatte sie daran gar nicht gedacht. „Ach nein," sagte sie dann schmeichelnd, „thu das noch nicht, bitte, nicht! Laß uns dies Geheimnis noch für uns behalten. Wer weiß, ob uns der Vater in seiner unberechenbaren Laune nicht Hindernisse

in den Weg legt. Wir sind ja noch so jung." Dann schüttelte sie ihre Locken, legte sich in meinen Arm und sah verführerisch lächelnd wie eine Nixe zu mir empor.

Die Zeit meines Aufenthaltes in Schattin war nur noch kurz bemessen, denn ich war verpflichtet, mich acht Tage nach diesem Ereignisse nach Berlin zu begeben, wo ich die Stellung eines Assistenten in einem Krankenhause übernommen hatte. Diese acht Tage leuchten als echte Perlen an der Schnur meiner Lebenstage, und doch, trotz allen Glückes, durchschauerte mich damals oft eine Empfindung, die ich nicht zu beherrschen vermochte. Mich erschreckte fast bei diesem schlanken, schmiegsamen Mädchen die hingebende Glut, die so seltsam gemischt war mit einer fremdartigen Kälte, diese gefährliche Vereinigung von heißem Blute und kühlem Verstande. Freilich, damals waren diese Vorstellungen nur dunkel und verschwommen und kamen mir kaum zum Bewußtsein, denn die lachenden Augen und der blühende Mund scheuchten sie immer wieder zurück. Einmal saßen wir verloren im Kornfelde an einem kleinen Teich, ringsum rauschte und wogte sanft die weite Einsamkeit schwerreifer Weizenhalme. Ich hatte das Gespräch auf die Zukunft gelenkt, auf meine Hoffnungen und Pläne, und entwarf ein Bild unseres zukünftigen Lebens, wie ich es mir dachte, wenn sie als zierliche Hausfrau waltete in einem niedlichen Häuschen im Grünen, und dergleichen Träume mehr. Sie sah hinaus in die weißen Sommerwolken und zerpflückte eine Kornblume zwischen den Fingern.

Als ich geendet hatte, schüttelte sie ein wenig den Kopf und sagte: „Das ist noch lange hin.“

Fast immer, wenn ich wieder von unserer Zukunft reden wollte, schloß sie mir lachend den Mund mit Küssen und ließ mich nicht zu Worte kommen.

Die Zeit lief mit Riesenschritten dahin und der Tag des Abschieds war da. Der alte Herr Wendelin hatte sich wenig um mich bekümmert, nun mußte ich ihm noch einmal in seinem alten Rheinwein Bescheid thun, aber er war still und schweigsam dabei. Ich hatte mir vorgenommen, ihn bei dieser Gelegenheit von meinem Verhältnis zu seiner Tochter in Kenntnis zu setzen, allein ich fand seinem finsteren, brütenden Schweigen gegenüber nicht den Mut dazu und verschob es auf spätere Zeit.

Als ich am andern Morgen in der Frühe an dem Garten vorbeifuhr und an jene Stelle kam, wo ich in der gestrigen Mondnacht Abschied von Jorinden genommen hatte, stand sie unter dem weittragenden Lindenbaume und winkte mir mit den weißen Händen zu. Ich schaute zurück, bis der Wagen auf der Höhe war, und immer noch sah ich im Schatten der Linde die schlanke, helle Gestalt. Und als der Wagen an der andern Seite des Hügels hinabfuhr, war es mir, als versänke hinter mir die selige Insel meiner Jugend.

⁂

Nachspiel.

Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon jemand angehört.
Goethe.

Ich habe diese Blätter geschrieben in der Erinnerung an Ereignisse, die mir, so gering sie auch sein mögen, doch gar anmutig vor Augen stehen. Wenn auch mir selber nur alles dies hold und erwähnungswert erschien, so war der Zweifel doch nicht ausgeschlossen, ob es geraten sei, diese harmlosen Dinge hinauszugeben in eine Welt, die an so viel stärkere Töne gewöhnt ist. Doch es mag mich trösten, daß selbst der eingefleischte Großstädter aus dem Geräusch des brausenden Lebens hinweg in die grüne Sommereinsamkeit flüchtet, um auf dem Rücken im Grase zu liegen. Und wer es liebt, aus dem Drange des Lebens und der Geschäfte heraus seinen Blick zuweilen in das sanfte Grün der Bäume zu versenken und dem anspruchlosen Gesang des Rotkehlchens zuzuhören, der wird vielleicht auch nicht ohne Befriedigung seine Blicke über diese Blätter gleiten lassen.

Nur wenig bleibt mir noch zu erzählen. Zwischen Schattin und Berlin gingen die Briefe hin und her. Jorindens Briefe waren wie gaukelnde Schmetterlinge. Aber als es gegen den Herbst ging, wo die Schmetterlinge seltener werden, da wurden auch die Briefe seltener, und zuletzt kam einer, der der letzte war.

Sie hat später einen ältern, in der Umgegend begüterten Baron geheiratet, der bei einer Gelegenheit mit seinen Kenneraugen die seltene Erscheinung

entdeckte. Sie leben im Winter in Berlin und Jorinde ist noch immer eine schöne Frau. Auf der Fahrt zu meinen Patienten begegne ich ihr oft, allein sie kennt mich nicht mehr, denn ich habe mich im Laufe der Zeit sehr verändert. Wenn ich nach solcher Fahrt in mein grünberanktes Häuschen zurückkehre, da begrüßt mich eine blonde, freundliche Hausfrau und blühende Kinder springen mir entgegen, die die meinen sind, und denen die Zukunft so voll blauer Wunder ist, wie einst mir.



Inhalt.

Du Heimat meiner Jugendzeit,
Du meiner Kindheit Glück,
Du meiner Kräfte Wurzelgrund —
Ach nur ein kleines Stück
Von deiner Gaben reichem Schatz
Bring dankbar ich zurück.

